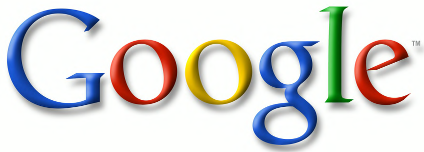
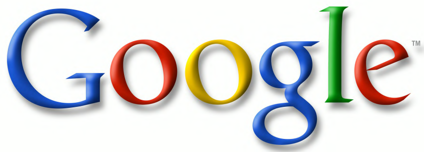
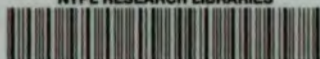
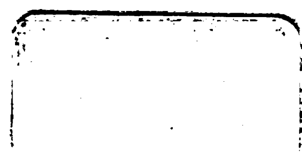










ALFRED MEEBOLD

INDIEN

MÜNCHEN R. PIPER & CO.

India.

(X).

Alfred Meebold

INDIEN

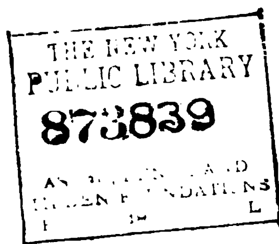
ALFRED MEEBOLD

INDIEN

Mit fünfundzwanzig Vollbildern
nach Bleistiftskizzen des Verfassers



R. Piper & Co.
München
1908



Published September 15, 1907

VORWORT

In den vorliegenden Skizzen habe ich versucht, möglichst unabhängig von den Ansichten anderer, nur aus der unmittelbaren Anschauung gewonnene Einblicke in Fragen und Zustände des heutigen Indien niederzulegen. Sie können demnach natürlich nicht erschöpfend sein, mögen aber vielleicht doch hier und da anregend wirken. Ich stehe nicht auf dem Standpunkt, dass meine Ansichten absolut richtig sein müssen.

Die auf Wunsch meiner Herren Verleger beigefügten Bilder geben meine flüchtigen Zeichnungen wieder mit all ihren Mängeln und machen keinen Anspruch auf künstlerischen Wert.

Alfred Meebold.

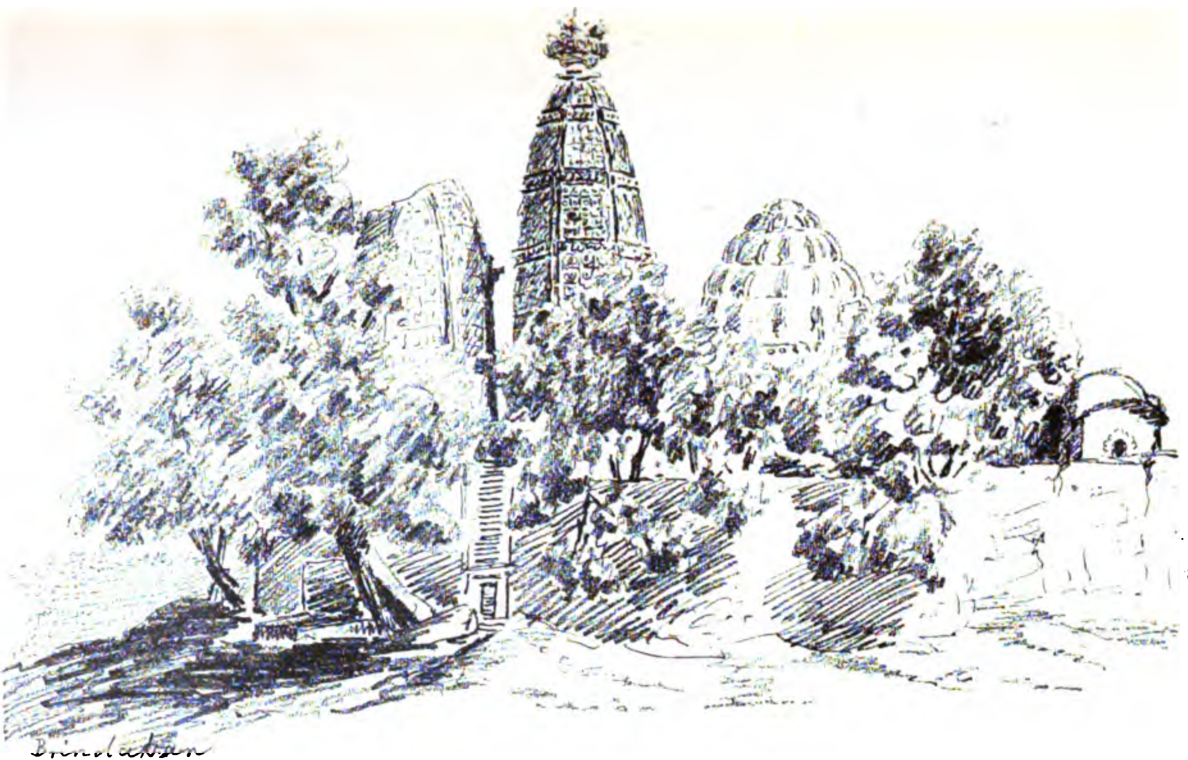
INHALT

Seite

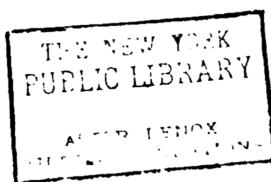
Das glückliche Tal. Enthusiasmus in Reiseführern. Hausboote. Im Kampf mit Lumberdar und Bootführer. Der Wularsee. Es regnet in Gulmarg. Srinagar, die Hauptstadt von Kaschmir. Takht-i-Suleiman. Ein indisches Venedig. Haushaltsorgen. Unreellität im Geschäftsleben. Der Schikari. Wie aus dem Lamm ein Löwe wird. Geselliges Leben unter den Sommergästen. Fahrt nach Islamabad. Holzbrücken. Pampurbrot. Achabal und seine Quelle. Gastfreundschaft. Der Tempel von Martand. Was der Schikari mich kostete. Fische, die aus der Hand fressen. Aufbruch der Karawane. Der Willkomm in Aschmakam. Ein bergeinsamer Schrein. Die erste Nacht im Zelt. Pariahunde. Das Lidartal. Reisende Kanarienvögel. Zeltstadt. Fliegende Eichhörnchen. Seltsame Geschichten. Vorbereitungen zur Regenzeit. Brotraub. Hund und Diener. Unter Larven die einzige fühlende Brust. Mohammedanischer Hochmut. Zum Marganpass. Rhododendren. Wardwantal. Walliser Blockhäuser. Kein Transport. Schlangen und Vögel. Eindringen der Zivilisation. Ein Barde. Hirtenvolk. Die ersten Gletscher. Yaks auf dem Gletscher. Eiskaskaden am Bhot Kol lá. Ein Wüstenland und seine Stimmung. Rote Murmeltiere. Schmutzlawine. Suru. Die falsche Rupie. Schlimme Brücken. Ein Gletscherrund. Eissturz. In der Mausefalle. Ein inneres Erlebnis. Ibex. Der Nun-Kun. Steinlawine. Der erste tibetanische Ort. Tschorten und Om mani-Mauern. Trachten. Eingemachte Lamas. Der Oberlama. Zug der Lamas. Die Rungdum-Gonpa. Lamas und Spiritualität. Zum Kangipass. Tier- und Menschenwürde. Atemnot bei 6000 Meter. Ein Wald von Matterhörnern. Botanische Seltenheit. Ein Land der Giganten. Kangi und ein abenteuerlicher Zug. Der Karawanenweg. Sonderbare Bilder. Lamayuru. Der falsche Lumberdar. Khala-tse und das Dardschloss. Felseninschriften. Die Leute aus Yarkand. Unverhofftes Zusammentreffen. Leh und seine Merkwürdigkeiten. Symbole der Dards und der Tibetaner. Die drei Welten. Anstieg zum Khardong lá. Vegetationsverhältnisse. Leute von Ladakh. Ein Tee beim Wesir. Rückreise und Trennung. Ernte in Skirbichan. Oasen im Industal. Kuli und Schlange. Die Dards. Märchenwanderung. Die grosse Indusschlucht. Mündung des Suruflusses. Ärztliche Konsultation. Marmor-

berge. Kharmang und sein Rajah. Polospiel und Männertanz. Eine Teufelserfindung. Stromschnellen. Wie die Eingeborenen ohne Brücke über den Strom gelangen. Skardu. Ein Bekannter aus Europa. Zum Burji-lá. Lager bei 4000 Meter. Aasgeier. Blick auf den Karakorum. Die Deosaiebene. Einsamkeit. Bergseen am Sarsingarpass. Schneesturm. Schwierige Topographie. Rückkehr nach Kaschmir. Unangenehmer Zwischenfall. Das Wüstenschiff im Hochgebirge. Kischengangatal. Gures. Ein seltsames Geschöpf. Das letzte Zeltlager. Rajdianga-Pass und der Riese des Nordwesthimalayas. Die falsche Schafherde. Zum Wularsee. Schwarze Bären.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN



1. Zerfallende Hindutempel in Brindaban.


PUBLIC LIBRARY

I

AM DUN

Wo der Ganges aus dem Dun bricht, um hinauszurollen in die herrliche, weite Ebene, unter die Mangobäume, die Akazien mit den weissen Dornen und den zierlichen, goldgelben Blütenkugeln, unter die schattenspendenden Tamarinden, da liegt das heilige Hardwar. In fünf breiten Armen zieht der Strom dahin; sie kreuzen sich, vereinigen sich, trennen sich wieder. Einige fliessen glatt und langsam, andere rauschen wie ein Bergstrom. In der Regenzeit bilden sie eine einzige, breite Masse, die über Kieselbänke und waldige Inseln wegbrandet. Zwischen den Hügeln füllen sie den ganzen Raum und lassen nur am rechten Ufer ein schmales Tor nach Hindostan offen, durch das die grosse Strasse von Dehra gen Delhi zieht — jetzt auch der Feuerwagen, wie der Inder die Eisenbahn nennt. Hier hat sich die heilige Stadt zwischen Berg und Strom gezwängt. Eine einzige, lange Strasse und ein paar Seitengässchen. Aber eine stolze Wasserfront. Weisse Paläste mit bezinnten Türmen zur Seite öffnen ihre Hufeisenarkaden. Bunte, seltsame Malereien decken ihre Mauern: Elefanten, die mit Tigern kämpfen; Blumenvasen; Rajahs im vollen Schmuck, oft nur durch den beturbanten, bärtigen Kopf und das Schwert in der Hand von einer Tänzerin zu unterscheiden — es ist ja

überhaupt ein närrisches Volk, das seine Grossen in Weiberröcke und die Weiber in Beinkleider steckt —; vielarmige Götter; streitende Krieger; hier und da ein moderner Sipahi oder gar ein Rotrock. An Festtagen hängen auch noch bunte Teppiche und Lappen aus den Fenstern. Geschnitzte, holzvergitterte Balkone; scheinbar planlos hingesetzte Kioske, durch die schön geschwungene Linie des breit ausladenden Daches immer freundlich stimmend. Dazwischen die Tempel, grosse und kleine, deren schlanke, vierseitige Pagoden bald in einfacher Pyramide aufsteigen, bald in sanfter Bogenlinie, quer oder längs gerippt, oder nur mit mehrfacher, ineinander geschachtelter Wiederholung der Aussenlinie in Relief auf den Flächen. Dann krönt das Ganze ein seltsamer Aufbau von Tellern, Kugeln und Rosen, nicht unähnlich einem spanischen Palmsonntagsstrauss. Ganz zu oberst ragt der heilige Dreizack.

Von der Insel aus gesehen, die gegenüber liegt, ist es ein reizvolles Bild. Nicht mächtig und reich wie das grosse Benares, das weit, weit unten am selben Strom seine stolze Heiligkeit zur Schau bietet in den breiten Treppenkaskaden — den Ghats — und dem glänzenden Wall von massigen Sandsteinbauten darüber. Hier ist das Ufer niedrig, die Verhältnisse sind bescheidener, die Paläste weissgewaschen. Aber nichts unterbricht hier die Reinheit des Hindutums; keine ketzerische Moschee streckt frech ihre dünnen Zeigefinger dazwischen. Und dann — die prachtvollen Bäume, die zwischen den Bautengruppen ihre Zweige über das Wasser senden, und der gezackte Wall von Felsen und Wald, an den sich Tempel und Häuser schmiegen, und der ewige Schnee, der von fernen Spitzen und Kämmen herüberglänzt — das alles hat Benares nicht.

Dort auf der Insel im heissen Sand zu liegen im Schatten eines breitblättrigen Teakbaumes! Eine kleine, buschige Akazie füllt die Luft mit ihrem starken, süssen Wohlgeruch, ein paar Mainahs schwatzen und zanken, die schwarzen und grauen Vögel mit der gelben Brille um die klugen Augen und dem komisch hüpfenden Gang. Am Ufer neigen sich schlanke, hohe Pampaswedel im sanften Wind, der vom Himalaya her Kühlung bringt; das vorbeiziehende Wasser rauscht und darüber zittert die Luft in der Mittagshitze; drüben um die Tempel wehen verblasste Fahnen auf langen Bambusstöcken. Und der Gong eines Fakirs klingt herüber in scharfem Ton oder die Tempelglocken lassen ihren vollen, immer schön gestimmten Schall daherströmen.

Etwas weiter oben am Ende der Insel stehen zwei elende Hütten. Da hockt ein Mann, ein besonders dunkler Geselle, fast nackt und oh, wie schmutzig. Der Lappen um die Hüften ist so ziemlich schwarz und das kurze, dünne Zöpfchen auf dem Scheitel halb aufgegangen. Er kratzt bedenklich im dichten Haar; im Arm hält er seinen kleinen Sohn, so ungewaschen wie der Vater. Und wie beim Vater, so hängen beim Sohn billige Messingringe im oberen Ohrrand, und dicke, schwarze Ränder sind um die Augen gezogen. Die Leute tun dies zum Schmuck durch ganz Indien; selbst im Süden sah ich es, wo schwarz auf schwarz keinen rechten Sinn mehr hat. Meist benützen sie kleine, runde Pasten von feingeriebener Kohle dazu, aber ich sah auch besseren Farbstoff in allerlei seltsam geformten und verzierten Dosen und kleinen Vasen. Bei diesen ist gewöhnlich am Schraubdeckel ein Stift befestigt, der in die schwerflüssige Masse taucht. Die Europäer nennen diesen Brauch barbarisch, aber ich

kann nicht recht einsehen, warum. Ich will keine billigen Vergleiche ziehen mit Europa, sondern einfach sagen, dass es mir nicht missfällt, wenn es gut und sorgsam gemacht ist. Die schönen Augen, die sie fast alle haben, gewinnen an Glanz dadurch. Freilich — so ein roher Kohlenring ist barbarisch, und meist sieht man nur das.

Der Mann steht höflich auf, da ich komme, und grüsst. Aber er sieht mich misstrauisch an und zieht die Hüttentür zu. Sie lieben alle den Sahib nicht, weil sie ihn nicht verstehen (und nie verstehen werden), und selbst das Pariahweib da drin, das sich vor keinem Inder verbirgt, will nicht gesehen werden vom Europäer. Ich habe allerdings erlebt, dass die Neugier grösser war, als die Scham, dass die Kuliweiber sich erst zur Seite drehten, aber sofort wieder Front machten unter grossem Gelächter, um den weissen Mann recht genau zu sehen.

Ein Kupferpaisa, den ich dem Kleinen reiche — er steckt ihn sofort in den Mund — gewinnt das Vertrauen des Vaters, und er murmelt etwas. Dann verlange ich in den dreierlei Ausdrücken, die ich weiss, ein Boot. Aber der Mann grinst unentwegt und verständnislos. Ich kann's ihm nicht einmal übel nehmen, denn dinghy ist eine Lokalbezeichnung von Kalkutta, schigara von Kaschmir, und nao Hochhindostani. Kischti, das landläufige Wort, fiel mir nicht ein. Übrigens sind alle die Inder, die auf den Europäer gedrillt sind, zum mindesten so gewandt wie die Italiener im Verstehen, und alle die anderen so verstockt wie der echte Cockney. Dazu kommt, dass der gewöhnliche Mann gar nicht Hindostani kann, sondern nur seinen besonderen Dialekt — und davon gibt es Hunderte in dem grossen Reich.

„Ustaraf jana mangta (hinübergehen will ich)“, sage ich nun und strecke den Arm lang gen Hardwar. Es ist ein schauderhaftes Hindostani, aber das Wort ústaraf bringt ein Licht des Verständnisses in die schwarzgerandeten Augen, und der Zeigefinger tut den Rest, so scheint mir.

„Ustaraf?“ fragt er, um sicher zu gehen, und dann tut er den verblüffend wahren Ausspruch: „Hier ist keine Brücke.“

Es hat keinen Zweck, in Indien ungeduldig zu werden, wenigstens nicht mit einem Kuli, dem unwissendsten Geschöpf auf Gottes Erdboden. Ein Babu hätte dieselbe Antwort gegeben, aber dem kann ich auf Englisch liebend meine Meinung sagen über seine Intelligenz. Der Kuli ist nicht verantwortlich.

Endlich kapiert er doch und schreit etwas hinüber, das in — oooh endigt. Von drüben, wo ich kein Boot sehe, kommt eine Antwort — oooh. Der Kuli ruft wieder — oooh. Dann taucht weit oben ein Nachen aus dem Schatten eines Baumes, und drei Ruderer sitzen darin. Während des ganzen Weges unterhalten sie sich mit dem Inselbewohner, und es endigt alles in oooh. Bis ich einsteige, wissen sie alles über mich, was der Kuli weiss, namentlich, dass ich dem Kind einen paisa gab. Das ist wichtig — der Sahib hat eine offene Hand. So rudern sie, nachdem ich eingestiegen bin, tapfer quer abwärts. Gegen den Strom zu gehen, fällt ihnen nicht ein — zuviel Arbeit. Nachher ziehen sie das Boot dem Ufer entlang am Strick wieder zu ihrem Versteck. Mit den schmalen, spitzen Rudern können sie auch nicht viel anfangen — natürlich hat jeder nur eines, wie überall in diesem Land. In anderen Gegenden führen sie runde oder ovale, oft bemalte Holzscheiben an kurzem Stock. In Kolombo

rudert man gar mit einem gespaltenen Bambus. Nur auf dem Hughli bei Kalkutta sah ich richtige, schwere Ruder, da die Leute dort mit Ebbe und Flut zu rechnen haben.

Genau eine Stunde dauert es, seit ich den Kuli ansprach, bis ich lande vor einem der betürmten Paläste, die wie in Benares von den Hindu-Rajahs erbaut sind.

Durch eine ganz kurze, unreinliche Seitengasse komme ich zu der Hauptstrasse, zum Basar. Er ist hier nicht unähnlich den Ladenstrassen bei einem katholischen Wallfahrtsorte in Europa, — Lourdes, Notre Dame de Fourvières, Einsiedeln —, wenn man nicht zu genau hinsieht. Rosenkränze, Amulette, Körbe voll starkriechender Blumen ohne Stengel, kupferne und messingene Opfergeräte, Götterbilder in Mengen. Die sind freilich meist schauerlicher Art, in Bombay oder Manchester gedruckt. Ganz schauderhafte Fratzen dabei, namentlich ein Bild der Durga, Schiwas Gattin, wie sie aus Scham über ihre Untat — sie trampelte auf ihrem Gatten umher — die Zunge weit herausstreckt. Man sieht nichts auf dem Bild als ein schwarzes, unförmliches Etwas, ein riesenhaftes Maul und die rote Schlange, die heraushängt. Dann Krischna, blau von Kopf zu Fuss, voll Grazie auf einem Bein stehend und die Flöte blasend. Oder Krischna — immer blau — wie er im Baum sitzt und die Mädchen beim Bade belauscht. Oder Krischna als Butterdieb. Oder Krischna mit den Gopis. Er ist überhaupt der beliebteste Gott, immer freundlich und sich „gemein“ machend, wie man in Schwaben sagt, nie drohend, nie gewaltig. Mit einem Wort: so menschlich. So nimmt er auch hier einen Ehrenplatz ein — in den Bilderläden, obwohl dies nicht seine Stadt ist. Die liegt bei Agra und heisst Brindaban. Aber warum er immer blau ist, habe ich

von den Indern nicht erfahren können. Auf meine Frage lautete die Antwort meist: „Er ist blau.“ Einer meinte, es sei eben eine so freundliche, hübsche Farbe — und das war ein für Indien gebildeter Mensch. Ich muss meinen Freund, den Sanskritprofessor in Deutschland, fragen, der wird es wissen. Auch warum sie Hanuman, den Affengott, grün anschmieren, und Ganescha, den göttlichen Halbelefanten, gelb, und Kali, die Todesfee, wenn sie statt des Leibes und der Beine nur eine Schürze hat, ziegelrot. Und viele andere „Warum“.

Neben den Götterbildern hängen solche von Königen und Helden, der Schmuck und die Stickereien in Gold- und Silbersand aufgetragen. Dazwischen Illustrationen zu Urvasi und Sakuntala in prachtvollen Chromos. Die kosten ohne Rahmen acht Annas, doppelt soviel wie die anderen, denn sie sind von Varmi, dem berühmtesten Künstler, den das heutige Indien hervorgebracht hat. Er lebt in Bombay und ist ein Vollbluthindu. Alles ist unsagbar schön auf diesen Bildern, rund und geschwungen, glatt und süss, rot, blau, gelb und grün. Die Gesichtsfarbe immer weiss und rosig. Perspektive, Lichtgebung und Zeichnung Nebensache. Man sieht noch heute solch „schöne“ Bilder bei uns in abgelegenen Bauernhäusern.

Und hier sind alte Freunde, die auf keiner Dorfmesse in Italien fehlen: die Lebensalter! Die Unterschrift ist deutsch. Mechanisch sage ich meinen Spruch her:

70 Jahr ein Greis,
80 Jahr schneeweiss,
90 Jahr der Kinder Spott,
100 Jahre auf zu Gott.

Daneben sämtliche europäische Potentaten, vom König von Portugal bis zum Zaren und Padischah, manchmal mit Gattin, meistens ohne sie. Aber Ferdinand und Peter von da unten fehlen; sie sind immer die Zurückgesetzten.

Was diese Produkte in Hardwar tun? Und wer sie wohl kauft? Und was sich der Hindu dabei denken mag? Die Herrscher von England — das begreift man, denn Streber gibt es überall. Aber der Kaiser von Deutschland oder der König von Italien oder Felix Faure (ich sah ihn mehrfach darunter)? Kaum hundert in der Million wissen hierzulande, dass Belait — Europa — etwas anderes ist als England, höchstens noch Russland dazu. Sie kaufen sie wohl als Belaiti Rajahs und denken sich, die stünden im selben Verhältnis zu England wie ihre eigenen. Oder einfach als Kuriositäten, wie ich ihre Götterbilder kaufe?

Die Lebensalter, das ist anders, die können sie verstehen, trotz der „christlichen“ Kleider, denn die haben sie auch, die weissen Haare abgerechnet, weil diese bei ihrem Erscheinen sofort rot gefärbt werden, aus Eitelkeit — ausgerechnet braunrot, mit Henna oder Pân.

Dann kommen die Stoffläden. Viel englischer Kattun und sächsische Wolltücher. Aber auch die Weissware aus den Webereien von Bombay und Cawnpore, riesige bunte, handbedruckte Tücher mit Pfauen, Rosen, ganzen Bäumen voll Vögeln, aus Farukhabad und Lucknow. Die werden heutzutage in Manchester nachgemacht und in Bombay an die Fremden als echt indisch verkauft, obwohl sie sofort an der sauberen Ausführung als Maschinendruck zu erkennen sind. Andere voll Gebeten in Urdusprache, rot oder schwarz auf weiss, und eine Lokalmode, die von den Weibern als Gewand umgeschlungen wird: breite gelbe, grüne,

rote Streifen im Zickzack, dann ein glatter, gelber Grund und ein paar dicke, rote Kugeln oder Ringe darin. Es ist das schreiendste an Farben, was es geben kann. Im Dun, wie in Oudh und bis hinüber in die Gegend von Delhi sieht man dieses Muster. Die kleinen Färber machen es selbst; wie — konnte ich nicht erfahren. Aber die Tücher sind gefärbt, nicht gedruckt, denn die Farben fliessen sanft ineinander an den Rändern.

Dann die Schüsseln aus Seifenstein, die hier gemacht werden. Ihre Färbung ist schön, namentlich wenn sie nass werden.

Oder das Sammelsurium der Opfergeräte. Tellerchen und Schüsselchen, klotzige Löffel, Löffel im Umriss wie ein Fisch, kupferne Fusssohlen des Schiwa oder Wischnu, an den roh eingravierten Symbolen zu unterscheiden (in Benares und Buddhgaya gibt es eben solche Sohlen des Buddha für die buddhistischen Pilger); lingams aus Basalt, Messing oder Kristall, mit und ohne Yoni; Körbe voll Becher und Schüsseln, alles aus Messing, jammervoll schlechte Benaresarbeit; Fakirmuscheln; heilige Eier aus Stein und Glas. Diese werden in eine messingene Lotosblume gesetzt, deren Blätter sich nach Belieben öffnen und schliessen lassen. An der Seite steigt eine kurze Stange auf, die oben in einen wagerechten Ring endet. In den Ring setzt man eine Miniaturamphore, deren Boden durchlocht ist. So tropft das Wasser aus der Amphore beständig auf das steinerne Ei im Lotos. Das ist das Hausopfer für Schiwa.

Im ganzen Basar ist nichts Gutes oder Künstlerisches zu finden. Es ist alles Schund, europäischer und indischer, auf ein Volk berechnet, das mit Kupfergeld einkauft. Nur unter den Metallgefässen, Lotos genannt, sind gefällige Formen zu sehen.

Wo die Läden aufhören, fangen die Paläste und Tempel an. Sie sind freilich — wie fast alles in Indien — von der Nähe besehen nicht halb so imposant wie drüben von der Insel, aber malerisch immer. Auch hier die Fresken oft grotesk, manchmal feiner ausgeführt, immer getüftelt, symmetrisch und unkünstlerisch nach unseren Begriffen. Auch an den Tempeln ist keine gute Arbeit, die Linien stimmen nicht, die Skulpturen sind roh, die Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Meist sind es Ziegelbauten, weiss gestrichen. Und doch liegt über allem ein eigener Zauber. Gerade hier in Hardwar kam die fast unnatürlich harmonische Stimmung über mich, die sich des öfteren in Indien einstellte. Das ist etwas sehr Schönes, das ein besonderes Wohlbehagen mit sich bringt und zugleich eine erhöhte Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute. Die Fähigkeit der Kritik beeinträchtigt es nicht, aber die Fehler, die man sieht, verderben nichts; sie werden nicht als Fehler empfunden, sondern gehören zum Ganzen. Es ist die Stimmung, in der man die Ästhetik des Hässlichen versteht und geniesst und auch die des Schlechten. Das klingt wohl wie Lästerung? Es ist aber keine, auch kein krankhafter, abnormer Geschmack. Sondern ein ganz merkwürdiges Verständnis dafür, dass alles aus e i n e r Quelle kommt und in e i n e n Hafen zurückkehren will. Dass aus dem Schlechten Gutes wächst. Dass der Verkäufer dort, ohne es zu wissen, etwas viel Höheres, Reineres in sich hat, als die immerwährende Sucht, zu betrügen, die seinen Sinn füllt. Dass der Fakir da hinter seiner Unsauberkeit und seinem stupiden Fanatismus die unsterbliche Seele birgt, die sich durchringen will. Dass der schwärenbedeckte Pariahund ein dunkles Abbild meiner selbst ist, und dass in den blühenden Ranken dort, in dem

Stein, auf dem ich gehe, derselbe Geist weht, der mich jetzt so schön fühlen lässt. Dass alles, alles lebt und will, nichts Totes in der Welt ist. Dass man ernst sein mag, aber nicht traurig, nicht mutlos, nicht missgestimmt. Es sind die Tage, an denen man nichts Schlechtes empfindet. Wohl dem, der Wochen, Monate und Jahre daraus machen kann.

Und es ist doch nichts weiter, als dass man das, was man sonst denkt, nun lebt. Ja, gerade —.

Und weil ich einen solchen Tag in Hardwar erlebt habe, darum ist mir die heilige Stadt so lieb.

Da ich so durch die Strasse wandere, die von kaufenden, schwatzenden Menschen erfüllt ist, fühle ich plötzlich, dass mich jemand ansieht. Sie alle tun das, an denen ich vorbeigehe, aber dieser eine Blick ist anders geartet. Ich suche ringsumher, doch keiner von den Umstehenden sendet den magnetischen Strom. Ein paar Sipahis, zwei reiche Kaufleute, etliche Kulis, ein armes Weib und ein Haufen Studenten, die Bücher unter dem Arm, mustern den fremden Sahib. Dort von der Brücke, die sich in einiger Entfernung vor mir über dem schmutzigen Wildbach wölbt, kommt mir ein Fakir entgegen. Der ist's. Er mag gegen die Fünfzig sein, geht vollkommen nackt, vom Scheitel zur Sohle mit Asche beschmiert. Das Haar ist kurz geschoren, grau wie der Rest. In der einen Hand trägt er das Gefäss des Bettlers, in der anderen den Wanderstab. Unsere Blicke treffen sich und verlassen sich nicht wieder, bis er vor mir steht. Einen Augenblick hält er an und sagt mir etwas, ohne zu sprechen, etwas — aber das will ich für mich behalten. Dann lächelt er ein wenig, und wir gehen weiter. Niemand hat etwas bemerkt.

Ja, das klingt alles sehr mystisch. Aber es war so natürlich, so selbstverständlich, so alltäglich. Wem

das seltsam vorkommt, der lese die Stelle nach in „Kim" — ich kannte das Buch damals noch nicht —, wo Kim im Bahnhof zu Lucknow sitzt und auf den Zug wartet, um nach Benares zu fahren zu seinem Lama. Da tritt ein Fremder zu ihm und sagt etwa: „Du warst soeben ganz nahe dabei, deine Seele zu erfassen; ich sah es in deinen Augen. Ich kenne das. Ich war selbst einige Male ganz nahe dabei, aber dann rückte alles wieder weit fort." Der Mann hockt seufzend nieder, während Kim zu dem hereinrollenden Zug geht.

Keiner von beiden findet das wunderbar oder mystisch, und Kipling selber auch nicht.

Gedankenübertragung nennt man es in Europa. Das Wort ist entsetzlich korrekt und wissenschaftlich. Man denkt dabei an die Versuche der Gesellschaft für psychische Forschung mit Dreiecken, Ringen, Fragezeichen oder dergleichen. Aber zwischen Kim und dem Mann oder zwischen dem Fakir und mir, das war mehr, von weiterer Ferne her. Man fühlt diese Dinge, ohne sie nennen zu können, wie ein Blinder die Insel fühlt, um die er im Kreis rudert, ohne sie zu erreichen. Sie haben keine Namen, nur Leben.

Die Begegnung mit dem Fakir war nicht die einzige derartige, die ich in Hind erlebte. Noch zweimal kam mir Ähnliches entgegen, hoch droben in einem verlassenen Tal des Himalaya und in einer Hotelveranda zu Agra. Der Gegensatz in der Umgebung ist gross, das eine Mal ganz Poesie, das andere Mal ganz Prosa. Doch die Sache selbst war immer die gleiche: Zuerst die besondere Stimmung und dann das „Erlebnis".

Ich weiss, dass einige gern hiervon hören. Sie können es selbst „erleben" in Europa, sie brauchen nicht erst nach Indien zu kommen. Aber dort ist es

wirklich ein Erlebnis — hier scheint es selbstverständlich. Das macht es so fein und gut.

Vom letzten Teil der Strasse zu Hardwar habe ich nichts im Gedächtnis behalten, wohl auch nichts mit Bewusstsein gesehen. Erst als ein Babu, wie man die untere Klasse eingeborener Beamten nennt, mich ansprach, blickte ich auf. Ich stand auf der erhöhten Plattform, der heiligsten Stelle, mitten zwischen Tempeln. Er wies auf meine Stiefel. Das tat mir leid. Man soll nie die religiösen Gefühle der Menschen verletzen, auch wenn man die Form ihres Ausdrucks lächerlich oder kindisch findet. Die Kuh ist das heiligste Tier des Hindus, deshalb soll man mit Schuhen aus Kuhleder keine geheiligte Stelle betreten. Dreimal ist es mir in Indien passiert. Hier, wo niemand von den zahlreichen Zeugen spricht ausser dem höflichen Babu, in Amritsar, wo mich die Sikhs mit viel gutmütigem Geschrei von der geweihten Terrasse entfernten, die um den Teich des goldenen Tempels läuft, und auf die ich unversehens geraten war, und endlich in einer kleinen Moschee in Delhi, die ich für verlassen hielt und wo ein finsterer Mohammedaner mit bösem Blick und hartem Wort meinen Irrtum „aufklärte". Denn der Islam kennt dasselbe Verbot, nur ist es gegen Schuhe überhaupt gerichtet. Der Mann war also im Recht, was bei dem hochrot wallenden Wächter im Dom von Sevilla nicht der Fall war, als er zornig von mir verlangte, ich sollte knien, obwohl ich ganz abseits stand. Ein Hund, der fröhlich schnuppernd zwischen den Pfeilern sich zu schaffen machte, störte den Rotberockten nicht.

Der Babu führt mich zwischen den Tempeln — eher Tempelchen — durch, in eine überwölbte, halb zerfallene Treppe. Wir treten auf die lange, schmale

Terrasse hinaus, die am Stromufer entlang läuft. Links rundet sich der kleine Hafen, in dem die Pilger sich von ihren Sünden reinwaschen. Er ist gar nicht appetitlich, da das Wasser steht, und nur halb stimmungsvoll, denn man hat vom Platz aus einen eisernen Gehsteig — aus Birmingham — quer über den Eingang des Hafens geführt. Von dem Steig aus schauen die Neugierigen zu. Aber die braunen, gelben, braungelben, schwarzbraunen Gestalten im Wasser und auf den Treppenstufen sind malerisch; die faltigen Gewänder in allen Schattierungen von weiss; die Brahmanen mit ihrem feierlichen Getu, den listigen Augen, der ewig zum Ausstrecken bereiten Hand. Sie arbeiten hier mit Dampf, denn ihrer sind wenige und der Pilger viele. Mehr als fünf Minuten darf es nicht dauern, bis der Pilger, seine Familie, sein Haus und Feld gesegnet sind. Und dann klappern die Paisa oder etwas Besseres klingt, und die Tasche füllt sich.

Auf dem Uferplatz hocken und liegen in langer Linie die heiligen Männer. Sie leben da, jahrelang, und weichen nicht von ihrer Stelle. Manche haben ein Schutzdach für die Nacht, zwei gegeneinander gelehnte Matten aus Palmblättern oder Tigergras. Andere hüllen sich nur in Decken. Bei einigen sah ich gar nichts. Sie sind grau oder gelb — mit Turmeric — beschmiert, oder auch nur in Naturfarbe. Auch einige Nonnen sind darunter, alte Weiber im rötlich-gelben Gewand, fast die Farbe, die der buddhistische Priester trägt. Jedes heilige Wesen hat einen kleinen Altar errichtet: ein Götterbild aus Marmor oder Stein, eine Spanne hoch, kleine, blanke Messinggefässe, Kupferlöffel, eine weisse Muschel von der geheiligten Art, ein Leuchter und immer ein paar Blumen. Manchmal sieht man an diesen Altärchen wirklich schöne, alte Gefässe, die

wohl die Habgier eines Sammlers wecken könnten, oder einen der mannshohen, schlanken Leuchter, denen von Pompeji ähnlich wie ein Ei dem andern. Auch hier tropft der Paisaregen den ganzen Tag; das Gelübde der Armut wird nur dahin befolgt, dass der Fakir bettelt. Es sind viele, sehr viele schwarze Schafe unter den heiligen Männern. Die Plätze hier sind so gesucht, wie die an italienischen Kirchtüren. Wenn einer stirbt, so sagt man mir, „vergeben“ die Bramanen den freigewordenen Platz.

Diese Menschen blicken feindlich auf den Sahib, wenn sie ihn nicht anbetteln. Oft sah ich den Ausdruck in ihren Augen, der sagt: „Ich bin von einer anderen Welt als du und will nichts mit dir zu schaffen haben.“ Es ist nicht die souveräne Verachtung des Mohammedaners für den Ungläubigen, noch dessen schwer erträgliche Selbstüberhebung, sondern mehr, denke ich, die Überzeugung, dass sie vom Europäer nicht verstanden werden können. Daran ist wohl der Teil der Angloindier schuld, der alle diese Menschen ausnahmslos als Betrüger und Nichtstuer behandelt. Für jeden, der auf Folklore ausgeht, mag es sehr der Mühe wert sein, mit den Fakiren zu reden, obwohl sie ihm doch nicht die Wahrheit sagen, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie selbst den Ursprung ihrer Gebräuche nicht mehr kennen, und, wie jeder ungebildete Hindu, schnell irgendetwas erwidern, wenn sie nichts wissen. Darum auch hat sich eine solche Anzahl von Abarten unter ihnen entwickelt — im Gegensatz zu unserem, noch mehr zum buddhistischen Mönchtum, das e i n e Regel befolgt —, dass fast jeder seinen Privatweg zum Himmel hat und dem Frager nur diesen schildern könnte. Selbst unter den Schülern ein und desselben Gurus — Lehrers — ist keine Einheit mehr,

sobald sie selbständig in die Welt hinausziehen. Ich habe mit gebildeten Indern darüber gesprochen und unter dem Titel „der Fakir sagt“, „der Fakir tut“, „der Fakir glaubt“, so widersprechende Angaben bekommen, dass ich an Stelle von „der“ Fakir — „ein“ Fakir setzen und es aufgeben musste, eine Regel hineinbringen zu wollen.

Mit meinem Fakir von Hardwar habe ich mich wohl nur deshalb so gut verständigt, weil er nicht sprach und ich nicht fragte.

Übrigens — Folklore. Hier ein Beweis, wie vorsichtig man hierzulande sein muss mit den Erklärungen der Leute. Ich sagte schon, dass sie sich fast allgemein Bart und Haare rot färben, sobald sie grau werden, und dass wahrscheinlich Eitelkeitsgründe die leitenden sind. (Die Weiber tun es nicht, o Wunder!)

Mein Schikari in Kaschmir — das ist der Jäger — obwohl er für mich nur Pflanzen zu jagen hatte — erschien eines Tages plötzlich mit rotgefärbtem Bart. Auf meine Frage, was los sei, sagte er: „Es ist gut gegen das Schlechtwerden der Zähne im Alter, Sahib.“ Er sagte das wichtig und mit dem grössten Ernst, obwohl er wusste, und ich wusste, dass es frei erfunden war. Ich lächelte und meinte: „Jedenfalls ist es hässlich,“ und dann grinste er und tat es nicht wieder, solange er bei mir war.

Nun schlendere ich langsam und zufrieden durch die lange Strasse zurück, dem Dâk Bungalow zu, der gute zwei Meilen weiter unten liegt, vornehm allein unter hohen, dichtbelaubten Sissubäumen, nahe bei den Häusern der beiden Ingenieure. Das ist das ganze Kantunment, das europäische Viertel von Hardwar.

Durch eine Seitengasse sehe ich nun doch eine



2. Strassenecke in Benares.

Moschee. Aber sie ist in Puppenformat und drückt sich scheu in eine Falte des Berges.

Plötzlich geht ein grosser Lärm los. Ein Affe kommt in grossen Sprüngen aus einem Haus und hinter ihm drein ein keifendes Weib. Der Affe ist zwar ein heiliges Tier, doch an der Mehlschüssel hört die Heiligkeit auf. Aber einen Affen fängt man nicht. Das Tier sitzt schon auf dem Hausfirst jenseits der Strasse und verzehrt grunzend die Handvoll Mehl, die es geraubt hat. Der Anblick ist so komisch — denn Mehl ist schwer zu essen, wenn man keinen Löffel hat — dass alles lacht und die Frau schliesslich auch. Die Scherzworte fliegen ihr von allen Seiten zu und mögen teilweise derb sein, denn sie schüttelt ihren Stock gegen einen halbwüchsigen Fruchtverkäufer, halb grimmig, halb lachend.

Weiter draussen, wo die Häuser verschwunden sind und der Weg auf hoher Böschung unter Bäumen am Fluss entlang führt, stosse ich auf eine ganze Schar dieser hässlichen Tiere. Der Pelz ist gelbbraun und struppig, das Gesicht und ein anderer Körperteil rot, wie rohes Fleisch. Die Augen sind stechend, mit bösem Ausdruck. Sie sind auch böse unter sich, Streit und Zank hören nicht auf. Da jagen sich zwei, ein alter, fetter Geselle den jüngeren, mit viel Geschrei durch die Zweige. Die Sprünge, die sie machen von Ast zu Ast, sind geradezu tollkühn. Manchmal biegt sich der Zweig fast bis aufs Wasser unter der plötzlichen Last. Aber die Kerle berechnen genau; sie wissen auch wohl, welcher Ast halten wird, und welcher brechen könnte. Sollte doch einmal einer ungeschickt sein und ins Wasser plumpsen, so schwimmt er gewandt ans Ufer, wenn die Strömung nicht zu stark ist.

Die Affenkinder aber sind possierlich und hübsch.

Wenn die Jagd zu wild für ihre jungen Kräfte durch die Bäume geht, zum Beispiel bei plötzlicher Flucht vor dem Menschen, so hängen sie sich der Mutter an die Brust. Den alten Stammvätern weichen sie sorgsam aus, denn die haben kein Verständnis für spielende Kinder und hauen immer gleich zu. Das wissen die Knirpse schon.

Da hockt so ein Bürschchen, wühlt Grasstoppeln aus und verzehrt die feinen Würzelchen. Das scheint verboten zu sein, denn die Mama, die über dem Weg ein noch jüngeres zu bewachen hat, lässt ein warnendes Grunzen ertönen. Der junge Herr wendet einen Augenblick sein kluges Gesichtchen hinüber, doch er scheint nicht zu glauben, dass es ihm gilt, und gräbt ruhig weiter. Mit einem Sprung ist die Alte drüben und versetzt fletschend dem unfolgsamen Sohn eine richtige, tüchtige Ohrfeige. Das Jüngste verlässt dabei ihre Brust nicht. Quiekend flieht das gezüchtigte Äffchen in die Büsche, kommt jedoch nach einer Minute wieder zum Vorschein und setzt sich nun brav und still neben der Mutter auf einen Stein. Es setzt sich aufrecht und kreuzt die Arme über der Brust in Ruhestellung, genau wie ein Mensch. Fehlt nur noch, dass es die Beine übereinander schlägt.

Mein Vorwärtsschreiten bringt die ganze Bande zur Flucht.

Noch ein Bild. Durch ein jetzt trockenes Flussbett, nahe der Einmündung in den Ganges, und drüben zwischen Hecken voll wildem, duftendem Jasmin ein paar Schritte hinauf. Da steht ein alter, halbverfallener Tempel. Die Hofmauer ist eingestürzt und dicht überwachsen. Auf der Pagode spielen zwei Affen, aus dem dunkeln Innern des Tempels leuchtet ein mennigrot angestrichenes Götterbild; der Boden ist mit

weissen und gelben Blüten bestreut. Ein mächtiger Gummibaum, dessen Stamm fast so dick ist wie der Tempel breit, beschattet das Ganze. Die schwarzgrünen, glänzenden Blätter knattern leise im Luftzug, die Knäuel der roten Feigen in den Blattachseln leuchten im Sonnenschein, die Luftwurzeln baumeln in dicken Zöpfen. Auf der anderen Seite des Baumes erhebt sich ein einfacher Steinpfeiler, der eine dunkelrot überlaufene Basilikstaude trägt, die scharf duftende Tempelpflanze. Der Baum lehnt sich an den Tempel, der Pfeiler an den Baum, und an den Pfeiler lehnt sich ein Fakir. Er trägt die senkrechte Linie des Schiwa auf der Stirn und hat vor sich auf dem Boden seinem Gott den gewohnten Altar errichtet. Quer über die Schultern liegt ihm ein Stock — doch nein, das ist kein Stock, sondern sein rechtes Bein. Jahrelang hat er es so liegen lassen, bis die Gelenke verhärtet, die Knochen verdreht, die Muskeln geschwunden waren. Nun kann er es nicht mehr herunternehmen, kann überhaupt nicht mehr gehen und sitzt da am selben Fleck Tag und Nacht. Wenn er den Platz wechseln will, so müssen fromme Menschen kommen und ihn tragen. Er ist ein noch junger Mann, der sich so verstümmelt hat. Wir Europäer sehen nur das verdorrte Glied, und es verdirbt uns die Stimmung. Der Inder jedoch sieht das gottgefällige Werk und fühlt sich dadurch erhoben. Kann der Gegensatz zwischen den zwei Welten stärker zum Ausdruck kommen? Mir scheint immerhin unsere Auffassung die natürlichere. Ich muss sagen, dass der aufgeklärte Hindu diese Art von gottgefälligem Werk verurteilt. Aber auch der aufgeklärteste achtet sie, und das ist ein Standpunkt, der sich verteidigen lässt.

Aber mir tat es leid, das im Frieden des zerfallenen Tempels am Ganges zu sehen.

Der Abend gehörte Europa: im Smoking zum Diner mit den beiden Staatsingenieuren. London, Paris, Marseille, was die beiden jungen Leute so kennen, werden verhandelt und gewogen, als ob wir nicht inmitten einer Welt sässen, viel reicher und interessanter als unser altes home. Nur die braunen Diener im weissen Gewand bilden den Übergang. Aber wir sind alle so an sie gewöhnt, dass wir sie nicht mehr sehen.

Früh am nächsten Morgen steht die wandelnde Brücke vor dem Rasthaus, auf der ich die fünf grossen Arme des Stromes überqueren will. Ein Elefant natürlich. Solch ein Ritt ist kein grosses Vergnügen, weder auf der einfachen Bambusplattform, auf der ich sitze, noch in der silbernen Howdah, wie sie die Rajahs bei Festlichkeiten benützen. Das Stossen und Schwanken bleibt dasselbe. Auf dem Nacken, dicht hinter den Ohren reitet der Führer. Er hält ein starkes Eisen in der Hand, das eine Ende stumpf, das andere hakig.

Die Reise geht langsam, sehr langsam, aber sicher. Das Tier prüft den unsicheren Kieselgrund, ehe es auftritt. Zunächst auf wirklicher Brücke über den grossen Kanal — ein prachtvolles Werk des weissen Mannes, das den braunen weit hinaus vom Monsun unabhängig macht und ihm die Ernte sichert. Soweit seine Verzweigungen reichen, gibt es keine Hungersnot mehr. Dann zum eigentlichen Strom.

Am Ufer sitzt ein Brahmane und hat Kundschaft für den Morgensegen. Er träufelt das heilige Wasser auf Kopf und Hände, murmelt Gebete dazwischen. Dann schlägt er das Kreuz über den Mann — es sieht wenigstens genau so aus. Selbst auf die Paisa werden ein paar Tropfen Gangeswasser gespritzt, ehe sie der Priester nimmt.

Nun haben wir eine kleine, senkrechte Böschung zu nehmen, um ins Wasser zu kommen. Das schwerfällige Tier lässt sich einfach mit beiden Vorderfüssen zugleich hinuntergleiten. Wer nicht aufpasst, fliegt kopfüber. Im Fluss bespritzt sich der Elefant wohlgefällig Beine und Brust. Bitte, nur nicht höher! Drüben dieselbe Böschung wieder hinauf. Wer nicht aufpasst, fliegt schwanzüber. Und so einige Male.

Mitten im reissendsten Arm bleibt das Vieh stehen und schnauft und spritzt, offenbar sehr befriedigt. Erst nach vielen Stössen mit dem Haken entschliesst es sich, weiter zu stampfen. Wie aber, wenn es ihm in den Sinn kommt, sich ganz zu baden, wie ich es in Haiderabad sah? Ja, eine wandelnde Brücke hat ihre Möglichkeiten.

Doch wir landen trocken in Sand, in Zwergpalmen- und Dorngestrüpp.

Auf einem kleinen Bergsporn steht ein weisser Schrein, ganz im Grünen, und hoch droben auf den beiden Spitzen des Hügels zwei andere — das Ziel meiner Reise. Aber vom unteren Tempel aus zu Fuss. Ein schmaler Weg führt durch prächtigen Urwald hinauf. Allerlei seltsame Früchte hängen von den Bäumen in Büscheln und Ketten, Lianen voll von braunsamtenen, langen Hülsen schlingen sich durch, Mimosen und buschige Zäsalpinien mit den fusshohen, goldgelben Blütentrauben bilden ein undurchdringliches Gestrüpp. Lange, gerade Dornen und kleine Widerhaken von furchtbarer Schärfe sitzen an Stamm, Zweigen und Blattrippen und machen den Durchgang unmöglich. Dazu die Ameisen, gelb und kriegerisch, von denen es hier wimmelt.

Hier und da baumeln die Ranken des Abrus. Wenn

sich seine Knäuel von Hülsen der Sonne öffnen, bieten die Samen, feuerrot mit einem schwarzen Auge, einen hübschen Anblick. Es sind die kleinen, roten Bohnen, mit denen die seinerzeit so beliebten Muschelkästchen verziert waren.

Blumen gibt es jetzt fast gar nicht, es ist Fruchtzeit für den Dschungel. Überhaupt muss man in diesen Wäldern die Blüten mehr auf den Bäumen suchen als am Boden. Da wächst nur unscheinbares Zeug. Das Laubdach ist zu dicht, auch das Klima zu trocken. Drüben im Himalaya ist es anders.

Weiter oben wird der Wald dünner, Gras tritt an seine Stelle. Und nun beginnt ein übler Teil des Weges. Der Zugang zu den Heiligtümern ist gut verteidigt durch dieses Gras, dessen Früchte eine für uns ganz abscheuliche, für die Pflanze ganz wunderbare Einrichtung zeigen. Am unteren Ende einer langen Granne sitzt die dünne Frucht. Unter dieser wieder ein winziger Fortsatz, der mit Haaren versehen ist, die nach oben gerichtet sind, und der in einen Widerhaken endet, scharf wie ein Dolch. Dieser Widerhaken bohrt sich in den Boden, die Granne liefert mit Hilfe des Windes die Bewegung dazu. Aber die infamen Dinger bohren sich auch durch alle Kleider durch und in die Haut ein. Wenn man sie an der Granne herausziehen will, so bricht der Fortsatz ab, und die Sache wird noch schlimmer, weil er so klein und schwer zu finden ist. Damit nicht genug, drehen sich die Grannen bei der Reife in einen Zopf zusammen, so dass man die ganze Ladung einer Ähre auf einmal erhält. Speergras nennt es der Engländer und fürchtet es mit Recht. In Bundelkhand haben die Leute einen besonderen Schuh dagegen erfunden, der ein breites Schutzleder trägt für die Gelenke. Aber hier, wo die Pflanze viel höher

wächst, müsste man eine ganze Rüstung von Rhinozerosleder haben. Springend und hüpfend, mit zwei Stöcken abwehrend, suche ich meinem Schicksal so gut wie möglich zu entgehen. Doch es nützt nichts, der Weg ist zu eng und der Feinde sind zu viele. Es bleibt nichts übrig, als mich immer wieder im Schutz eines Bambusgebüsches auszuziehen und zu säubern, denn das Gehen mit dieser langsamen Marter wird nach kurzer Zeit unerträglich. So, denke ich mir, ist's, wenn man von den Ameisen aufgefressen wird, und ich freue mich, dass heutzutage diese liebliche Todesstrafe aus der Mode gekommen ist.

Trotzdem erreiche ich endlich den obersten Tempel. Er steht auf dem höchsten Punkt einer kleinen Hügelreihe. Die Berge jenseits des Stromes, die sich hinter Hardwar nordwärts erstrecken, sind die Sewaliks, deren Steilabfall sich dem Dun zuwendet, während sie gegen die Ebene zu sich langsam abdachen. Zwischen diesen beiden Ketten und dem Himalaya dehnt sich eine rollende, waldige Ebene, nach Norden zu ansteigend. Das ist der Dun, wo der Tiger und auch noch der wilde Elefant haust und viel anderes Getier. Der heilige Strom durchquert ihn, kleine und grössere Flüsse durchziehen ihn nach allen Richtungen. Hier und da zeigen gelbbraune Flecken die Savannen an, wo das Gras weit über mannshoch wächst und nur auf dem Elefanten passierbar ist. In diesem Graswald haust die Streifenkatze am liebsten; deshalb nennt man das Gewächs nach ihr.

Der Dun ist kein guter Platz zum Wohnen, nicht nur wegen der reissenden Tiere und der Giftschlangen, von denen es wimmelt. Ein noch schlimmerer Gast haust da unten: das Fieber. Erst die Gegend von Dehra ist gesund, und darum hat sich die Bevölkerung

dorthin gezogen. Hier drunten leben höchstens ein paar Holzschläger in elenden Hütten.

In drei dunkeln Ketten, eine immer höher als die andere, steigt der Himalaya an und darüber die weisse Glorie, die freilich von hier aus gesehen sich nicht in vollem Glanz entfaltet. Aber ein paar schön geformte Achtzehntausender sind dabei.

Gen Westen die endlose Ebene, grün und gelb und violett und duftig, dicht bewohnt und bebaut, mit all den Millionen, mit dem grossen Reichtum, der grossen Armut, die doch nicht unser Elend ist. Man gewinnt die Ebene sehr lieb.

Und über allem diese einzige Sonne, jetzt im November, wo sie zu Hause in Nebel und Regen, vielleicht schon im Schnee sitzen, die Armen!

Noch eins von Hardwar und seinen Fakiren. Vor einigen Jahren brach ein wilder Elefant auf der Landstrasse vom Dun her in die Stadt. Alles floh in panischem Schrecken, und das war nicht Feigheit zu nennen. Wäre das Tier bis in den Basar gekommen, so hätte grosses Unglück geschehen können. Aber da kam ein Fakir des Weges. Der Mann hörte nicht auf die Warnungsrufe, sondern blieb ruhig mitten auf der Strasse stehen und liess den wütenden, schnaubenden Dickhäuter auf sich zukommen. Der stutzte, dann hielt er an in seinem Lauf, blieb eine Weile unschlüssig stehen, von einem Bein auf das andere schwankend. Endlich wandte er sich und lief trompetend zurück in die Wildnis, von der er gekommen war. Der Fakir wartete nicht auf Lob noch Dank, und niemand konnte ihn mehr ausfindig machen.

Und das Beste ist, dass die Geschichte wahr ist.

Dehra Dun ist Angloindien. A large station nennt es der Engländer und meint damit nicht den Bahnhof,

sondern dass viele Europäer hier leben. Es ist eine der freundlichsten Städte, die man in Indien sehen kann. Jedes Haus steht in seinem grossen Garten, an den sich oft noch eine Wiese schliesst. Alles blüht, unsere trauten Gartenlieblinge, wie die prächtigen halbtropischen Landeskinder. Massen von Rosen, bis in die Hecken heraus; grossblumige Winden, blau, rot, weiss, gelb. Die Thunbergia mit ihren zartvioletten Glocken; die Schneeliane, eine einzige Masse von weissen Blütchen; die orangefarbene Bignonia, in China heimisch, und hundert andere. Über den Wegen schliessen sich die Bäume zusammen, an langen Fäden hängen die wilden Kürbisse herunter, die Luffa, wohlbekannt bei uns durch die Verwendung, die ihr faseriges Innere findet. Am Wegrand entlang, unser Gänseblümchen vertretend, blüht das violette Ageratum, mit dem wir peinliche Teppichgärtnerei treiben. Fächer- und Pönixpalmen geben dem Bild einen tropischen Anstrich, obwohl wir hier weit von der heissen Zone entfernt sind. Jasmindüfte erfüllen die Luft; die grünen Papageien, fast so gemein hier und genau so lärmend wie die Sperlinge bei uns (die auch nicht fehlen), fliegen in Schwärmen von Baum zu Baum. Schwarze und bunte Vögelchen, die Kolibris von Indien, huschen durch die Blumen, um den Honig zu saugen, als wären sie Schmetterlinge.

Ein Bild der Üppigkeit, wie es in den indischen Städten des Nordens nicht häufig ist. Ja, das ist hier der Norden; was ist unser Süden dagegen, der Pincio, selbst Palermo, selbst Nizza, wo die Pracht mühsam gepflegt werden muss? Pracht ist Pracht, freilich, aber die Naturpracht versteht man erst hierzulande.

Die Häuser alle im Kolonialstil, das Dach weit ausladend, von breiten Veranden umgeben, mit Schling-

pflanzen geschmückt. Viele Pensionäre wohnen hier, wegen der Ruhe und der Billigkeit, wie in Graz.

Eine herrliche Sissuallee führt in einer kurzen Stunde hinaus nach Rajpur, das schon auf dem Abhang des Himalaya liegt. Dort sind die Hügel mit dunkelglänzendem Sâlwald bedeckt. Der steilen Dorfstrasse entlang — fast jedes Haus zeigt zu beiden Seiten der Tür kleine Nischen mit tönernen Götterbildern — geht ein reger Verkehr von reitenden Sahibs, Memsahibs (Damen) in der dandy, der offenen Sänfte, und schwer beladenen Kulis. Der Kuli murrt hier, wenn man ihm nicht genug zu tragen gibt, denn er wird nach dem Gewicht bezahlt.

Das ist der Weg hinauf nach Mussoorie, dem hauptsächlichen Sommerort für das südliche Punjab, einen Teil der vereinigten Provinzen und von Rajputana. Doch kommen Gäste auch von weiter her, von Lucknow, Benares, Lahore, selbst von Kalkutta. Der Kalkuttaer ist jetzt überall, wie der Berliner bei uns, seit die Stadt so gross geworden ist, und er hat einen ähnlichen Namen im Land.

Mussoorie ist der grösste unoffizielle Sommerort von Indien. Seine nächsten Nachbarn sind beide offiziell, Simla, wo der Vizekönig und der Gouverneur des Punjab die heisse und Regenzeit verbringen, und Nainital, der Sitz des Gouverneurs der Vereinigten Provinzen. Offiziell sind auch Ootacamund für Madras, Mabableshwar für Bombay, Darjiling für Bengalen, wie das viel kleinere Schillong für Ostbengalen. So ist Mussoorie ganz auf die eigene Kraft angewiesen, um Besucher anzuziehen, und es lässt seine Rivalen, Mari, Dalhousie und die anderen weit hinter sich.

Steil und kahl und heiss führt der Weg hinauf in vielen Windungen bis zu dem siebentausend Fuss

hohen Dachfirst, auf und an dem die Häuser sich in langer Linie angesiedelt haben. Es ist ein Glaubenssatz der Engländer, dass ein Sommerort dem Wind möglichst ausgesetzt sein muss, um nervenstärkend zu wirken. So sitzt Darjiling auf einer messerscharfen Schneide mit dem Resultat, dass es dort elf Monate im Jahr regnet und nebelt, und dass man im Mai und Juni noch beim Feuer sitzt. Nebenbei ist durch die ganz unvernünftige Steilheit der Bergseiten (sie sind so steil wie um den kleinen Ort im Zermatter Tal, wo die Hühner Steigeisen tragen) und durch das ebenso unvernünftige Abholzen, um Theegärten an Stelle der Wälder zu setzen, ganz Darjiling zum allmählichen Abrutschen verurteilt. Alle paar Jahre geht ein grosses Stück hinunter, die Stützmauer voran und das Haus hinterdrein. Das letzte Mal gingen sieben Kinder mit und waren alle tot. Deshalb ist die Villa, die zunächst an die Reihe kommt, schon seit längerer Zeit unbewohnt.

Das ist in Mussoorie besser, auch der Regen ist nicht so schlimm, weil der Berg etwas zurücksteht. Die höheren Kämme und Spitzen, die südlich vorliegen, fangen die Monsunwolken auf und quetschen ein gut Teil davon aus, ehe sie den Ort erreichen. Einfacher Gebirgsregen — ausserhalb der Monsunzeit — ist selten, da er nicht bis zu der Randkette vordringt. Dadurch wird andererseits die Trockenheit und Kahlheit der Berge hier herum bedingt.

Die Villen oder besser Bungalows, denn eine Villa in unserem Sinn gibt es in ganz Indien nicht aus klimatischen und anderen Gründen, sind hübsch und gut gehalten, der Klub bequem, vergnügt und gastlich, das grosse Hotel gilt für eines der besten im Land. Der einzige fast ebene Spazierweg führt um den Kameelhöcker, eine Erhebung im Kamm, und bietet

prächtige Blicke auf den Dun und die Ebene, in die bewaldeten Schluchten der Nordostabhänge und auf den ewigen Schnee. Gen Norden schliessen die Berge von Kulu und Kangra den Horizont, wo das letzte grosse Erdbeben wütete. Da hinauf führt der Weg nach Han-lé, nach Ladakh und Tibet.

Mussoorie führt den stolzen Beinamen der Königin des Nordwesthimalayas, denn auch hier müssen Beinamen sein. Er ist ein bischen hoch gegriffen, doch wer die Pracht eines herbstlichen Sonnenunterganges von hier gesehen hat, mag ihn dafür gelten lassen. Dann schwimmt alles in Rot und Gold, in Blau und Violett, und die Ebene scheint wie mit Goldflitter bedeckt zu sein. Die Linien werden weicher, die Schluchten füllen sich mit weissem Dunst. Aber ein richtiges Alpenglühen sah ich nicht. Wenn alles vorüber ist, erscheint die Mondsichel. Sie hängt hier wagerecht am Himmel, wie ein Boot. Damit kann ich mich gar nicht abfinden, es dünkt mich unnatürlich. Die Sterne scheinen viel klarer und strahlender als bei uns. Und immer noch leuchten über den schwarzen Klüften die Riesenzacken in mattem Weiss.

II

INDIA MYSTICA

Ich kann nichts von Mangobäumen berichten, die in fünfzehn Minuten keimen, wachsen, blühen und Frucht tragen. Auch nichts von Seilen, deren Ende, in die Luft geworfen, stehen bleibt, und an denen ein Mann hinaufklettert. Was ich von „Zauberei" sah, war jammervolles Gacksen, tief unter dem Können eines mittelmässigen europäischen Hexenmeisters. Ich hörte auch in anderthalb Jahren von nichts dergleichen, ausgenommen von einem Feuerlauf in Bombay. Den rechne ich nicht zur Mystik, obwohl die Wissenschaft noch keine Erklärung dafür gefunden hat und deshalb die Berichte darüber immer noch teilweise als Sage oder Erfindung betrachtet.

Es wurde mir allerdings gesagt, dass vierzig Meilen von Lucknow ein Mann lebe, der „Wunder" tun könne, und ein anderer in Faridkot. Ich habe keinen Schritt getan, um einen dieser Männer zu sehen, obwohl ich persönlich im Prinzip annehme, dass die Wunder — nicht nur solche, die auf Suggestion beruhen — vollbracht werden können. Nur betrachte ich sie nicht als Wunder, sondern als erweiterte Naturwissenschaft. Aber was nützt es, diese Dinge zu sehen, wenn wir sie nicht verstehen können? Wir spielen

dann nur auf unserem Sensationsbedürfnis herum, und auch das rechne ich nicht zur Mystik, obschon viele es damit verwechseln, z. B. fast alle, die sich Spiritisten nennen, und sehr viele Theosophen. Es ist nichts anderes, als wenn man einen Inder aus dem Dschungel vor einen Phonographen stellt. Und der Phonograph ist im Prinzip auch nichts anderes als die Tasse, die aus „nichts" gemacht wird. Nur ist das eine materielle, das andere transzendente Physik.

Das mystische Indien war. Es war zur Zeit Ramas, der Veden; es erfuhr eine neue Stärkung durch Buddha und dauerte bis in unsere Zeitrechnung hinein. Aber schon damals hatte das Priestertum die Axt an die Wurzel des mystischen Baumes gelegt, und später half das Eindringen des Islam ihn fällen. Diese beiden waren der Tod alles höheren Strebens. Ich will das Priestertum als das schlimmere betrachten, denn Herrschsucht, Geldgier und Kastenwesen sind seine Kinder — eine Drachensaat. Der Islam jedoch ist für den Pardah verantwortlich, die Abschliessung der Frau und ihre Behandlung als Sklavin und Spielzeug.

Gleich hier soll gesagt sein, dass keine Hoffnung für die Inder ist, jemals wieder eine spirituelle Rasse zu werden, solange ihre Frauen nicht frei sind.

Wie schnell ist ein erobertes Volk bei der Hand, die Laster und Fehler des Siegers anzunehmen! Die Streber, wahrscheinlich Höflinge, fingen wohl an, ihre Frauen abzuschliessen nach mohammedanischer Unsitte, und die anderen folgten langsam aber sicher nach, so sicher, dass heutzutage die meisten Hindus den Pardah — fonetisch eigentlich Pördah, das heisst Vorhang — als uralte Einrichtung ihres eigenen Landes betrachten. Die Männer sind natürlich viel engherziger darin als die Frauen. Ich weiss aus guter Quelle, dass

viele Frauen alles bei ihrem Gatten erreichen, sobald sie drohen, den Pördah zu durchbrechen. Wenn das geschähe, so würde sich der Mann für ewig entehrt halten. Es ist nicht nur die physische Qual, der Mangel an Bewegung, die hermetisch verschlossenen Sänften und Droschken, es ist hauptsächlich die geistige Abtötung, die Unmöglichkeit, Gaben zu entwickeln, den Gesichtskreis zu erweitern, die so schlimm sind. Wo ist je das Volk gewesen, das eine hohe Kultur entwickelt hätte ohne Mithilfe der Frau, wenn auch nur indirekt? Die Griechen scheinen Ausnahme hiervon zu machen; dementsprechend war ihr Schönheitsideal kein spirituelles, sondern entsprang mehr der Sinnenfreudigkeit, und die spirituellsten ihrer Philosophen schöpften wohl vom Orient.

Indien hatte die Kultur und die freie Frau; das spricht sogar noch aus den späten Dichtern wie Kâlidâsa. Auch bei den heutigen indischen Frauen sind die Gaben vorhanden; wo wären sonst Ausnahmen möglich wie die Rani — Königin — von Jhansi, die den Engländern im Aufstand von 1857 schwer zu schaffen machte? Sie war ihr eigener General und starb auf dem Schlachtfeld, von einem englischen Soldaten zusammengehauen, der sie nicht erkannte. In Bhopal herrscht noch heute eine Frau, und man hört nicht, dass es dort schlimmer bestellt sei als in anderen Staaten. Im Gegenteil. In Südindien bei der Malabarküste soll sogar ein ganzer Stamm leben, wo die Frau das Haupt der Familie ist. In Anbetracht dessen, dass die Leute Wilde sind, soll sich das System gut bewähren.

Freier denkende Hindus lassen ihre Frauen erziehen, um sie dann ebenso fest hinter den Pördah zu stecken. Noch schlimmer. Von einer solchen armen Seele wurde mir erzählt, dass sie bitterste Worte sprach

und immer wiederholte: „Warum erzog man mich? Ich würde es nicht so fühlen."

Ein leiser Zugwind beginnt durch diese schwüle Atmosphäre zu ziehen. In Madras sieht man schon Hindudamen, die frei umhergehen, auch in Kalkutta, Bombay, Lucknow und Allahabad begegnete ich mancher. Und mit der Zeit ist auf eine Änderung zu hoffen, allerdings nicht bei den Mohammedanern. Vorläufig jedoch ist es noch so, dass man eine Grobheit ersten Ranges begeht, wenn man einen Hindu nach seiner Frau fragt.

Auch die Vielweiberei hat der Hindu vielleicht vom Islam angenommen. Man sollte meinen, dass die Armut der unteren Klassen ein sicheres Mittel dagegen wäre. Aber das ist nur bei den alleruntersten der Fall. Von den Dienern an hinauf steigt die Zahl der Frauen. Der Rajah von Manipur oder Munneypore z. B. kann 21 Frauen haben, wenn er will. Mehr könnte der Staat nicht ernähren. Dieser Herrscher ist zwar Mongole, doch er betrachtet sich als strenggläubigen Hindu. Von einem anderen Rajah in Zentralindien weiss ich, dass er einen Harem hält. Und so sind viele.

Ganz allgemein ist der Brauch nicht, viele leugnen ihn sogar ab. Doch das ist offenkundige Schönfärberei.

Und die anderen, die nur eine Frau haben, entschädigen sich wohl sonst. Es wurde mir einmal in Europa gesagt, dass dort kaum fünf Prozent aller Ehemänner treu seien. Das war natürlich ein Pessimist. In England sind es sicher viel mehr und wohl auch bei uns, aber ob es in Indien nur so viele sind, bezweifle ich. Es ist keine Stadt ohne ihr freies Viertel, immer unverhältnismässig gross, und da der Hindu meistens mit 10—12 Jahren schon verheiratet ist, so kann man leicht den Schluss ziehen, woher die Männerwelt in



3. Der See von Udaipur.

den Häusern mit den offenen Balkonen kommt. Gerade in der Kinderheirat ist eine Entschuldigung für diese Zustände zu finden, auch im Klima und in der Heissblütigkeit der Rasse. Oft wurde mir gesagt, der Reichtum von Ausdrücken, die auf die rohe Liebe Bezug hätten, sei ebenso gross wie die Freiheit, mit der sie gebraucht würden — ein Grund, warum viele Angloinder ihre Kinder schon in zartem Alter nach England senden. Das ist nicht zu verwundern in einem Volk, das den Lingamdienst zur höchsten Blüte entwickelt hat.

Man muss aber sagen, dass Venus vulgivaga sich hier nicht so traurig breit macht, dass einem Anblicke erspart werden, wie wir sie des Abends in den Strassen unserer Hauptstädte „geniessen" können. Der Inder mag das Wort loser sitzen haben, als der Europäer, sein Sinn für die Wahrung der Form ist sicher in dieser Beziehung stärker als bei uns.

Viel bedenklicher ist die Auffassung der Ehe überhaupt. Sie ist reine Geschäftssache geworden. Familien- und namentlich Geldgründe sind die leitenden. Deshalb machen die Eltern die Sache unter sich ab, solange die „Brautleute" noch keine eigene Meinung haben. Geheiratet m u s s werden, das ist sicher, da dem Hindu ein Sohn geboren werden muss, um die Zeremonien zu vollbringen bei seiner Verbrennung — sollte er ausbleiben, so wird einer adoptiert. Ich habe einen einzigen indischen Junggesellen kennen gelernt, und er sagte mir selbst, dass ihn seine Familie als halb schwachsinnig betrachtet, weil er nicht heiraten will. Er gehört freilich der theosophischen Gesellschaft an und denkt daher freier. Wieso er der Kinderheirat entgangen ist, weiss ich nicht. Sobald ich vor anderen, die ihn kannten, seinen Namen erwähnte, war das erste

Wort: „Ach ja, er ist nicht verheiratet.“ Und wenn ich erwähnte, dass ich selbst ledig sei, so wurde meist nur verlegen gelacht, denn der Inder kann ein sehr höflicher Mann sein, wenn er will.

Das Denken der unteren Klasse beschränkt sich auf drei Dinge: Essen, Paisa, d. h. Geld und — das andere. Das Gefühlsleben ist kaum entwickelt, immer einer dieser drei Beweggründe liegt zugrunde, bis auf zwei sehr schöne Seiten im indischen Charakter: die Ehrung der Eltern und die Liebe zu den Kindern. Aber ich fürchte, auch hier ist die Triebfeder keine wirklich ethische. Auf die Nichtbeachtung des vierten Gebotes sind alle Strafen der Hölle und der Wiederverkörperung gesetzt, und das übt die ganze Macht aus, wie es nur bei einem so furchtbar unwissenden Volk der Fall sein kann. Die Liebe zu den Kindern ist rein egoistischer Natur. Aber beide sind doch da, und man kann sich an ihnen freuen. Von der Liebe zur Frau habe ich nichts gehört und nichts bemerkt. Nach dem, was ich vorher sagte, wäre es erklärlich, wenn es sich hier mehr um Gewöhnung als um Liebe handelte, denn eine geistige Gemeinschaft besteht ja kaum. Von vielen Seiten wurde mir auch immer wieder bestätigt, dass die Gattin vor der Mutter vollständig zurücktreten muss. Die Nächstenliebe —? Ja, da sehe man sich das furchtbare Prozessieren an, wegen nichts und wieder nichts, und das Betrügen, das alles weit hinter sich lässt, was wir bei uns zulande sehen. Sie tun das immer und überall, unter sich, wie dem Europäer gegenüber. Andererseits sind wohl nirgends in der Welt so viele Bettler zu finden, wie in diesem Land, und sie leben. Das beweist, dass ihnen gegeben wird. Aber auch dies ist weniger mit Nächstenliebe als mit Aberglauben zu erklären. So ein Bettler kann einen

Fluch aussprechen, und den fürchtet jeder Inder, sogar der den höheren Kasten angehört. In den niederen ist nicht ein Mensch, der nicht ein Amulet trüge oder mehrere, gegen Mensch und Geist. Wo soll auch die Nächstenliebe herkommen, da doch die Kaste das Volk in beste, bessere, gute, geringe Menschen und Pariahs einteilt? Das ist der beste Nährboden für Selbstüberhebung, Selbstsucht und alles Selbst, und hat das Verständnis für die wundervolle Lehre der Brüderlichkeit, wie sie Rama und Buddha gaben, völlig ertötet. Nicht einmal die vier grossen Kasten halten zusammen, sondern teilen sich in hunderte von Unterabteilungen — schlimmer als das Deutschland der guten alten Zeit. Sie befehden sich, machen sich gegenseitig lächerlich, streiten um den Vorrang. Man hat bei uns kaum einen Begriff davon, welch tiefgehenden Einfluss die Kaste auf das Volksleben hat. In den Schulen schon, den grossen Internaten, essen die Kinder getrennt, Kaste von Kaste. Oft wird im Speisesaal die Grenze nur mit einem Stab oder Ziegeln bezeichnet, die auf dem Boden liegen, aber sie ist da und noch viel mehr so im Geiste der Knaben. „Ich bin ein höherer Mensch als du," damit wird der kleine Hindu grossgezogen. Der freidenkende Mann wird es im Leben nicht so zeigen, aber im Grunde seiner Seele sitzt die Verachtung für alles, was unter seiner Kaste steht. Auf den Pariah schauen sie alle herunter, er ist für sie nur halb Mensch. Unsere engherzigsten Geburts- und Geldaristokraten machen es nicht schlimmer, sind auch Gottlob bedeutend in der Minderheit.

Der Tourist merkt nichts davon; dem Angloinder werden diese Dinge klar, wenn er versucht, sein Haus dem Hindu zu öffnen. Ich kannte einen solchen Idealisten, und die Beschreibung, die er mir gab von seiner

ersten, grossen Einladung, war herrlich. Nicht genug damit, dass er selbst als Europäer und Christ dem Pariah gleich steht und deshalb im eigenen Haus getrennt essen musste, hatte er auch für seine Gäste vier Tische herzurichten, und es musste jedem genau vorher bekannt gemacht werden, wer an jedem Tisch sitzen würde. Diese Liste war die Quelle endloser Besuche, Bemerkungen und mancher Absage. Und als die Festlichkeit vorbei war, ging der Streit um dies und jenes noch monatelang. Von dieser Art, mit dem Hindu verkehren zu wollen, ist mein Idealist geheilt. Anderweitig wird er auch noch Erfahrungen machen.

Umgekehrt ist es dasselbe. Ist der Europäer zum Hindu eingeladen — der Inder ist gastfreundlich — so plaudert es sich ganz nett und behaglich vor und nach dem Essen. Aber zu Tisch wird man als unrein behandelt und hat an dem Katzentisch zu sitzen. Dass dieser mit Silber beladen ist, ändert nichts daran. Ich für mein Teil habe Einladungen vermieden, wo ich nicht sicher wusste, dass der Wirt frei genug dachte, um dem Europäer diese Demütigung nicht zuzumuten.

Das ist in der gebildeten Klasse. Weiter unten nimmt es oft possierliche Formen an. So hatte ein mir befreundeter Herr für seinen Diener besonders einen Mann zu halten, der für ihn kochen musste, denn der Koch des Hauses war Mohammedaner, und man konnte den Diener nicht selbst kochen lassen, da er drei Stunden brauchte, um seinen Curry und Reis zu bereiten.

In dieser gründlichen Nichtbrüderlichkeit sehe ich einen der Hauptgründe, warum so gar wenig Inder der gebildeten Klasse Christen werden. Sie haben kein Verständnis für die christliche Art von Menschenliebe und betrachten sie als Schwäche oder Torheit. Oder

sie fallen ins gegenseitige Extrem und machen eine Bruderschaft ohne jede Liebe daraus, rein selbstisch, genau wie unsere Sozialisten. In Kalkutta und Bombay sind solche Zentren — von anderen Städten habe ich nichts gehört. Und auch diese sind klein und machtlos; die Auffassung ist gar zu sehr antiindisch. Ich vermute stark, dass die Mitglieder dieser sozialistischen Klubs meistens Eurasier — Mischlinge — sind.

Und nun soll man sich vorhalten, dass die alte, esoterische Lehre des Hindus die einzige ist, die in logischer und klarer Weise die beiden Widersprüche in Einklang bringt: die theoretische Gleichheit und die sichtbare Ungleichheit der Menschen. Jeder kann es selbst nachlesen in der Bhagavad Gītā, diesem schönsten und tiefsten aller Lehrgedichte. Sie wird heutzutage viel gelesen und verstanden in Europa und Amerika. Doch wer kennt sie in Indien, ausgenommen in wissenschaftlichen und theosophischen Kreisen? Und wer von denen, die sie kennen, versteht sie? Und wer von denen, die sie verstehen, versucht, nach ihren Lehren zu leben? Man bedenke, dass sie zu den heiligen Büchern, also zur Religion des Hindus gehört.

Ich habe einen dreibändigen Kommentar zu der kleinen Gītā gesehen, von einem Hindu geschrieben, der ein Meisterstück ist an scharfsinnigem Zergliedern, Deuten und Ausführen fast jeden Satzes im Original. Aber von dem Hauch des wunderbaren, inneren Lebens, der durch Krischnas Worte geht, ist in den drei Bänden nichts zu spüren. Steine für Brod. Worte und Systeme. Ich meine, wenn der Verfasser, von dem ich weiss, dass er ein ernstlich strebender Mann ist, die Gītā verstanden hätte, so würde er nicht darüber geschrieben haben.

Dieses Beispiel ist nicht vereinzelt. Man rede mit

den gelehrten Panditen, man lese die Bücher der indischen Theosophen: im Gespräch erdrücken sie einen mit Zitaten, im Druck zeigen sie eine schöne Belesenheit, viel Intelligenz und peinliche Gewissenhaftigkeit. Nur der Geist der alten Weisheit fehlt, die mystische Intuition ist so gut wie verschwunden aus dieser Rasse, die sie einst zur höchsten Blüte entfaltete. Und so muss man zu dem traurigen Endwort kommen: es gibt in Indien kaum eine Religion heutzutage. Es gibt nur Glauben, fanatischen Glauben, und sein Zerrbild, den Aberglauben. Es gibt auch schon viel Skepsis nach europäischem Muster. Der Glauben wird heute meist als Religion angesprochen. Aber die echte Religion, die ein Erkennen ist, nicht ein Glauben, ist verschwunden. Ich meine die Religion, die aus den herrlichen Schriften Meister Ekhardts leuchtet, um ein christliches Beispiel zu nehmen.

Der Glauben, blind und unkritisch, ist etwas, das ich immer achte. Für die grosse Masse ist er noch notwendig. Ich stosse mich deshalb durchaus nicht an der Form, die er beim Volk in Indien annimmt. Wenn der kleine Mann seine tausend Regeln beobachtet, Löffelchen voll Wasser spritzt, Reiskörner streut, Steine berührt, sich vor einer Kuh verbeugt, Fratzen bekränzt, so kann ich nicht lachen, wie es die meisten tun, sondern höchstens sagen, das ist ein halbwildes Volk und die Form seiner Gottverehrung ist barbarisch. Aber diese selbst will ich, wie gesagt, achten. Alle diese kleinlichen, lächerlichen, abergläubischen Dinge sind allmählich aus einer hohen Sache entstanden, die sich dem Verständnis anpasste, das sie fand. Wir haben bei uns in beiden Religionen Seitenstücke dazu, obwohl auf viel höherer Stufe. Wir wiegen uns in Europa ja immer noch in der Illusion,

einen Glauben in jedem Bekenntnis zu haben, doch ich fürchte, es sind bald so viele Auffassungen wie Köpfe. Man sehe nur die Literatur der geistlichen Autoren durch, ganz zu schweigen von den Laien, die auch mitreden wollen. Aber es ist ein schlimmes Zeichen, wenn in einem grossen Volk sich keine Stimme mehr erhebt, die mit Inspiration von den höchsten Dingen reden kann, in präziser oder dichterischer Form; wenn die leitenden Kreise auf ihre alten Bücher nur stolz sind, ohne sie zu verstehen (das eine schliesst schon das andere aus); wenn die Europäer den Indern sagen müssen, worin ihre uralte Weisheit besteht. Ich nenne nur Max Müller, Deussen, Rhys Davids, Karl Eugen Neumann. Auch die Theosophen: Blavatsky, Annie Besant und andere, wenn man sein wissenschaftliches Vorurteil beiseite setzt, und sie als das liest, was sie sind: Mystiker.

Heute baut sich in Indien auf den Arbeiten all dieser eine neue Literatur auf. Sie besteht meist darin, dem Europäer Fehler in der Übersetzung nachzuweisen und über die Bedeutung irgendeines Wortes oder einer Stelle zu streiten. Die theosophischen Bücher giessen nur Wasser in den Wein.

Was kann man auch erwarten von dem Volk, das seine eigene wunderbare Karmalehre in das lähmende Kismeth verwandelt hat? Wieder eine unheilvolle Anleihe beim Islam.

Das Werk, das die Europäer, die ich nannte, und andere begonnen haben, wird seinen Fortgang nehmen, durchaus nicht zum Schaden des Christentums, wie man noch vielfach annimmt. Im Gegenteil. Jede wahre Religion, die Religion kann dadurch nur gewinnen. Und die Hoffnung ist vorhanden, dass die Welle von Europa nach Indien zurückschlagen wird.

Mitarbeiter sind immer willkommen, ganz gleich, ob braun, weiss oder schwarz. Meinetwegen blau.

Es rührt sich ja auch etwas in Hind, Gesellschaften tauchen auf, die höher streben. Vor allen die theosophische, die freilich hier mehr praktisch nationale Zwecke zu verfolgen scheint, während sie in Europa und Amerika heute eine allzu ausschliesslich mystische Richtung annimmt. Nun, das ordnet sich von selbst; wenn sie den Weg verfehlt, kann sie in dieser Form nicht lange leben, in keinem Weltteil. Dann ist hier die Aria Samaj. Vivekanandas Name ist bei uns wohl bekannt. Er war ein Idealist, doch blieb er auf halbem Wege stehen, und so ist auch seine Gesellschaft heute auf dem Umweg über die Veden fest ganz ins nationale Fahrwasser geraten. Dann die Deo Samaj im Punjab, die sich — man staune — nach der Ethik der Bibel richten will. So weit ist es bei den Indern gekommen, dass sie nicht mehr sehen, wie in ihrem Karma dieselbe Lehre enthalten ist, nur begründeter als in der Bibel. Immerhin — die Form, in der Christus sie gab, ist leichter verständlich, und das will, wenn ich's richtig auffasse, die Deo Samaj anerkennen.

Die Brahma-Samaj bricht mit dem Brahmanentum. Sie ist so ziemlich auf Bengalen beschränkt und hat nicht viel Einfluss.

Aber alle helfen ein wenig, die Kaste zu durchbrechen. Am meisten helfen freilich dazu die Eisenbahn und das Eindringen der Industrie, beide gänzlich unspirituell in sich und doch den Boden ebnend für eine geistige Wiedergeburt.

Nach all diesem wird man sich wohl wundern, wenn ich behaupte, dass man nirgends dem (mystischen) Himmel näher ist als in Indien. Der alte Zauber der indischen Atmosphäre ist nicht verschwunden; er

ist da, man muss nur verstehen, ihn auf sich wirken zu lassen. Worin liegt er? Diese Frage kann ich nicht beantworten, ohne selbst ein wenig mystisch zu werden.

Nehmen wir an, dass das Denken und Fühlen des Menschen nicht so spurlos in der Luft zergeht. Dass es eine Atmosphäre schafft um jeden einzelnen her, die seine Umgebung und alles, womit er in Berührung kommt, durchdringt und beeinflusst. Eine Art von Strömungen, den elektrischen vergleichbar. Dass diese Strömungen noch lange wirken, wenn der Mensch schon dahin ist, der sie schuf.

Nun sehe man sich an, welch enorme Kraft diese „mystischen“ Wogen gewonnen haben müssen in dem Land der Veden und des Buddhismus, wie sie noch heute Nahrung erhalten durch die Religionsübungen, die in allen Bekenntnissen Indiens viel häufiger und regelmässiger gepflegt werden als in der christlichen Welt. Sie stehen freilich nicht mehr auf der Stufe wie einst, sondern tragen den Stempel des Nichterkennens, daher der Intoleranz (im Islam) und des Fanatismus (überall) scharf aufgeprägt. Es ist ein Hängen am Wort und an der Form, statt am Geist. Immerhin schafft dies eine Strömung „nach oben“, die in unseren grossen Städten fast gänzlich fehlt, aber mit einer Färbung von Leidenschaft, ganz unspirituell. Dazu die Emanationen der niederen Leidenschaften, die in Indien stärker sind als bei uns. So haben wir zwei Elemente in der Atmosphäre, von der ich rede; das der geistigen Kraft und das der rein menschlichen, leidenschaftlichen, beide in sehr konzentrierter Form. Deshalb hat jeder Europäer, der diesen Dingen nachgeht, zwei Stadien durchzumachen, wenn er in Indien landet. Zunächst wird er unangenehm überrascht durch ein scheinbar grundloses Anschwellen seiner Reizbarkeit.

Ich weiss wohl, dass der Tropenkoller sich in und nahe den Tropen in allen Weltteilen einstellt und zum Teil auf Rechnung des Klimas zu setzen ist, zum Teil auf die negativen Eigenschaften der Eingeborenen, mit denen man zu tun hat. Der Kuli, der Verkäufer, der Babu in Indien verstehen genau so gut wie der Neger in Afrika, besser als der Chinese, den Europäer zur Verzweiflung zu bringen durch Gleichgültigkeit, Verlogenheit oder Betrügerei oder alle drei zusammen.

Aber in Indien ist eine besondere Färbung dabei. Wer die löbliche Gewohnheit hat, täglich Herz und Nieren zu prüfen, wie es jeder tun sollte, der den Pfad des inneren Wachstums gehen will, der wird finden, dass die unschönen Tendenzen, die er längst überwunden glaubte, die Reste der Barbarei, aus der wir kommen, und die wieder aufwachen, begleitet sind von einem deutlichen Bewusstsein, dass zwei Naturen in ihm kämpfen, die spirituelle und die leidenschaftliche. Die zweite ist uns im gegenwärtigen Stadium unserer Entwickelung noch die nächstliegende. Deshalb ist sie auch die erste, die auf die von aussen kommenden Einflüsse reagiert. Und da sie beim unspirituellen Menschen (ich finde kein Wort, das weniger anspruchsvoll klingt) kein Gegengewicht findet, so mag sie ihn nach und nach zu Handlungen hinreissen, die wir brutal nennen müssen. Das ist, wie jeder weiss, namentlich in Afrika der Fall, wo die Atmosphäre, von der ich rede, eine rein leidenschaftliche ist. Man sollte sich hüten, jeden Europäer, der einen Neger durchprügelt, gleich als Barbaren hinzustellen. Kein Mensch, der die Tropen und ihre Völker nicht kennt, hat ein Urteil darüber. Ich selbst bin in Europa ein überzeugter Gegner des Stockes, doch in Indien, wo von 300 Millionen sicher 250 Wilde und Halbwilde sind, habe ich

gelernt, dass diese nur zwei Mittel der Erziehung verstehen: die Geldstrafe und den Stock. Da man einen Kuli unmöglich mit Geld strafen kann, so bleibt für ihn nur das zweite. Damit meine ich keine chinesische Bastonade; in den allermeisten Fällen genügt es schon, den Stock zu zeigen, wenn der Missetäter nur weiss, dass der Sahib nötigenfalls ernst macht. Es ist auch ein schönes Zeichen für die Engländer, dass man nur höchst selten hierzulande von einem Fall der Brutalität hörte zur Zeit, da das Schlagen (bis vor kurzem) noch erlaubt war. Und der Kuli selbst fand es ganz in der Ordnung. In Kaschmir ist es heute noch gestattet, und wer im Innern gereist ist, weiss, wie nötig es sein kann. In Srinagar selbst kann man oft die Diener nur dadurch im Zaum halten, dass man sie mit einer Liste ihrer Schandtaten zum Prügelmeister schickt. Sie erhalten ihre Strafe, gewiss keine zu harte, und tun dann wieder gut für eine Weile. Ich selbst habe nicht geschlagen, denn es ist mein Amt nicht, die Leute zu erziehen. Ich habe jedoch genug zu leiden gehabt für diese Durchführung eines Prinzips, und viele, sehr viele fatale Kämpfe und Auftritte wären durch einen gesunden Puff erspart worden. Seit das Schlagen in Indien ganz verboten ist, sind die Zustände nicht besser geworden. Man höre nur die Pflanzer. Der Kuli versteht eben diese humanitäre Milde noch nicht und legt sie nur als Schwachheit aus; er wird frech und noch fauler und verlogener. Auch unter den Dienern sind sehr viele, die gar keine Achtung mehr für ihren Herrn haben, seit sie wissen, dass er nicht mehr züchtigen darf. Deshalb bezahlt mancher lieber seine fünf Rupies — und pufft. In den allermeisten solchen Fällen denkt der Diener nicht daran, seinen Herrn anzuzeigen, sondern er findet es in der Ordnung so. Und

das ist sicher: unter englischer Herrschaft war das Züchtigen erlaubt, aber nie das Misshandeln.

Kehren wir zu der „Atmosphäre" zurück. Der Mensch, der den Kampf der beiden Naturen in sich bewusst beobachtet, wie ich sagte, wird nach einiger Zeit bemerken, dass die Angriffe der Leidenschaften nachlassen und ganz verebben. Dann fängt er an, voll aus der mystischen Luft Indiens zu schöpfen. Jede ideale Tendenz, die er in sich hat, beginnt Leben zu gewinnen, sein mystisches Erkenntnisvermögen schwillt an, bis es ihm das verständlich macht, wonach wir — mit ganz wenigen Ausnahmen — in Europa vergebens jagen: die Wirklichkeit des Ungreifbaren. So können wir auch verstehen, dass Indien das Land der Konzentration und Meditation ist. Beide bedeuten hier kein Wandern der Gedanken, beziehungsweise Gefühle, wie bei uns, sondern ihr Richten auf e i n e n Punkt, in der Art unserer Mystiker. Jeder Fakir übt dies, freilich im missverstandenen, selbstischen Sinn, aber er kann es doch. Wer bei uns ist fähig, auch nur zwei Minuten lang dasselbe zu denken oder zu fühlen? Und wie wollen wir ohne diese Fähigkeit jemals den Teil unserer selbst erkennen, der hinter den Sinnen liegt?

Hauptsächlich in der Einwirkung dieses Teiles der indischen Atmosphäre sehe ich die Ursache für die merkwürdige Tatsache, dass kein Europäer längere Zeit in Indien lebt, ohne bei seiner endlichen Rückkehr nach Europa Heimweh nach dem Land zu fühlen, das er verlässt, selbst wenn er vorher die Minuten zählte, um wieder nach Hause zu kommen, fort von dem bösen Klima und von den verachteten „Niggers".

Ich habe nichts dergleichen von Afrika gehört.

Hierin liegt das wahre India mystica, das einzige, dem nachzuspüren die Mühe lohnt.

Aber bei den heutigen Hindus darf man nicht danach suchen. Und doch habe ich einige gefunden, die all diese Dinge verstanden. Sie waren nicht voll der tönenden Worte wie die Panditen, sie stritten nicht über die Texte, kannten sie wohl kaum — sie hatten es in sich und konnten es nur dem geben, der sie verstand. Das waren nicht viele. Hindus und Angloindier gingen an ihnen vorüber und sahen nicht mehr in ihnen, als sie im Leben darstellten. Äusserlich waren sie Hindus wie die anderen ihrer Klasse, mit gewissen Eigenheiten, die wir Europäer als Fehler bezeichnen, ohne zu bedenken, dass umgekehrt auch gefahren ist. Aber innerlich gehörten sie zu der auserlesenen Schar, die keine Rasse kennt und das strahlende Wissen besitzt, das allein den Frieden gibt.

Es sind ihrer mehr in Indien, das weiss ich, doch immer nur wenige.

Man kann nicht vom modernen mystischen Indien reden, ohne zwei Frauennamen zu erwähnen: H. P. Blavatsky und Annie Besant. Jeder Angloinder und alle Hindus, die eine bessere Erziehung genossen haben, kennen ihre Namen, wenn auch in ganz verschiedenem Sinn. Ihrer sind wenige unter den Engländern, die in Frau Blavatsky etwas mehr sehen, als die Abenteurerin. Der eine behauptet, sie habe in Simla mit ihrem „Schüler" Hume zusammen spiritistische Sitzungen gegeben, der andere weiss nur, dass sie von der Gesellschaft für psychische Forschung „entlarvt" wurde, der dritte bezeichnet sie glattweg als russischen Spion und so fort. Alle diese haben sie nicht persönlich gekannt. Die jedoch mit ihr in Berührung kamen — und ich habe einige von ihnen gesprochen — erklären sie alle für eine ausserordentliche Frau.

„Ich habe sie in Mussoorie gekannt," sagte mir

eine Dame, „sie brachte Leben in die ganze Gesellschaft, hielt alles in Atem. Sie war sehr hässlich, aber hatte eine merkwürdige Anziehungskraft in ihren Augen. Sie konnte sehr heftig, fast grob werden, doch man nahm es ihr nicht übel. Dann das Geheimnisvolle um sie her. Sie pflegte Briefe aus Tibet zu bekommen, so sagte sie, was damals noch ein Unding war. Oder sie verkündete, ihr Geist werde jetzt für einige Zeit nach Tibet zu ihrem Meister gehen, und dann kam sie eine Woche lang nicht zum Vorschein. Wir bombardierten ihren Diener mit Fragen, aber er verriet nichts. Er war ein kleiner, listiger Kerl."

„Vielleicht wusste er nichts," warf ich dazwischen. Denn dieser selbe Diener lebt noch und hat meinen Weg gekreuzt, droben im Himalaya, wo er mit einer fremden Familie reiste. Er war jetzt alt, aber immer noch listig und verstand es grossartig, aus den Verehrern seiner einstigen Herrin Kapital zu schlagen. „Wie sie sich räuspert, wie sie —," hatte er sehr glücklich abgeguckt, und den Rest erfand er mit der Gewandtheit und Plötzlichkeit, wie es nur ein Orientale fertig bringt. Diese Eigenschaften haben ihm die Pforten des theosophischen Hauptquartiers in Adyar verschlossen, denn Oberst Olcott, der dort bis vor kurzem herrschte, war ein Mann von Energie und grosser Gerechtigkeitsliebe, der keine zweifelhaften Dinge um sich duldete.

„Ja," so fuhr die Dame fort, „und wenn sie guter Laune war, so unterhielt sie uns alle mit ihren Tricks. Die waren sehr niedlich und immer überraschend. Natürlich waren es Tricks."

„Hm —" machte ich, und dann sprachen wir von anderem.

Aber am nächsten Tag — es war auf einem

Dampfer — kam die Rede wieder auf diese Dinge. Ich fragte die Dame, ob sie sicher wisse, dass alles Taschenspielerei war, was die sonderbare Russin vollbrachte.

„Was sollte es sonst sein?“ erhielt ich zur Antwort.

Ich unterdrückte die Worte: „Das ist keine Beweisführung, sondern Unwissenheit,“ schüttelte nur den Kopf und fragte nochmals, ob sie alles, was sie gesehen, so erklären könne. Die Dame dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Eine einzige Sache ist allerdings vorgekommen, für die wir alle keine rechte Erklärung haben. Es war ein Herr aus Lucknow unter uns, der Madame Blavatsky seit länger kannte, und sie immer neckte. Die beiden standen auf freundschaftlichem Kriegsfuss. Als er abreisen musste, hatte er seinen Dogcart zum Dâk Bungalow am Fuss des Berges bestellt, denn damals waren noch keine Hotels dort und die Strassen waren nicht, was sie heute sind. Aber der Wagen war nicht da, als er unten ankam, und so setzte sich der Herr in einen „faulen“ Stuhl in der Veranda und wartete. Sie kennen ja diese Verandas. Die Decke wird durch ein Tuch gebildet, das den Blick auf das Strohdach verhüllt. Nun, als er so dasass und seine Pfeife rauchte, fiel ganz plötzlich ein Brief von der Decke in seinen Schoss. Er sah ihn fallen, bei seiner fast liegenden Stellung, so dass ganz ausgeschlossen war, dass der Brief von der Seite geworfen sein konnte. Er öffnete den Umschlag und fand einen Zettel darin. Darauf standen mit blauem Bleistift nur die Worte: „Reise nicht heute Nacht“ (Don’t go on to-night). Nichts weiter und keine Unterschrift. Er untersuchte zunächst das Segeltuch an der Decke; es war unversehrt. Dann sah er im Haus nach; niemand war darin, selbst sein Diener nicht. Der

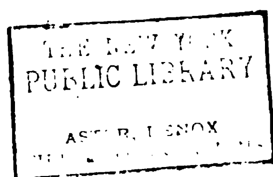
hielt sich in der Küche auf, die, wie Sie wissen, in Indien stets abseits liegt unter eigenem Dach. Nun hatte er die Absicht gehabt, an diesem Nachmittag nur bis Dehra Dun zu fahren und dort zu übernachten. Als er jedoch den Wagen nicht vorfand, hatte er seinen Plan geändert und beschlossen, die Nacht durchzureisen, um die Hitze des Tages zu vermeiden. Man fuhr damals noch nach Saharanpur zur Bahn. Niemand konnte also von diesem Wechsel seiner Pläne etwas wissen.

Spät am Abend kam das Gefährt, das durch einen kleinen Unfall aufgehalten worden war, und die Pferde hätten gut weiter gehen können. Aber unser Freund folgte der Warnung und blieb. In derselben Nacht brach ein furchtbares Unwetter im Dun los, das die Strasse hinter Dehra unter Wasser setzte, Bäume umriss und viel Schaden tat. Wäre der Herr abgereist, so ist zehn gegen eins zu wetten, dass ihm ein Unfall zugestossen wäre. Als wir die Sache erfuhren, bestürmten wir Madame Blavatsky mit Fragen, aber sie wich aus und sagte schliesslich heftig: „Ihr versteht es ja doch nicht.“

Ich erfuhr kurze Zeit nachher, von anderer Seite, wer der Herr war. Er ist ein Mann in hoher Zivilstellung in Indien, kein Theosoph, scharfer Logiker und Beobachter, aber freilich vorurteilslos. Er bestätigt jedem, der es hören will, diese und andere Erlebnisse mit seiner geheimnisvollen Freundin und sagt nur, er habe keine Erklärung dafür, aber so habe er es gesehen und erlebt. Ich erwähne seinen Namen nicht, weil ich kein Recht dazu habe, aber selbst dann würde ich es nicht tun, denn wer lässt heutzutage ein solches Zeugnis gelten? Es diskreditiert nur den, der den Mut hat, es auszustellen.



4. Verlassener Schrein auf dem Abuberg, Rajputana.



Wie mit der Dame auf dem Dampfer, so ging es mir mit jedem, der H. P. Blavatsky kannte und in ihr nur die geschickte Taschenspielerin sah. Wenn ich näher nachforschte, Kreuzfragen stellte, kam immer eine oder die andere Geschichte zum Vorschein, für die man keine Erklärung hatte. „Es war natürlich ein Trick; was sollte es sonst sein?"

Wer diese Dinge wirklich studiert, der kann schon finden, „was es sonst sein könnte", wenn es auch nur mit Naturgesetzen erklärbar ist, die noch nicht an unseren Schulen gelehrt werden. Aber das gehört nicht hierher.

Über Annie Besant kreisen in der anglo-indischen Gesellschaft die wildesten Gerüchte, alle mit wenig freundlicher Färbung. Das rührt zunächst davon her, dass Frau Besant es liebt, in Indien indische Lebensweise zu führen. Die Engländer haben selbst das Sprichwort: In Rome do as Romans do, und gerade in Rom habe ich genug Engländer gesehen, die das wörtlich befolgten. Ist es etwas anderes, wenn Annie Besant hier barfuss geht, weisswallende Gewänder trägt und nach Hinduart isst? Deshalb zu sagen, dass sie „Hindu" geworden sei, ist natürlich Unsinn. In Baltistan begegnete ich einem jungen Offizier aus Peshawur, der den blauen Turban, den buntgestickten Schafpelz und die Beintracht der Pathans führte (ich kann nur jedem Himalayareisenden raten, die letztere anzunehmen, wie ich es selbst tat, denn sie ist die einzig praktische). Er tut es in Peshawur in seinen freien Stunden nur deshalb nicht, weil er den Mut nicht dazu hat. Den hat Frau Besant und das ist schön. Man meint, dass es den Unterschied von der „höheren" zur braunen Rasse verwische. Liegt dieser in der Tracht?

Ein viel schwerer wiegender Grund für die Stim-

mung gegen sie liegt in dem Umstand, dass sie Gründerin und Leiterin des Hindu College ist. Hier wage ich nicht zu entscheiden, auf welcher Seite das Recht liegt. Das ist gewiss, dass Annie in so idealer und selbstloser Weise dieses Unternehmen betrachtet, dass man sie dafür nur bewundern und verehren kann. Aber mir selbst scheint, als ob ihr Idealismus in diesem Punkt nicht ganz gerechtfertigt wäre durch die Tatsachen. Es sei gleich gesagt, dass das Hindu College nichts mit Theosophie zu schaffen hat, sondern eine Erziehungs- und Lehranstalt ist wie jede grosse derartige Schule in Indien. Es ist an die Universität Allahabad angeschlossen und hat daher seine Schüler in der allgemein vorgeschriebenen Art für die Maturitas vorzubereiten. Die Schule ist gänzlich hindu. Die Kastenunterschiede werden ebenso streng befolgt wie anderswo; nicht einmal die europäischen Lehrer sind alle Theosophen, geschweige denn die Panditen, die indischen Professoren (der Titel ist hierzulande bald so allgemein wie in Italien). Logischerweise wird jetzt ein Tempel gebaut. Über die äusserlichen Resultate der Schule habe ich nur Gutes gehört.

Aber allmählich hat sich unter den Angloindern (ich persönlich bin derselben Meinung) die Überzeugung Bahn gebrochen, dass die Erziehung nach rein englischem Muster kein Glück für den Hindu ist, weil er sie nicht verstehen kann und nur das Mechanische daraus zieht. Was aus der englischen freien Erziehungsmethode wird, wenn die englische Rasseneigenschaft der Selbsterziehung fehlt, das kann man in diesem Land sehr gut beobachten. Der Hindu verzerrt das Bild der englischen Freiheitsidee, für die er einfach nicht reif ist, in etwas ganz anderes, in der Art wie unsere und namentlich die italienischen Sozialisten.

Gewiss ist Idealismus dabei, aber er steht nicht fest auf dem Boden, sondern faselt in der Luft umher. So sind alle diese Schulen Herde für die Bestrebungen zur nationalen „Befreiung“ geworden, die, wenn sie wirklich käme, meiner Meinung nach jetzt noch das Land in seine finsterste Zeit zurückwerfen würde.

Es ist ja ganz begreiflich, dass ein Hindu, der rein englisch erzogen wurde, peinlich berührt wird, wenn er nachher findet, dass der Engländer ihn nicht als gleichwertig behandelt, denn er selbst kann nicht einsehen, warum er nicht gerade so gut ist, wo er doch die Prüfung in englischer Geschichte und Literatur mit 1a bestanden hat. Es ist auch sehr oft nicht zu verteidigen, wenn man die Behandlung sieht, die der Engländer dem Hindu widerfahren lässt, nur weil er braun ist. Der „Nigger“, wie viele denken. Aber der Fehler steckt darin, dass man den Hindu zum Europäer erziehen will. Das halte ich für unmöglich und unnötig. Ich habe manchen gekannt, der „ebensogut“ war, jedoch in ganz anderer Art. Daher kann eine soziale Mischung nicht statthaben, denn viele vorurteilslose Engländer sagten mir mit Recht, wie mir scheint: „Ich würde nichts dagegen haben, mit diesem und jenem zu verkehren, aber wo soll man die Grenze ziehen? Im allgemeinen geht es nicht. Im offiziellen Verkehr machen wir ja keinen Unterschied, doch privat sprechen hundert Gründe gegen eine allgemeine Verbrüderung.“ Und das habe ich auch gefunden. Der Orientale kommt immer wieder heraus, trotz aller Bildung. Man lacht und zuckt die Achseln, solange nur einer da ist. Doch mehr solche Elemente würden nicht mehr belacht werden können.

Der wirklich hochstehende Hindu weiss das auch und hat keinen Ehrgeiz in dieser Richtung. Er ist ein

lieber, kluger Mensch, der sich nicht den Kopf verdrehen lässt durch falsches Wissen, intelligent und klarsehend. Es plaudert sich höchst angenehm mit ihm, und man kann ihn nur achten, wenn er der Hindu bleiben will, der er ist, mit den Eigentümlichkeiten seiner Rasse. Genau so wie er die Eigentümlichkeiten der weissen Rasse achtet, was durchaus nicht so selbstverständlich zu sein braucht, wie der Europäer a priori annimmt, bloss weil wir heutzutage führen.

Doch ihrer sind wenige, denn sie sind es, die den Pflichtbegriff voll erfasst haben im ethischen Sinn, nicht der Strafe oder Belohnung wegen. Und das ist gar so selten. Alle, die den Mund so voll nehmen und die wissen, dass sie „genau so gut" sind wie wir, haben keine Ahnung davon. Und diese, die immense Mehrzahl, sind es, die aus den Schulen hervorgehen, nachher sich nicht zurechtfinden und das Geschrei nach Swadeschi, das heisst Indien für den Inder, erheben. Die vorurteilslosen Engländer rechnen wohl schon heute mit der Möglichkeit, dass aus dem beherrschten Land eine Kolonie werden könnte, nur sagen sie ganz richtig, dass das Volk noch nicht reif ist und der Start, der dazu gemacht wurde — die Erziehung — ein falscher war. Und das sagen selbst die hochstehenden Hindus, von denen ich soeben sprach.

Die Regierung wird von einem schönen Prinzip der Idealität geleitet in all dem, doch die Gesetzmacher sitzen in London und kennen die Verhältnisse nicht.

Weil der Angloinder die unangenehmen Folgen so vor Augen hat, darum ist er so bitter gegen Frau Besant, deren Unternehmen er als antienglisch betrachtet. Das ist im Prinzip unrichtig, denn sie hat nur ideale Zwecke. Aber sie macht, so scheint mir, den grossen Fehler, dass sie den heutigen Inder überschätzt.

Sie hat offenbar eine starke persönliche Vorliebe für die altindische Form der Esoterik. Diese Vorliebe überträgt sie auf die Rasse als solche und übersieht, dass heute in diesem Volk nicht mehr die Möglichkeiten sind wie zur Zeit, da die heiligen Bücher entstanden, dass der Schwerpunkt der Spiritualität nach Europa übergegangen ist. Gewisse indische Kreise, die ganz andere Zwecke verfolgen, mögen auch ihren Irrtum ausnützen und sie zu Handlungen verleiten, die weder mit Theosophie noch mit Leitung einer Schule in Verbindung stehen. Dahin gehören z. B. politische Zeitungsartikel, die gegen Massnahmen der Regierung gerichtet sind, wie es bei Gelegenheit der Teilung von Bengalen geschah. Aber auch hier sind Frau Besants Motive unselbstisch. Wer sie näher kennt, der kann nur sagen: Wenn es so wird, wie sie es will und meint, dann wird es nur gut und kann niemand zum Schaden gereichen. Ich sage das, obwohl ich selbst kein Anhänger ihrer Methode bin.

Wir beginnen in Europa, die India mystica zu vermissen. Möge sie eine dritte Wiedergeburt erfahren. Unmöglich ist es nicht; das zeigen die wenigen, aber echten Mystiker an, denen ich dort begegnet bin.

Noch ein Wort über die Mahatmas.

„Denken Sie," so erzählte mir eine liebe, kleine Doktorsfrau aus Tientsin, als ich mit ihr und ihrem Mann zum Affentempel in Benares fuhr, „wir haben in Hongkong den Mahatma getroffen."

Das war etwas verblüffend.

„Einen Mahatma?" fragte ich.

„Nein, nein, nicht einen, sondern d e n Mahatma. Er sass inmitten von all seinen Schülern vor einem Haus, und ich fragte ihn, ob er wirklich ein Mahatma sei. ‚I am t h e Mahatma', sagte er selbst."

„Ja, dann —." Aber ich musste doch lachen über den schlauen Hindu, der auf Kosten unwissender Schwärmer in der Welt umherzieht und — für seine Verhältnisse — ein Herrenleben führt. Was dem wohl in der nächsten Inkarnation bevorstehen mag? Mein rohes Lachen führte dazu, dass ich die Illusion der lieben, kleinen Frau zerstören musste, einen Mahatma gesehen zu haben.

Solche Auffassungen spuken in vielen angloindischen Köpfen und führen dazu, dass das Wort meist im Scherz gebraucht wird — für den ernsten Hindu, der weiss, um was es sich handelt, fast so schlimm, wie wenn wir über Christus scherzen wollten.

Der unerzogene Inder freilich braucht diese Bezeichnung für jeden „heiligen Mann", und hat nicht einmal so Unrecht damit, denn die wörtliche Übersetzung lautet einfach: grosse Seele.

In einem Buch, das über die letzte Expedition der Engländer nach Tibet erschien, entscheidet der Autor, dass die Mahatmas sagenhafte Wesen sind, denn niemand in Tibet, wen er auch fragte, wusste etwas von ihnen.

Diese Art von Schlussfolgerung zeigt ein solch vollkommenes Missverstehen der ganzen Frage, dass ein dicker Band nötig wäre, um ausführlich zu erklären. Übrigens wurde in bündiger Form, so gut man kann, in den Spalten des „Pioneer" geantwortet von einer Seite, die Bescheid weiss. Für die in Europa, denen all dies fremd ist, möchte ich nur sagen, dass sie erst dann verstehen können, was der Inder einen Mahatma nennt, wenn sie sich mit der Evolutionslehre des Hindus vertraut gemacht haben. Dann werden sie auch sehen, warum es dem Inder so merkwürdig vorkommt, dass man die Existenz dieser Wesen bezweifeln kann, und

warum das geringste Zurschaustellen oder „sich bemerkbar machen“ schon die Echtheit eines Mahatmas ausschliesst. Warum endlich man ihn weder erfragen, noch aufsuchen kann, sondern ihn ganz von selbst findet, wenn man nur den richtigen Weg sucht. Das ist der Pfad der inneren Entwicklung, des rein ethischen Strebens. Alles andere kommt im Gefolge. Wer den geht, der mag einen Mahatma ebensogut in Europa finden, obwohl es die indische Atmosphäre erleichtert. Aber wenn jemand sagt: „Ich bin ein Mahatma“ oder: „Der ist ein Mahatma“, dann ist es schon nicht wahr — weit entfernt davon.

III

DIE KUNST DER HINDUS

Von Madras quer hinüber durch Südindien, an einer Fülle von tropischen Landschaftsbildern vorüber. Endlose Reisfelder dehnen sich im leuchtenden Grün der jungen Pflanzen und gemahnen an die heimischen Wiesen, ein unbekanntes Ding in Indien. Zahlreiche Dörfer überall zerstreut, die Strohhütten ganz versteckt unter Palmen und allerlei Bäumen. Alte ummauerte Städte, hoch überragt von steinernen Ungetümen, den Gopuras der Tempel. Sie sind das schrecklichste an Effekthascherei, was die Kunst je erfunden hat, und werden förmlich zum Alp für den Europäer, der unter den Feinheiten der Gothik und Renaissance gross geworden ist. Ein sinnloses Aufschichten von Steinblöcken, deren jeder ein fast ganz herausgearbeitetes Relief trägt, hoch und höher, bis endlich ein Riesentrapez dasteht, die breite Basis von hohem Tor durchbohrt. Gliederung ist versucht durch Vorsetzen von Statuen, die nur noch mehr überladen, oder durch Fenster, deren verwickelte Einfassungen nichts besser machen. Selbst die Einzelheiten der Figuren helfen zu dem verwirrenden Eindruck durch die verschnörkelte, verbogene Haltung der Glieder, die nun einmal für den Inder das Ideal der Grazie darstellt.

Die verrenkte Hüfte ist hier so chronisch wie der verdrehte Hals, die Wespentaille, der schlangenförmige Arm, bis zu den gekrallten Spinnenfingern, der Kleinling schön nach oben gekrümmt, wie es ja auch einmal in Europa „fein“ war. Wir haben eben zu Hause auch immer noch allerlei Reste der Entwicklungszeit aus der Barbarei. Dazu die brutal hässlichen Gestalten des Ganesch, des tanzenden Hanuman, der Kali und die Horde der Götterbilder, von denen es keines unter vier Armen tut, aufsteigend bis zu acht. Es mag tief symbolisch sein, aber künstlerisch wirkt es nicht. Alles das in rohester Arbeit, und hier und da eine kleine Gemeinheit dazwischen, nicht zu hoch oben, damit man sie sehen kann.

Ist ein Tempel zwei- und dreimal in langen Rechtecken ummauert, so erhebt sich in der Mitte jeder Schmalseite, oft jeder Seite der Mauer ein solches Unding, das nichts anderes darstellt als das Eingangstor. Der plumpe, unkünstlerische Effekt wird noch erhöht dadurch, dass die Gopuren von aussen nach innen an Grösse abnehmen. Wenn sie vollends, wie z. B. an dem neuen Tempel in Madras, auf das roheste gelb, blau, rot und grün angeschmiert sind, so hat man eine Summe von antiästhetischem Kunstempfinden vor sich, wie es vollkommener kaum irgendwo zum Ausdruck kommen dürfte.

Mit einem weinenden und einem lachenden Auge dringt man vor bis zum innersten Heiligtum, dem eigentlichen Tempel. Hier herrscht dieselbe Unharmonie, Klotzigkeit, Plumpheit. Überreich verzierte Steinhaufen und glatte, hässliche Mauern, ein langer, schwerfälliger Portikus, der ohne Grund plötzlich aufhört, in einer Ecke die Halle der tausend Säulen. Nicht einmal das Prinzip der Säule ist hier verstanden. Der

Schaft wird in zwei Hälften geschnitten durch unangebrachtes, überladenes Verzieren der mittleren Trommel. Die Kapitäle wimmeln von Elefanten, Greifen, Tigern, Götterbildern, Kriegern oder Tänzerinnen, oft in ganzer Figur frei herausgearbeitet, nur unten und oben mit dem Stein zusammenhängend. Derselbe Überreichtum in den Architraven. An den Säulen oder Pfeilern der Stirnseite aber hängen, wie in Trichynopoli und Vellore, springende Pferde in langer Reihe.

In einem einzigen Fall, im grossen Tempel von Madura, sind Versuche zu wirklicher Grösse zu entdecken, die einen Vergleich mit Ägyptens Wunderbauten wenigstens von fern heraufbeschwören. Es ist freilich wie das Lallen eines Kindes gegen die Rede eines welterfahrenen Mannes. Da sind Hallen, Höfe, Korridore, Teiche und Tore von riesigen Verhältnissen, in denen die Tempelelefanten besser am Platz sind als der kleine Mensch, ein wirres und verwirrendes, aber gewaltiges Durcheinander.

Alles barbarisch, barbarisch, barbarisch.

Nur in Tanjore steht hinter dem eigentlichen Tempel ein kleinerer, der nicht in dies allgemeine Wüsten einer zügel- und kunstlosen Phantasie passt, sondern die gemässigteren Verhältnisse des Nordens zeigt. Er ist rein dravidisch, weit besser gegliedert und meiner bescheidenen Ansicht nach von einem nordischen Baumeister erdacht. Er führt uns zum Vergleich des Nordens mit dem Süden, wie uns Madura zum Vergleich führt zwischen Ägyptern und Indern.

Der Kunstsinn des modernen Inders ist ein zweifelhaftes Ding. In der Architektur, sobald er seinen eigenen dravidischen Stil verlässt (den ich als Indiens Renaissance betrachten möchte, obwohl ich nicht weiss, Renaissance von was), verzieht er seine Tempeldome

in Flaschen- oder Kürbisform. Und selbst in der Kleinkunst kann er nirgends Mass halten, entstellt und verzerrt die schönen persischen oder chinesischen Vorbilder. In beiden Ländern, in Persien wie in China, besteht ja eine wirklich geschlossene Kunst, und ich neige stark zu der Ansicht, dass das, was man heute in Indien Kunstgewerbe nennt, hauptsächlich aus den Einflüssen der beiden Länder entstanden ist. Die Metallwaren von Benares, Jaipur, Moradabad und Haiderabad, das Silberzeug von Lucknow und Delhi, die Arm- und Fussspangen von Bombay, die Stickereien von Kaschmir und Kutsch, die Drucksachen von Farukhabad und Muttra, die Teppiche von Allahabad — alle sind sie in der Form und Zeichnung auf Persien zurückzuführen. Dem Himalaya entlang, in Bhotan, Sikkim, Nepal, Kumaon und Kaschmir ist überall der tibetanische, das heisst chinesische Einfluss festzustellen. Aber auch überall Überladung, falsches Zusammenstellen der Ornamente und so fort. In der modernsten Zeit ist es ganz schlimm. Die Arbeit ist fast durchweg liederlich. Die Steine der Schmucksachen müssen in Europa geschliffen werden; die Fassung ist unter aller Kritik schlecht. Kein Stück Silberzeug wirklich ausgeführt, die Seide voll von Fehlern, ein tadelloses Emaillestück nicht zu finden. Auch die Engländer haben noch kaum eine Besserung herbeigeführt, vielleicht das Gegenteil. Denn die Leute bekommen jetzt die Zeichnungen aus England, da sie selbst nichts erfinden, und da entstehen Dinge wie ein paar Cloisonné-Vasen, die ich sah, und deren geometrische Ornamente persisch, die Füllungen japanisch waren. Sie sollten aus einer Kunstschule stammen. In Srinagar bietet man Tischdecken aus im Stil der neuen Kunst. Und so weiter.

Murrays Reisehandbuch ist in allen diesen Dingen anderer Ansicht und bezeichnet z. B. die indische Emaille als die beste in der Welt, spricht ebenso von der Pracht des indischen Schmuckes. Aber man darf kein Stück in der Nähe ansehen; der Effekt ist äusserst prächtig, das ist wahr, doch ganz in der Art des Theaterschmuckes. Die Ränder der Emaille verwischt, oft verfleckt, die Gravierungen ungenau, die Diamanten weiss, gelb, grau durcheinander, im Fassen oder in sich beschädigt; die Rubinen und Smaragden voller Wolken, nicht zwei von genau derselben Farbe. In allem eine grosse Liebe zur Pracht, aber keine Verfeinerung des Geschmackes. In den Stickereien dasselbe: ein grosser Reichtum, aber die Farbenzusammenstellung roh. Rot und gelb, zinnober und orange, rosa und grasgrün, violett und blau sind beliebte Mischungen. Überall zu viel und zu grell. Man versuche nur, heute einen „Kunstgegenstand" in Indien zu kaufen. Man lässt sich durch die Fülle der orientalischen Formen verführen, möchte dies oder jenes haben, sucht durch fünf Basare und hundert Läden, bis man endlich ein Exemplar findet, das besser ausgeführt ist. Aber wehe, wenn man es nun zu Hause aufstellen will. Es passt nirgends hin. Hier kann es nicht neben der feinen Platte von Limoges hängen, dort gibt ihm die Vase von Faenza den Todesstoss, und gar neben dem Augsburger Becher sieht es aus wie ein Strolch im Salon. Man erkennt, dass es eine Kuriosität ist, aber kein Kunstwerk, und so richtet man ein „exotisches" Zimmer ein oder hängt und stellt diese Dinge in den Vorplatz — wenn man sie nicht in eine Wohltätigkeitslotterie stiftet.

Es ist natürlich anders mit den wirklich alten Stücken, deren Ausführung weit besser ist. Aber die

sieht man in Kensington und anderen Museen, nicht in Indien. Während eines Aufenthaltes von sechs Wochen in Benares z. B. konnte ich trotz beständigen Suchens nur eine einzige kleine Messingstatuette finden, die wirklich alt war und Kunstwert hatte. So war es überall, während man in den Basaren von Konstantinopel, Kairo oder Tunis doch öfters gute Sachen sieht, von Japan ganz zu schweigen.

Es ist auch anders mit den Gegenständen, die für den täglichen Gebrauch der Hindus gemacht sind. In diesen liegt meiner Ansicht nach der gewisse Reiz, der jedem „Volksleben" anhaftet. Dahin gehören vor allem die glatten Gefässe aus Messing und Kupfer durch ganz Indien, dann die bunten Spielsachen von Benares, die seltsamen Körbe aus Manipur, die Hängelampen von Malabar und andere Dinge. Doch sobald der moderne Inder anfängt, zu verzieren, nimmt er den ganzen Reiz weg. Himmelweit ist da der Unterschied mit dem feinen Kunstempfinden, z. B. Birmas oder gar Japans.

„Verfall' dieses Kunstempfindens ist ja in unserem elenden Fabrikzeitalter überall zu sehen, aber ich bin nicht davon überzeugt, dass in Indien jemals viel Eigenes bestanden hat in dieser Richtung. Mir scheint, wie ich oben sagte, dass das meiste von aussen hereinkam und in den Händen der Hindus einer schnellen Verzerrung unterlag. So kann ich nach meinem Gefühl nicht einmal die Tongefässe von Sind als indisch betrachten, sondern möchte sie mohammedanisch nennen, obwohl ich nicht in der Lage bin, festzustellen, ob sie ursprünglich aus Persien oder Arabien kamen. Auch die Filigranarbeiten von Südindien sind mir verdächtig. Was echt scheint, d. h. in Indien erfunden, ist entweder ganz unkünstlerisch, wie der Silberstil von

Trichynopoli, oder glattweg unangebracht wie der von Kalkutta. Das ist das „indische Dorf"-Muster. Ich meine, dieses passt sehr gut für Steinhauerarbeiten, aber auf einem Teegeschirr oder Schirmgriff wirkt es so ähnlich wie die Peterskirche in Emaille auf dem beliebten Erinnerungslöffel. Immerhin schien mir die Ausführung in Kalkutta noch die beste von allen Silberarbeiten, ich fand es jedoch unmöglich, den guten Arbeiter dazu zu bringen, ein anderes Muster zu machen. Das ist überhaupt das Kennzeichen des heutigen Hinduhandwerkers: er kann nachbilden, aber nicht erfinden oder anpassen. Deshalb spreche ich ihm wahres Kunstempfinden ab.

Es mag nicht immer so gewesen sein, nach der Architektur und Malerei der alten Zeit zu schliessen, denn da ist Eigenes, aber ich gestehe, dass mir nichts von einem indischen Kunstgewerbe jener Zeit bekannt ist.

Von der Malkunst Indiens ist schwer zu reden, denn die Beispiele sind selten. Wenn man vergleichen will, muss man alle Epochen anderer Länder herbeiziehen. Da ist vor allem Ajanta. Es war mir leider unmöglich, diese interessanten Tempel zu erreichen, da der indische Beamte in Pachora, der Bahnstation, trotzdem er lange vorher benachrichtigt war, für nichts gesorgt hatte, so dass ich hätte selbst alles erst organisieren müssen. Dazu fehlte mir die Zeit. Aber die dortigen Malereien sind in offenbar ausgezeichneten Nachbildungen von den Engländern veröffentlicht worden. Kleine Beispiele, aus etwa derselben Zeit stammend, sah ich in dem Kailasa, dem grossen Felsentempel zu Ellora. Diese Fresken haben einen grossen Reiz für mich. Sie stehen weit höher als alles, was man in Ägypten oder Pompeji zu sehen bekommt,

durch die Freiheit der Zeichnung und den Reichtum der Erfindung, durch die augenscheinliche Ursprünglichkeit, mit der sie empfunden sind. Selbst die Raumverteilung und die Versuche zur Perspektive muten mich künstlerisch an, so dass ich geneigt bin, sie etwa mit den Arbeiten unserer deutschen Primitiven zu vergleichen, freilich ins Orientalische übersetzt. Die Ausführung zeigt eine verhältnismässig schöne Technik und — o Wunder — verfeinerten Farbensinn, denn alles Grelle ist vermieden. Ich kann nicht einmal annehmen, dass die Farben nur verblasst sind, denn dieselbe Überraschung wartete meiner in den beiden einzigen modernen Beispielen, die ich ernst nehmen konnte. Das eine ist das Sakuntalazimmer im Palast des Maharaja zu Benares. Diese Fresken, die Geschichte der Sakuntala darstellend, wirken vor allem durch die Tiefe der Farben. Ohne jeden Ballast von modernem Können hat es der Künstler doch verstanden, eine ästhetische Wirkung hervorzubringen, etwa im Sinne der Böcklinschule — wodurch ich ihn nicht mit Böcklin vergleichen will, denn ich spreche nur von der Farbe. Die Zeichnung ist wieder gänzlich primitiv, aber auch darin von Reiz.

Auch das andere Beispiel ist in Benares. Ich entdeckte es in einer der engen Gassen der Altstadt, auf eine Hausmauer gemalt. Es stellt das jüngste Gericht dar nach der Hinduauffassung, die übrigens kaum nennenswert von der unseres Mittelalters abweicht. Der bedeutendste Unterschied ist vielleicht der, dass der Hindu nicht für ewig verdammt zu sein braucht. Wenn er vor seinem Tod dem Brahmanen eine Kuh schenkt, so kommt dieses Tier, natürlich als Astralkuh, ihm zu Hilfe, sobald er im Astralkessel schmort oder im Astralganges von den Krokodilen gefressen wird.

Er fasst einfach ihren Schwanz, und sie zieht ihn empor in die lichteren Regionen. Dies gelangt auf der Freske sehr schön zur Darstellung, so dass mir fast der Verdacht aufstieg, als wäre das Bild die Reklame eines schlauen Brahmanen. In reizender Naivetät kommt die Vorstellung des Künstlers zum Ausdruck: oben rollen die Köpfe der Krieger umher, die für die heilige Sache streiten, unten wird gebraten, gepfählt, die Haut abgezogen; in der Mitte das Paradies: Curry, Weib und Nichtstun, schwellende Pfühle, reiche Gewänder. Die Farben und die Zeichnung denen im Palast so ähnlich, dass beide Werke vom selben Künstler stammen könnten.

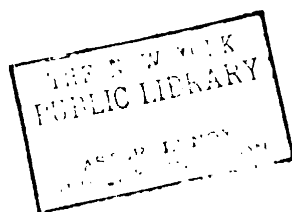
Mit Vergnügen kehrte ich oft zu diesem kleinen Werkchen zurück.

Das übrige, was man an Fresken sieht, in Jaipur und sonst, sind Zeichnungen des kleinen Moritz, aber vom kleinen Moritz selbst, nicht von Oberländer.

Um nochmals zu Varmi, dem einzigen Maler des modernen Indiens zurückzukehren, von dem ich an andrer Stelle sprach, so wurde mir versichert, dass er goldene Medaillen besitze und sogar in Europa ausgestellt habe. Das mag sein — unter Blinden ist der Einäugige König. Ich kann bewundern, dass er ganz aus sich selbst heraus so viel vollbracht hat, doch nach den Reproduktionen seiner besten Bilder zu schliessen, geht sein Kunstempfinden nicht über das eines wohlerzogenen fünfzehnjährigen Mädchens in Europa hinaus. Immerhin regt sich bei ihm etwas, das dem Inder bis jetzt fremd gewesen zu sein scheint. Ich meine, den Drang, künstlerisch zu schaffen nur der Schönheit wegen. Es war ja immer so, dass die Kunst zunächst einen äusseren Zweck hatte, wohl stets religiöser Natur, bis sie zum Selbstzweck wurde. In jeder alten Kultur



5. Die Jainatempel von Dilwara auf dem Abuberg in Rajputana.


PUBLIC LIBRARY

ist dieser Werdegang zu verfolgen. Das Museum in Kairo zeigt ihn von den kleinen Götterpuppen bis zum Dorfschulzen. In Griechenland durch Tanagra zum Hermes.

Der Inder ist über die Periode der zweckdienlichen Kunst nicht hinausgekommen. Das zeigt sich am besten in dem Umstand, dass sich eine selbständige Bildhauerei nicht entwickelt hat. Der Gedanke, grossen Männern Statuen zu errichten, tauchte nie auf — was in sich kein Fehler ist. (In Kalkutta hat man neuerdings einen Rajah in Marmor verewigt in sitzender Stellung mit untergeschlagenen Beinen — für unser Empfinden ein seltsamer Anblick.) Aber auch nirgends der Gedanke, ein Bildwerk nur der Schönheit wegen zu schaffen oder die Ästhetik des täglichen Lebens darzustellen, wie es die Japaner so meisterhaft verstehen. Es schadet nichts, wenn es sich dabei oft um die Ästhetik des Hässlichen handelt.

Das ist um so bedeutungsvoller, als wohl nirgends in der Welt ein solcher Reichtum an „Volksleben" und in der Natur herrscht, wie in Hindustan. Auf Schritt und Tritt treten einem charakteristische Formen in Pflanze und Tier entgegen in einer Fülle, die keine Grenzen zu haben scheint. Die Basare wimmeln von prachtvollen Typen und Szenen. Das ganze Land ist eine wahre Orgie von „malerisch" an Farbe und Form. Freilich gänzlich „unklassisch", doch das kommt nicht in Betracht.

Man kann nicht sagen, dass der Hindu ganz blind dafür gewesen wäre, denn ausser den heiligen Tieren verwendete er für seine Friese auch andere. Doch immer nur solche, die sich ihm aus irgendeinem Grund aufdrängten, durch Grösse, Häufigkeit oder Gefährlichkeit. Und immer nur als Schmuck eines Bauwerkes.

Erst in neuester Zeit liegen Versuche vor, wie z. B. die Messingtiere von Jaipur, die Figuren aus Terrakotta von Lucknow und die Modelle aus dem Volksleben der Gebrüder Pal in Zilla Nuddea. Ich vermute jedoch, dass die Anregung hierzu von Europäern ausging.

Die Darstellung der Götter, für den Hausgebrauch losgelöst von der Architektur, ist über das Roheste nie hinausgekommen. Sie wurde dem gewöhnlichen Arbeiter überlassen, und selbst heutzutage sieht man nirgends etwas, das auch nur entfernt mit den archaisierenden Buddhastatuen Birmas und den viel vollendeteren Japans verglichen werden könnte.

Die Architektur. Fergusson und Murrays Reisehandbuch hatte meine Erwartungen aufs höchste gespannt, denn beide sind enthusiastisch. Fergusson ist selbstverständlich viel ernster zu nehmen als Murray (Sammelname, natürlich), denn er gibt in seinem Buch eine systemastische Übersicht und versucht eine Wertung. Doch mir scheint, dass auch er durch die lange und eingehende Beschäftigung mit der indischen Baukunst des öfteren zur Überschätzung gelangt. Murray hat gar keinen Massstab, da ist alles herrlich und einzig. Doch ich fand so manches Mal, dass die Einzigkeit hauptsächlich in der Unsumme bestand, die ein Bauwerk gekostet hat, und die Murray sorgfältig verzeichnet. Das ist seine Pflicht als Cicerone, doch es trägt nichts zu meinem ästhetischen Empfinden bei — ist mir sogar gänzlich gleichgültig. Ebensowenig kann es mich bewegen, etwas schön zu finden, wenn ich höre, dass Tausende von Arbeitern lange Jahre daran gebaut haben, oder dass die Steine von weither geschleppt werden mussten. Das gehört alles anders wohin.

So will ich mich an keinen von beiden anlehnen,

sondern meine eigene Einteilung machen. Die Wissenschaftlichkeit gebe ich daran.

Ich möchte so trennen: Mohammedanisch, Dravidisch und Buddhistisch. Die letzteren lassen sich nicht scharf trennen. Dann: ästhetisch, wunderbar an Technik und Fleiss, malerisch, seltsam, phantastisch, hässlich und südindische Gopura. Etwa in dieser Ordnung. Die schwimmt auch immer wieder durcheinander.

Ich finde also ein seltsames Bauwerk noch nicht schön, und ein malerisches noch nicht ästhetisch.

Indien liegt zwischen Ägypten und Birma. Es erreicht weder die Wucht und Gewalt des einen, noch die märchenhafte, feine Phantasie des anderen. Von der ganz alten Zeit, der Zeit der Veden — da Ägypten schon fast vergangen war, Persien und sogar Griechenland schon fix und fertig dastanden auf allen Gebieten — ist uns nichts von Bauten geblieben. Man sollte meinen, dass ein Volk, das eine so wunderbare Literatur hervorbrachte, auch auf dem Gebiete der Baukunst entwickelt sein musste. War das nicht der Fall? Oder war das Material zu schlecht, oder wurde alles damals Bestehende so gründlich zerstört? Von Seite mancher Okkultisten wird für die Veden ein Alter angesetzt, das mehr auf sentimentalen als auf wissenschaftlichen Gründen ruht. Wenn ich also die letzteren annehme und nach ihnen die wahrscheinliche Entstehungszeit der Upanishads etwa ins elfte Jahrhundert v. Chr. versetze, so ist es um so erstaunlicher, dass nichts, rein nichts übrig geblieben ist von Bauten.

Das älteste noch Bestehende sind die buddhistischen Denkmäler, vor allen der Tempel von Buddhgaya und die Topen von Sanchi. Wer sich für Architektur interessiert, sollte beide nicht unbesucht lassen. Sanchi ist freilich schwer zu erreichen; im Notfall muss man

sich eben mit dem vorzüglichen Abguss des einen Torwegs genügen lassen, der im Kalkuttaer Museum aufgestellt ist.

In Buddhgaya soll schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. ein Tempel gestanden haben, der von Asoka vor seiner Bekehrung bis auf den Grund zerstört, nachher dann reumütig wieder aufgebaut wurde. Später ist er immer wieder „erneuert" worden, des öfteren durch die Birmaner, da der Brahmanismus in Indien wieder die Oberhand gewonnen hatte. Es lässt sich also ganz und gar nicht feststellen, was an ihm noch ursprünglich ist, so wenig wie sein wirkliches Alter. Cunningham meint, dass tibetanische, resp. chinesische Einflüsse in ihm mitsprechen. Das liesse sich durch die Tätigkeit eben der Birmaner erklären, obwohl ich mich nicht entsinne, in Birma etwas gesehen zu haben, das auch nur entfernt an seinen Stil erinnerte.

Der Grundriss entspricht dem des dravidischen Kailasa in Ellora: Plattform mit Mittelpyramide und vier Ecktempelchen, doch ohne den Vorbau. Im Stil ist zwischen beiden nicht der geringste Zusammenhang. Überhaupt steht dieser Tempel im Stil psychologisch ganz losgerissen von allem anderen in Indien da. Grosse Verfeinerung spricht nicht daraus. Die Mittelpyramide ist zu massig und ungegliedert, ihr Flachornament — Linien und Schnörkel — wirken monoton, die Terrasse ist zu schmal. Merkwürdigerweise scheint er mir dadurch zu gewinnen, dass er in einer Bodensenkung liegt. Die Hügel und die schönen Fikusbäume um ihn her mildern seine Plumpheit.

Aber er besitzt etwas Wunderbares in seiner steinernen Einfassung. Diese ist gleichzeitig mit der von Sanchi, die aber noch reicher wirkt durch ihre Tore.

Diese ältesten Denkmäler indischer Baukunst sind

für mich zugleich die künstlerisch am höchsten stehenden. Ihre Technik erinnert in seltsamer Weise an die frühchristlich-byzantinische Bildhauerei, wie man sie in den Kirchen und Museen Roms sieht, aber mit einem Gefühl für Natürlichkeit verbunden, das man dort umsonst sucht. Man sehe nur die Köpfe an, mit denen die Medaillons am Schnittpunkt der wag- und senkrechten Balken geschmückt sind; hier hat man ganz selbständige, unkonventionelle Porträts vor sich, hoch über allem stehend, was sonst dieser Art in Indien zu sehen ist. Der Reichtum der dargestellten Szenen in Sanchi ist schier unerschöpflich, und durch alles geht diese halb naturalistische, halb stilisierte Auffassung, die, verbunden mit einem scharfen Gefühl für Linie und Verhältnisse, stets ein sicheres Zeichen dafür sind, dass schon eine lange ästhetische Entwicklungsreihe dahinter liegen muss. Und doch haben wir nichts, das uns Zeuge von einer solchen wäre, ausser den wenigen Abbildungen von Gebäuden auf dem Balkenwerk der grossen Tope von Sanchi.

Die Idee der Tope selbst ist sicher viel älter als die der Einfassung. Sie wurde stets über einer Reliquie des Buddha errichtet, ein wenig Asche von seinem Scheiterhaufen oder dergleichen. Die älteste Form, wie sie in Sanchi und anderwärts noch zu sehen ist, besteht aus dem einfachen, gerundeten Hügel. In diesem ist noch deutlich das buddhistische Symbol der Wasserblase zu erkennen. Aber die Form hat sich entwickelt, wenn auch nicht viel. In Ceylon ist noch durchweg der ursprüngliche kunstlose Maulwurfsbau zu sehen wie in Sanchi, doch schon in eine Art Glockenform verzogen durch Erhöhung des Hügels und Aufsetzen eines phantastischen Turmes, des Handgriffes der Glocke. Am unteren Rand sind nach den vier

Windrichtungen eine Art von Kapellen angehängt. Daran schliesst sich eine kreisförmige Terrasse, abgeschlossen durch ein Geländer mit vier kleinen Torbauten, wie in Sanchi und offenbar nach diesem als Vorbild errichtet. Doch stammt hier alles aus ein und derselben Zeit, ist auch bedeutend einfacher gehalten, ohne figurale Verzierungen.

Die Tope oder Stupa von Sarnath bei Benares, die erst etwa tausend Jahre n. Chr. errichtet wurde, ist schon zum Turmbau geworden, ohne jeden Übergang in das umliegende Terrain. Ein schwacher Versuch zur Gliederung zeigt sich im geringeren Durchmesser der oberen Hälfte, durch einfache Abschrägung mit der unteren verbunden. Diese ist durch ein breites Band von Flachornamenten verziert, je ein Feld einfach geometrisch (wahrscheinlich schon nach mahommedanischem Vorbild), das nächste mit recht schönem Blattrankenmotiv, dessen freie Behandlung gar nicht zu der plumpen Form des Ganzen passen will. Schon daraus ist zu schliessen, dass nur diese die eigene Erfindung der Erbauer ist. Obenauf sollte der siebenfache Schirm sitzen, das heisst sieben Schirme aus Goldbronze übereinander, einer immer kleiner als der andere, der gemeinsame Stock zu oberst in eine Spitze auslaufend. In Sarnath ist er wohl nie zur Ausführung gekommen, wohl aber findet man noch Reste davon an der grossen Tope oder Dagoba im Höhlentempel zu Karla. Hier, wie in der Höhle zu Ellora ist die Form der Dagoba ein plumper runder Turm mit Kuppel (wieder die Wasserblase), der wie in Sarnath ohne Stufen dasteht, aber nicht im Freien, sondern in der Apsis der Tempelhöhle, so ziemlich wie ein christlicher Altar. In Ellora sitzt noch ein Buddha davor. Da diese Form noch vorchristlich ist, so kann man von

Sarnath nicht einmal sagen, dass der Gedanke sich entwickelt hat. Erst die Birmaner sind einen Schritt weiter gegangen. Sie griffen die Form von Ceylon auf und bildeten sie aus zur wirklichen Handglocke mit Griff und Knopf, auf hoher Stufenterrasse ruhend. In Tibet drehte man dann den Glockenkörper nach oben, setzte ihn, ohne Griff natürlich, auf einen viereckigen Unterbau und steckte einen Stock hinein mit dreizehn kleinen Scheiben an Stelle der Schirme. So wurde dort eine Kaffeemühle daraus.

Das ist keine allzu glorreiche Entwickelung eines architektonischen Gedankens. Wirklich künstlerisch sind nur die Geländer in Zentralindien und in geringerem Mass die von Anuradhapura zu nennen; äusserst seltsam wirkt die Tope von Tibet, Tschorten genannt; aber an malerischem Effekt schiesst die birmanische Pagode den Vogel ab.

Das nächste auf unserem Weg sind die Höhlentempel. Sie sind über West- und Südindien zerstreut, vor allem in der weiteren Umgebung von Bombay. Dieser Ausdruck ist freilich den indischen Grössenverhältnissen angepasst, so dass danach z. B. Danzig zur weiteren Umgebung von Berlin zu rechnen wäre.

Die interessanteste Ansammlung dieser Tempel findet sich in Ellora, wo ihrer fünfunddreissig nebeneinander liegen. Sie sind buddhistisch, Hindu und Jaina — jene Sekte, die sich kaum nennenswert vom Buddhismus unterscheidet, aber schon vor ihm bestanden hat und ihn in Indien überdauerte. Um die Sammlung vollständig zu machen, ist die Hochebene direkt über dem Abhang, in dem die Höhlen gähnen, mit mohammedanischen Bauten bedeckt, so dass man an diesem einen Platz sämtliche Stilarten Indiens beisammen hat. Ellora scheint mir daher für die Entwicklungsgeschichte der Architektur

in Indien der wichtigste Punkt, der mir zeigte, dass man kein System in das Ganze bringen, keine stetige Entwicklung verfolgen kann, wie in Europa. Anklänge an alles Mögliche und Unmögliche und grosse Sprünge von einem zum anderen.

So tritt einem in den ältesten buddhistischen Höhlentempeln von Ellora, sowie in dem von Karla, der ganz allein in seiner Felswand bei Poona liegt, ein fertiger Stilgedanke entgegen, zu dem kein Übergang von älteren Bauten her vorhanden ist. Das scheint um so überraschender, als gerade diese Tempel, die man Tschaitya nennt, um sie von den Klosterhöhlen derselben Religion zu unterscheiden, unserem europäischen Stilgefühl am meisten entsprechen von allem, was ich in Indien sah. Wir finden hier — und hier allein — das Prinzip des Pfeilers im ägyptischen resp. griechischen Sinn verstanden, so dass der Schaft durch keine unangebrachte Verzierung unterbrochen wird, sondern wirklich den Eindruck gibt, dass er nach oben strebt. In Karla, dem wenig älteren Bau — etwa zweites Jahrhundert v. Chr., nach Fergusson — bilden die Kapitäle der Pfeiler zugleich das Gesimse. Sie sind unverhältnismässig gross und stellen auf Elefanten reitende, göttliche Ehepaare dar, die sich zärtlich umschlungen halten. Merkwürdigerweise ist die Frau fast durchweg grösser als der Mann, was den Verhältnissen der heutigen Rasse gewiss nicht entspricht. In Ellora hingegen muten die Kapitäle fast dorisch an, tragen sogar eine Art Eierstab, und darüber läuft ein durchgehendes Gesimse, das den ganzen Bilderschmuck des Tempels trägt. In beiden Tempeln ist die Pfeilergliederung des Baues dadurch fortgesetzt, dass über dem Gesimse ansetzende, breite Rippen parallel über das ganze Tonnengewölbe weglaufen, in Karla aus Holz

aufgesetzt und ziemlich gleich breit durchweg, während sie in Ellora aus dem lebendigen Fels ausgehauen sind und sich nach unten in schönem Schwung verbreitern. So ist die Gesamtwirkung in Karla die strengere, in Ellora die elegantere, freiere. Der Abschluss in beiden Hallen ist gerundet, und nichts zieht den Blick von der Feierlichkeit der Architektur ab als die Dagoba in der Apsis. Auch diese ist in Karla die plumpere durch die halbkugelige Form ihrer Kuppel, während in Ellora deren verlängerte Rundung sowie der davor sitzende Buddha den Eindruck der Eleganz erhöhen.

Da mich hier weniger der Stil selbst als das Stilgefühl der Erbauer beschäftigt, so möchte ich einiges hervorheben. Die Pfeiler dieser Tempel stehen so dicht wie in Karnak, viel zu dicht für unser Empfinden. In den ägyptischen Bauten, die frei errichtet sind, erklärt sich dies aus Gründen der Technik. Wo der Ägypter direkt aus dem Felsen hauen konnte, wie z. B. in den Zugängen zu den Gräbern von Beni Hassan und Silsileh, rückte er sofort die Säulen auseinander. Hier hingegen ist gar kein Grund vorhanden für die Überzahl der Stützen als solche, denn das Ganze ist aus einem einzigen Felsen ausgemeisselt, und die Seitenschiffe sind nicht so tief, dass das überhängende Gewicht des Steines sich nicht fast selbst tragen könnte. Da ist ferner die dreischiffige Form beider Tempel, genau wie unsere Basiliken. Woher diese Form? Der Grund der Lichtzuführung fällt weg, nicht einmal eine Absicht, die Seitenwände mit Bildwerken zu schmücken, scheint vorgelegen zu haben. Es ist wenigstens nicht der geringste Anhaltspunkt dafür zu entdecken, obwohl diese Art, eine Wandfläche zu verzieren, damals schon bekannt war, wie der ornamentale und der Statuenschmuck der Vorhalle in Karla beweist.

Endlich die Rippen des Gewölbes. Sie dienen sicher nicht zur Stütze. Die ganze Wölbung ist ja eins mit den Seitenwänden, und was könnten schwache Holzplanken ausrichten, wie sie in Karla verwendet wurden? Sie muten uns Europäer dort an wie ein temporär eingezogenes Gerüst, während der rein dekorative Zweck gerade durch ihre Schwäche klar wird. Dass sie übrigens alt sind, hat Fergusson scharfsinnig nachgewiesen. Sie sind auch nicht wie die gotischen Rippen eine Betonung statischer Linien, sondern frei erfunden.

Diese drei Dinge: die dreischiffige Form des Tempels, die gedrängte Stellung der Pfeiler, die Rippen der Wölbung sind also der Ausdruck eines ganz ursprünglichen Stilgefühls und zwar eines solchen, das dem unsrigen verhältnismässig nahe steht. (Fergusson sagt von Karla, dass die Verhältnisse denen des Chores der Kathedrale von Norwich ähnlich seien.) Es ist nichts „Orientalisches" darin. Und wir können nirgends nachweisen, dass es sich aus irgend etwas entwickelt hat; ganz unvermittelt springt es auf uns ein.

Hier liegt eines der zahlreichen psychologischen Probleme, an denen Indien so reich ist.

Schon die nächstliegenden Bauten in Ellora führen uns weit ab von der fast klassischen Idee der Tschaityas. „Wilde" Dinge tauchen auf. Die einfachen Mönchszellen, wie sie noch in Karla neben dem Tempel bestehen, sind zusammengezogen in förmliche unterirdische Klöster, zwei und drei Stockwerke hoch. Meist liegt ein offener Hof davor, aus der Abdachung des Hügels ausgegraben. Die Fassaden sind stets ganz offen, so dass das Licht frei in die Räume einströmt. Sie bestehen aus pfeilergestützten, geradlinigen Architraven, den äusseren Rändern der Fussböden. An

diesen Steinbändern, wie an den inneren Wänden sind Reliefs angebracht oder Friese, die Säulen und Pfeiler phantastisch ungeschickt abgeteilt und verziert. Die Figuren und Gruppen zeigen schon eine Zügellosigkeit, die an unser Barock streift. Aber diese geht offenbar mit der Zügellosigkeit des religiösen Denkens Hand in Hand, denn weibliche Götterfiguren tauchen auf, von denen der reine Buddhismus nichts weiss.

Das ist das Ende der buddhistischen Architektur in Indien. Daneben steht die sogenannte dravidische. Man pflegt die beiden scharf zu trennen, als handelte es sich um zwei verschiedene Rassen. Und doch scheint mir gerade Ellora zu lehren, dass man das nicht kann. Wer waren denn die Buddhisten Zentralindiens, wenn nicht bekehrte Dravidier? Und wie deutlich laufen die letzten buddhistischen Klosterhöhlen mit den daneben liegenden der Hindus im Stil zusammen! In der Verfallzeit des buddhistischen Denkens also treffen sie sich wieder. Daraus folgt, dass man nicht in dravidisch und buddhistisch teilen müsste, denn der Sprung rührt nicht von dem Hereindringen einer fremden Rasse her, sondern von der Umwandlung des religiösen Denkens. Da uns Christen nun der Buddhismus weit näher steht als der Hinduismus, so entspricht auch unserem ästhetischen Gefühl z. B. die Tschaitya von Ellora weit mehr als der Kailasa, das grösste dortige Bauwerk der Hindus — wie man die Anhänger des Brahmanismus heute kurzweg bezeichnet. Ich will übrigens den Ausdruck „dravidisch“ beibehalten, weil er nun einmal eingebürgert ist, möchte jedoch gleich hier darauf hinweisen, dass dieser Stil seine feinste Ausbildung wieder durch die Jainas oder Jains erhalten hat (in Dilwara), deren Religion ja dem Buddhismus ungemein nahe steht.

Auch für den Kailasa ist nirgendwo ein Übergang von früherher zu finden. Ein Rätsel, steht er da, in der Wirkung seiner Masse an das Gewaltigste erinnernd, was Ägypten geschaffen hat. Er ist wohl eines der technischen Wunderwerke der Welt zu nennen. Aus dem Felshang ist ein enormes Rechteck gänzlich herausgeschnitten, so dass die Rückwand am höchsten ragt, die Seitenwände nach vorn allmählich niedriger werden. In diesem oben offenen Hof steht der Tempel, an die hundert Fuss hoch. Er ist kein Bau, sondern in- und auswendig wurden die Felsmassen einfach weggenommen. Ich sage „einfach", aber man denke, welcher Aufwand von Können und Fleiss zu einem solchen Unternehmen nötig war. Wer die Leistungen der heutigen Inder damit vergleicht, die mit kleinen Ausnahmen Muster sind an Kunstlosigkeit und ungenauer Ausführung, der muss auf die Veränderung hingelenkt werden, die mit der Rasse vorgegangen ist.

Der Stil ist kyklopisch zu nennen und wirkt in einem Gebäude von solchen Dimensionen weder graziös noch künstlerisch in unserem Sinn, sondern mehr wuchtig und seltsam. Das Ganze imponiert gewaltig, hat einen düsteren, geheimnisvollen Ton in sich, der durch verschiedene Umstände noch verstärkt wird. Zunächst durch die graue Farbe des Granits selbst, dann durch die Anhäufung der Monumente: da ist das Eingangstor mit seinen riesigen Götterfratzen — man kann sie nicht anders nennen. Sodann rechts und links je ein isoliert stehender Elefant in Lebensgrösse. Dahinter zwei hochragende Pfeiler, Obelisken nicht unähnlich, mit Skulpturen bedeckt. Zwischen diesen der klotzige Vorbau des Tempels, auf dessen Terrasse unter hohem Baldachin Nandi, Schiwas Stier ruht. Daran schliesst sich eine Art Gangweg, zu dem von beiden Seiten die Ein-

gangstreppen hinaufführen. Dann der Tempel selbst, eine ragende Masse von Klötzen, Pfeilern, Friesen, Kugeln, Pyramiden. Eine hohe Terrasse umgibt ihn, an deren vier Ecken sich kleinere Tempel erheben. Der Bilderschmuck ist sparsam, doch um die Basis läuft ein breites Band, aus dem kämpfende Elefanten, Löwen und Greifen herausspringen, die beiden letzteren übergross, die Elefanten etwa in dreiviertel Lebensgrösse. Ringsumher türmen sich die enormen geglätteten Felswände, und unten gähnen in ununterbrochener Reihe säulengestützte Galerien, aus deren Halbdunkel seltsame Statuen und Reliefs hervorspringen. Aber dies ist die Hauptsache: Wände und Boden, Galerien, Statuen, Tempel und alles ist aus einem Stück, nirgends eine Fuge, eine Ritze zu entdecken; nirgends auch nur ein Grashalm, der einen freundlichen Ton hereinbrächte. Die Wucht dieses Ganzen wirkt bedrückend düster. Der Tempel ist Schiwa geweiht, aber man wird den Gedanken an die greuliche Kali nicht los. Unter dem Baldachin da droben ruht der milde Stier mit dem grotesken Höcker auf dem Nacken, gemächlich wiederkäuend, die dummen Augen gegen den Lingam in der Tempelzelle, das Symbol seines göttlichen Herrn, gerichtet. Aber wo er ruht, malt sich die Phantasie rohe Menschenopfer aus. Von den Gängen und Kapellen des Umganges her erwartet man das Stöhnen fanatischer Menschen zu hören, die sich zu Ehren einer furchtbaren Gottheit blutig quälen.

Der Gangweg und die Vorhalle der Tempelzelle sind mit den sanften Fresken geschmückt, von denen ich sprach. Sie passen gar nicht hierher; sie mildern nicht, sondern wirken als störender Fleck.

Ich habe weiter nord- und ostwärts nichts mehr von dieser Art gesehen, wohl aber zieht sie sich hinunter

durch das ganze Dekkan, den merkwürdigen Hügeln folgend, die von burgähnlichen Granitblöcken gekrönt, überall aus der braunen, sonnverbrannten Hochebene ragen. Auf weite Strecken hat der einbrechende Islam ihre Spuren verwischt, bis sie wieder auftaucht an der südlichen Abdachung des Zentralplatos. Dort, wo sich die trockene, starke Hitze der Hochebene mit den Dünsten der Meerluft verweichlicht, wo die kräftigen Umrisse der Laubbäume durch die schwankende Kokospalme gemildert werden, wo an Stelle der dürren, steinigen Flächen schwellende Reisfelder treten, vor allem, wo das arische Blut sich verdünnte in barbarischer Urrasse, dort wurde sie mit besonderem Eifer aufgegriffen. Aber sie unterlag einer traurigen Verwandlung. Man kann den Vorgang verfolgen. Manchmal entspricht, wie z. B. in Tanjore, der eigentliche Tempelbau noch so ziemlich dem Empfinden, das in Ellora zum Ausdruck kommt. Aber dann begann es, sich zu verziehen und zu verzerren. Aus dem Wuchtigen wurde das Groteske, der Bilderschmuck verlor sich in sinnlose Überladung; die Monstra der Gopuren waren fertig: gemeisselte Matterhörner. Alles das entspricht dem Empfinden der Rasse. Sie konnten nicht einmal mehr einen feierlichen Gottbegriff fassen: im Stein die lasziven Bilder, im Tempelhof die Bajaderen.

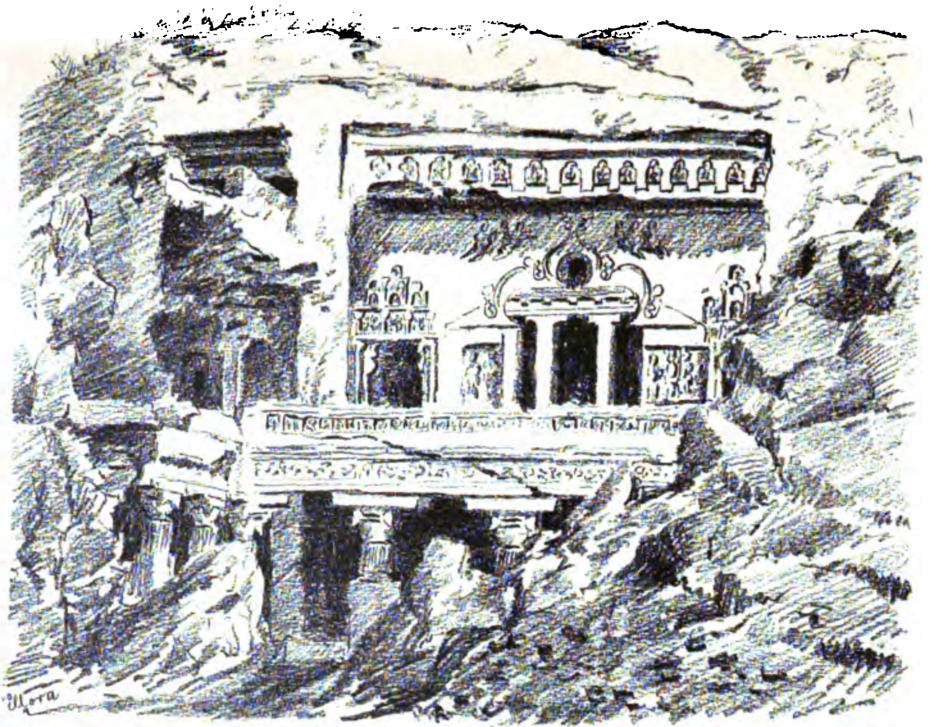
An einer einzigen Stelle dieses künstlerisch furchtbaren Südens trifft man nochmals auf ein in sich harmonisches Ganze. Das sind die sieben Pagoden am Meeresstrand bei Madras. Es ist derselbe Schlag von Menschen, der den Kailasa in Ellora wie die Pagoden bei Madras hingestellt hat. Doch wenn dort alles düster ist, so flutet hier das volle Sonnenlicht über die Monumente weg und gibt erst recht den Eindruck, dass man hier die Spuren einer wirklich gross und breit empfin-

denden Rasse vor sich hat, eine einzige Ausnahme im Süden, eine Seltenheit in Indien überhaupt.

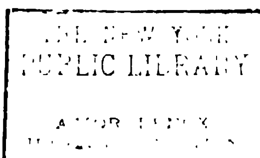
Der indischste aller indischen Stile ist die andere Abart der dravidischen Baukunst. Sie brachte die Werke hervor, die wir im allgemeinen in Europa als „indische Märchenbauten“ bezeichnen. Darunter sind die feinsten Beispiele von Bildhauerkunst, die Indien aufzuweisen hat. An Verschwendung von menschlicher Arbeitskraft und Geduld kommt ihnen nichts gleich in der Welt, nicht einmal Ägypten. Das reinste Beispiel dafür sind die Tempel von Dilwara auf dem Abuberg in Rajputana. Sie sind freilich viel späteren Datums, doch in ihnen kommt die Zierlichkeit, das wichtigste Prinzip des Stiles, am besten zum Ausdruck, wohl grossenteils dank dem Umstand, dass sie aus edelm Marmor erbaut sind. In bewusster oder unbewusster Erkenntnis ist hier die Aussenseite der Tempel so glatt und harmlos gehalten, wie die Mauern der Alhambra, und wie dort liegt das ganze Wunderwerk im Innern. Die Gruppe dieser Tempel wirkt malerisch in der Weisse ihres Bewurfes auf dem braungelben Hintergrund des Hügels, an den sie sich lehnt, umgeben von Mangobäumen und Palmenhainen. Doch das sieht man hundertmal in allen Ländern, nur in anderer Form. Ein bayrisches Bauernhaus, eine rheinische Schlossruine, ein italienisches Abruzzendorf, eine amerikanische Waldecke oder ein englischer Parkwinkel haben denselben ästhetischen Wert in sich. Aber wenn man durch nüchterne Torwege und Mauergänge, an unfreundlichen Wächtern vorbei sich den Eingang erkämpft hat und den ersten Blick in das Innere tut, so weiss man sofort, dass man nirgends wieder in der Welt ein solches Wunder an Zierlichkeit und Fleiss sehen kann. Es ist kein Eindruck von Grösse,

noch überhaupt von Architektur, sondern mehr der Art von ästhetischer Freude vergleichbar, die eine mittelalterliche Kassette aus Elfenbein oder Silber, eine Miniatur, Memlings Schrein der heiligen Ursula in Brügge in uns wachruft. Es ist eine kolossale Marmorschnitzerei. Ich kann es nicht anders nennen. Es stört hier nicht, dass nirgends das Prinzip der Linie geachtet ist, dass das Auge keinen glatten Ruhepunkt findet, dass selbst die Spannbögen, die naturgemäss den Eindruck von Kraft und Festigkeit geben sollten, aufgelöst sind in ein Gewebe von Spitzen, Ranken und Figuren.

Ein allgemeiner Plan ist wohl festgehalten: in der Mitte die Tempelzelle, ringsum ein erhöhter Säulengang, dessen Rückwände die vierundzwanzig Heiligen der Jainas in tiefen Kapellen bergen. Vom Eingang zum Tor der Zelle wölbt sich ein säulengetragener Baldachin, sonst freier Himmel über dem Hof. Das ist alles symmetrisch in Höhe, Zwischenräumen und Grössenverhältnissen. Doch die Einzelheiten alle verschieden. Die Kassetten der Arkadendecke bald flach, bald tief ausgehöhlt, bald mit herabtropfenden Schlusssteinen. An den Säulen Figurenketten, vorgeschobene Statuen, Blattornamente, durcheinander, fast übereinander laufend. Kapitäle und Gesimse scheinbar verschmelzend. An den Wänden grosse Tafeln, auf denen eine ganze Schlacht dargestellt ist, Nischen, Friese, Lisenen. Ein Triumphzug; ein Tigerkampf; eine Elefantenjagd; eine Bajaderenszene; die Krönung eines Königs. Unsymmetrisch und doch voll Harmonie, nirgends das ästhetische Empfinden gestört. Das ist freilich zum Teil dem zuzuschreiben, dass der Tempel eben von den Jainas erbaut ist, so dass keine der abscheulichen Götterfratzen der Hindus das Auge beleidigt,



6. Höhlentempel zu Ellora im Dekkan.



kein Schmerbauch, kein läppischer Affengott, kein vielarmiges Spinnenwesen, kein Medusengesicht der widerwärtigen Durga.

Man kann hier besonders schön beobachten, wie der ursprüngliche Stil des Kailasa verschiedener Verwandlungen fähig war, je nach der inneren Kultur der Rasse: welch rohes, unharmonisches Empfinden spricht aus den Gopuren, welche Feinheit aus der nordischen Umarbeitung! Im Süden ein unsinniges Verziehen ins Masslose an Verhältnissen und Einzelheit, hier die wohlverstandene Zurückführung auf architektonische Kleinkunst — sit venia verbo.

Wir haben in Europa ein Beispiel, in dem vielleicht ein ähnliches Empfinden sich auszudrücken sucht wie in Dilwara. Ich meine den Hof des Palazzo vecchio zu Florenz. Doch über die Anfänge ist es dort nicht hinausgekommen, und es mag gut sein, dass es dabei blieb, denn schon da hat man dank der klassischen Umgebung das leise Gefühl: es wird bald zu malerisch. In Europa, wo die Kunst mit der wechselnden Kultur und Spiritualität Hand in Hand ging, musste sich die scharfe Trennung von Architektur und Kleinkunst notwendigerweise vollziehen, sonst lief jede sofort Gefahr, von der anderen entstellt zu werden. Hier in Indien liegen die wenigen Anläufe zur Klassizität in unserem Sinn weit zurück, wie in der Terrassenverzierung der grossen Dagoba zu Anuradhapura, in den ältesten Höhlentempeln von Ellora und Karla. (Die Tempel von Kaschmir rechne ich nicht hierher, denn ihre Erbauer standen offenbar stark unter griechischem Einfluss.) Dann machte sich der spirituelle Niedergang fühlbar, und dementsprechend konnte sich die Kunst nicht ins Grosse entwickeln, wie bei uns, wenn sie überhaupt Kunst bleiben wollte.

Wohl aber konnte Dilwara entstehen. In sich an absolutem, erhebendem Wert weit hinter unseren Meisterwerken der Gotik und Renaissance zurückstehend, ist es doch der höchste Ausdruck, dessen das ästhetische Empfinden einer kindlichen Rasse fähig ist, und als dies verdient es einen würdigen Platz in der Kunstgeschichte der Welt.

Der Übergang von dem Kailasa zu Dilwara ist in den Tempelbauten von Zentralindien und Orissa zu finden. Am reinsten sah ich den Stil im Herzen von Bundelkhand, in dem verlassenen, verwüsteten Khajrahá. Weitab von allem Verkehr, von der Bahn, sogar von den grossen Strassen trauern diese Zeichen einer blühenden Vergangenheit. Einzeln oder in Gruppen stehen sie allein inmitten der grünenden Felder, der wüsten Strecken Landes, wo hohes Gras den Schlangen als Jagdgrund dient, wo Termitenhügel wie kleine Burgen ragen, der Schakal sein unheimliches Geheul ertönen lässt und blau schillernde Kraniche an verschlammten Teichen auf Beute lauern. Grün, gelb und braun dehnt sich die Ebene in sanften Wellen, hier und da ein weiss blühender Mango, dort in der Entfernung eine feuerrote Linie. Das ist die „Flamme des Waldes“, der Buteabaum, der im vollen Schmuck seiner grossen Blüten riesige Strecken überzieht. Am Horizont ein paar blaue Hügelketten in scharfen Linien. Über allem diese einzige Sonne, hierzulande der verlässlichste aller Freunde.

Die Stadt ist spurlos vom Erdboden verschwunden, aber ihre Tempel stehen noch. Einige wenige liegen in Trümmern, andere wollen bald zusammenstürzen, die meisten haben den Menschen und Erdbeben getrotzt. In zierlichsten Verhältnissen erheben sie sich von ihrem Terrassenbau mit der vorgelagerten

Freitreppe, nicht zu gross und nicht zu klein, alles schön ineinander gestimmt. Die Farbe des Steines ist ein reiches Graubraun. Der Plan immer derselbe: der kleine Eingangsbau, dann die breitere vieleckige Mittelhalle, in flachgedrückter Pyramide endend, zuletzt der seltsame Turm, am besten einer langgestreckten Kuppel vergleichbar, von einer Art Pinienapfel gekrönt, der auf schlankem Stiel sitzt. Das Ganze ist in ringsumlaufende Friese aufgelöst, die hinter schmalen Steinbändern zurückliegen, so dass sich die Konturen anschauen fast wie eine Zahnstange. Der Bilderschmuck bleibt auf die Friese beschränkt. Die Dachpyramide besteht aus geschichteten Platten; bis zur Spitze des Turmes ist das Friesmotiv durchgeführt.

Wie gefährlich diese wagerechte Gliederung ist, kann man am Dom von Genua sehen, in anderer Art auch an der Kathedrale von Salisbury, aber hier sind die ganz richtigen Verhältnisse gewahrt, und es ist erreicht, dass das Ganze in seiner unklassischen Seltsamkeit doch voll ästhetisch wirkt. Man vergleicht freilich nicht mit einem europäischen Kirchenbau, aber merkwürdigerweise mit einem Möbelstück der deutschen Renaissance. Im Innern der Tempel wird der Vergleich mit diesem Stil noch deutlicher. Die Höhlung der Pyramide ist da durch vier Säulen getragen, auf deren Kapitäle und Gesimse der auffallendste Figurenschmuck konzentriert ist. Dahinter öffnet sich der Triumphbogen zum eigentlichen Heiligtum im Turmbau, das in seinem fensterlosen Dunkel geheimnisvoll wirkt. Die gestreckten Seiten der Halle werden je durch eine tiefe Fensternische unterbrochen. Die Wände sind glatt gehalten und tragen als einzige Verzierung ein Tabernakel, dessen Formen so sehr unserer deutschen Renaissance entsprechen, dass man immer-

zu versucht ist, statt der Götterfigur in der Nische eine Madonna oder Christus hineinzudenken. Dieser Tabernakel sind also acht, je eines in jeder Wandfläche. Da nun aber dort, wo der Triumphbogen sich öffnet, die übrig bleibende Wand zu beiden Seiten so verschmälert ist, dass das Tabernakel ihre Breite fast ausfüllen würde, mit ganz schlechter ästhetischer Wirkung, so ist der Architekt auf ein Auskunftsmittel verfallen, das von feinstem Verständnis für die Raumverteilung zeugt. Er hat die beiden Tabernakel dieser Schmalseiten mit denen der daranstossenden breiteren Wände in die Ecke gerückt, wo sie zusammenstossen. Um aber Schwerfälligkeit zu vermeiden, trägt nur das auf der breiteren Fläche einen Baldachin. Die Wirkung ist vollkommen natürlich und harmonisch, so dass man erst nach einiger Zeit die Unregelmässigkeit der Anordnung bemerkt.

Der wohltätige Einfluss der Bauperiode von Khajrahá hat sich in der Umgegend bis auf die heutige Zeit erhalten. In Chhatarpur, dessen liebenswürdiger Rajah mir alle diese Genüsse verschaffte, sieht man eine Unzahl von kleinen Tempeln, Grabmälern und namentlich „Satis“ — das sind die Denkmäler der fürstlichen Witwen, die sich zu Ehren ihres toten Gatten den Flammen weihten — die alle ausser dem malerischen Wert, der ja nie fehlt in Indien, auch einen künstlerisch ästhetischen besitzen. Dadurch wurde mir diese kleine, charakteristische Residenz zu einem der freundlichsten Erinnerungsbilder aus dem grossen Reich.

Im Süden Puri mit den zahlreichen Tempeln der Umgebung, inbegriffen die berühmten Schreine von Jagannath (Juggernaut) und der schwarzen Pagoda, die übrigens rot ist und nicht schwarz, im Norden die heiligen Bauten von Gwalior und Brindaban, um nur

diese zu nennen, gehören zu diesem selben Stil. Doch sie zeigen alle nicht mehr die Intimität, die weise Beschränkung von Khajrahá; schon ist eine Neigung vorhanden, zu gross und zu reich zu bauen, die Terrasse fehlt ganz oder wurde zu blossem Unterbau. Der malerische Effekt ist erhöht auf Kosten des ästhetischen. Die Reliefs werden zu hoch, die Ornamente der Pfeiler drängen sich vor. Man kann das am besten da sehen, wo die Mohammedaner die Hindubauten zerstörten und aus den Trümmern ihre Moscheen errichteten, wie am Kutb bei Delhi und in Ajmere. Dort stehen die schlanken Pfeiler, die ursprünglich wohl nur einen Arkadenhof umgaben nach Jainart, oder höchstens eine Vorhalle stützten, in dichten Reihen hintereinander, um das flache Dach der Moschee zu tragen. So kommt ihr ästhetischer Grundfehler viel stärker zur Schau: die Verzierung, die sie so ziemlich in der Mitte auseinanderschneidet.

Übrigens braucht dieser in sich unglückliche Gedanke nicht immer so schlecht zu wirken. In Khajrahá steht noch die Vorhalle eines alten Jainatempels, an deren zierlichen Stützen dieser Schmuck etwa in Höhe des goldenen Schnitts angebracht ist. Freilich ist zugleich die Behandlung dieser Einzelheit wie des Gesamtbaues eine so zarte, dass man in angenehmster Weise an die besten Beispiele des Rokoko erinnert wird.

Von Profanbauten aus dieser Zeit hat sich wenig erhalten. Das Wichtigste scheinen mir die Türme im Fort von Chittorgarh zu sein. Sie sind nicht glücklich. Wahre Wunderwerke der Baukunst und des Fleisses schlagen sie doch dem Grundprinzip des Turmes ins Gesicht, namentlich der sogenannte Jaya-stambh, der viel spätere Bau. Auch der gotische Turm ist mit Ornamenten bedeckt, aber sie ordnen sich ein in die all-

gemeine Linie, die nach oben strebt. Hier hingegen geht die Linie aus und ein durch Balkone, Nischen, Tabernakel. Auf die Einschnürung folgt ein Wulst und der oberste Aufsatz gar ragt am weitesten vor auf allen Seiten.

Ich weiss wohl, dass Fergusson gerade gegenteilig über diese Bauwerke urteilt. Doch ist mir ganz unverständlich, wie man z. B. den Jaya-stambh mit der Trajansäule vergleichen kann. Das einzige, was die beiden gemein haben, ist, dass sie zur Feier eines Sieges errichtet wurden.

Die Paläste in Chittorgarh sind allzu sehr zerstört, um über ihren architektonischen Wert urteilen zu können.

Hingegen ist der Palast im Fort von Gwalior wohl erhalten. Ich weiss nicht recht, wo ich ihn hintun soll. Er ist von Hindus erbaut mit mohammedanischer Technik, wie die Friese in bunten glasierten Ziegeln beweisen. Die lange Front wird durch halbrund vorspringende Türme gegliedert, die fast an europäische Vorbilder erinnern könnten, wenn nicht wieder die querlaufenden Wülste wären. Das Ganze ist seltsam, imponierend, kleinlich, grosszügig, alles durcheinander. Einen Zusammenhang mit dem dravidischen Stil konnte ich nicht finden, ebensowenig trägt er muselmanischen Charakter. Am ehesten hat er entfernte Ähnlichkeit mit einem französischen Burgbau, ins Indische übersetzt. Aber ich glaube, dieser Vergleich drängt sich mir nur auf durch die Rundung der Türme und durch die burgähnlichen Grundmauern. Am nächsten in Indien stehen ihm einige der Paläste am Gangesufer zu Benares mit ihren runden Ecktürmen.

Eine ganz charakteristische Eigentümlichkeit dessen, was wir den Hindustil nennen, ist der recht-

eckige Kiosk mit dem schön geschwungenen Dach, wie er vor allem dem modernen Jaipur zu seinem besonderen Reiz verhilft. Dort schmückt er die Mitte des oberen Hausrandes, während auf den Ecken Kioske mit quadratischem Grundriss sitzen. Er wirkt in allen Varianten (manchmal sind die quadratischen Kioske direkt angebaut) ungemein „indisch“, immer graziös und luftig. Auch in der alten Hauptstadt des Jaipurstaates, in Ambér, sieht man ihn häufig, und das würde darauf hindeuten, dass er wirklich von den Hindus „erfunden“ wurde. Im Mahantkloster zu Buddhgaya findet sich ein Stein eingemauert, der aus der Zeit Alexanders des Grossen stammen soll, und auf dem schon ein solcher Kiosk abgebildet ist. Aber das scheint mir kein Beweis dafür, dass die Idee eine indische ist; vielleicht im Gegenteil. Wer weiss, wie der Stein nach Buddhgaya kam. In der ganzen Gegend dort ist keine Spur dieser besonderen Form von Kiosken zu sehen. Ich habe starken, sehr starken Verdacht, dass es sich um eine Einführung aus Persien handelt, wie bei so vielem, was der Inder heutzutage als sein geistiges Eigentum betrachtet.

Nun bleibt mir nur noch eines. Das ist der letzte Rest der dravidischen Baukunst, der sich in die Gegenwart herübergerettet hat: die kleinen, reizenden Tempelchen von Benares. Sie sind zu Dutzenden über die engen Gassen der Altstadt zerstreut oder unterbrechen die Flucht der Treppen am Ganges. Je kleiner sie sind, desto reizvoller. Ihr Material ist Sandstein, gelb oder rot — wenn sie nicht furchtbar überschmiert sind, grün, ockergelb oder gar schwarz. Die entzückend naiven Elefantenfriese, die zierlichen Reihen geflügelter Engel, die als Karyatiden kleine Gesimse tragen, die Rankenverzierung der halbhohen Pilaster, alles

zeugt in seiner feinen Ausführung davon, dass der Inder noch heute kann, wenn er will. Aber der Geschmack ist heute weg, und diese Tempelchen sind nur deshalb so reizvoll, weil sie sich streng an die alten Motive halten. Man möchte jeden unter Glas setzen oder im „Salon" aufstellen. Sobald sie in grösseren Verhältnissen errichtet werden, verlieren sie, denn sofort stellen sich Geschmacklosigkeiten ein, wie man gerade in Benares am besten sieht.

Die Äusserungen von wirklichem Kunstempfinden sind also im Hindu selten und weit voneinander entfernt. Ausser dem buddhistischen und dravidischen Stil hat sich nichts wirklich „Indisches" gezeigt, und selbst deren Entwicklung ist zweifelhafter Art. Sie springen als etwas Fertiges auf uns ein und verflachen dann. In Zentralindien, im mehr nordischen Schlag, sind sie beide entstanden und haben sich länger erhalten. Den einen griff der Süden nie auf, den anderen verzerrte er sofort.

Die Engländer haben keinen Kunstsinn im Hindu erwecken können, obwohl sie sich offenbar grosse Mühe gaben und noch geben. Von den modernen Tempeln und Palästen der Inder kann man nicht reden, wenn man von Kunst spricht. Der Hausbau der Reichen ist entweder unsagbar geschmacklos, wie die Villen der Parsi-Millionäre bei Poona, oder ohne jeden Charakter. Am besten noch, wenn er dem altbewährten mohammedanischen Muster folgt.

In der Kleinkunst dasselbe traurige Resultat.

So haben wir, wie mir scheint, diese Eigentümlichkeiten im Hindu, wie er heute dasteht: üppige Phantasie, doch weder Erfindung noch Schöpfungsgabe. Vorzügliches Nachahmen des Musters, wenn er sich strenge danach richtet. Sofortige Verirrung, sobald er

versucht, Eigenes dazu zu tun. Rasches und williges Aufgreifen fremder Ideen, ohne jemals deren Kern zu verstehen; also blosser Blick für die Form, ohne ästhetisches Empfinden. Daher Missanwendung der Anregungen von Europa.

Und ich fürchte, das ist im grossen und ganzen auf geistigem Gebiet nicht anders. Auch hier Missanwendung der europäischen Prinzipien, Unvermögen, die Ideen mehr als äusserlich zu verstehen, keine tiefere Beobachtung noch Verarbeitung, keine Anpassungsfähigkeit. Hier liegt der enorme Unterschied zwischen Hindu und Japaner, der in den chauvinistischen Kreisen Indiens gänzlich übersehen wird. Diese Heissporne ziehen Schlüsse auf sich selbst aus Japans Beispiel, die auf völliger Verkennung ihrer eigenen Möglichkeiten ruhen.

Ich bin, wie ich schon sagte, sehr gegen das Prinzip der Engländer, den Hindus dieselbe Erziehung zu geben wie ihren eigenen Söhnen. Es ist der einzige Punkt, wo ich Kurzsichtigkeit der Regierung zu sehen glaube, während ich sonst als fast unbedingter Bewunderer der englischen Verwaltung von Indien schied, nachdem ich mit vielen Vorurteilen beladen hinüberging, entschuldbar, wenn man selbst Engländer sieht, die in dasselbe Klagelied ausbrechen: Bedrückung des Hindus, Verkürzung seiner Rechte. Man lese nur die Berichte des nationalen Kongresses und die Reden englischer Teilnehmer. Ich habe nirgends etwas von Bedrückung gesehen, im Gegenteil, eine fast sentimentale Beschützung.

Der Anfang der englischen Herrschaft war gewiss nicht idealer Natur, doch heute misst man den Hindu viel zu sehr mit europäischem Massstab nach meiner Meinung, für den er nicht reif ist. Das zeigt sich vor

allem in der Erziehung. Und so setzt sich der Engländer selbst ein Kuckucksei ins Nest, das ihm noch zu schaffen machen dürfte. Ich glaube nicht, dass der Hindu dabei gewinnen wird.

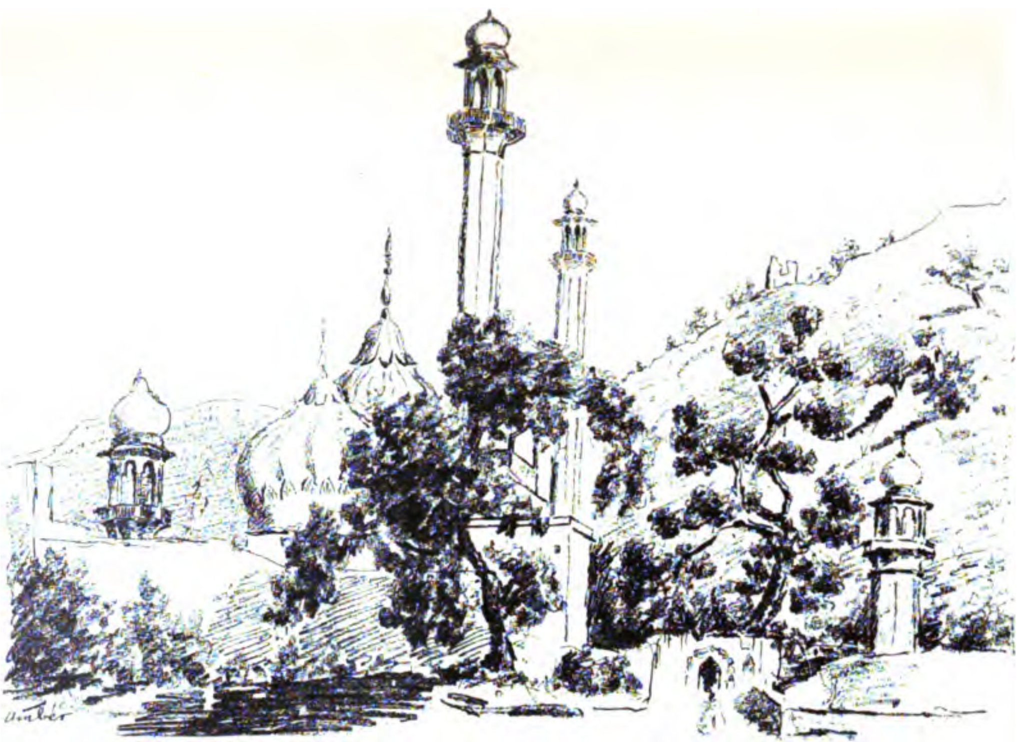
Es sollte mir leid tun, wenn meine indischen Freunde, deren glänzende Eigenschaften und tiefe, innere Bildung ich schätzen lernte, sich durch diese Äusserungen gekränkt fühlten. Ich bin hier genötigt, zu verallgemeinern. Die Ausnahmen, die ich fand, muss ich so lange als solche betrachten, als ich sehe, wie sie selbst ohne Einfluss auf ihre Umgebung bleiben. Sie sind es wahrscheinlich, die die Regierung bewogen haben, im Gleichheitsprinzip so weit vorzugehen. Aber das Gesamtresultat ist übel. Durch blosse Intelligenz, ausgezeichnetes Gedächtnis und gewandte Zunge bin ich nicht zu verführen. Diese Dinge halte ich für sehr gefährlich, wenn nicht tieferes Verstehen damit gepaart ist. Wir haben sie ja auch in Europa, aber wir haben doch eben dieses Verständnis daneben, das im Hindu noch fehlt oder schlummert. Hier liegt meiner Ansicht nach hauptsächlich der Grund, warum trotz aller äusserlichen Gleichstellung eine Verschmelzung der indischen und angloindischen Gesellschaft nicht zustande kommen will. Vorläufig kann das noch nicht sein. Gewiss sind die Hindus unsere Brüder — zu einigen sehe ich sogar auf wie zu älteren Brüdern. Doch im allgemeinen sind sie noch die jüngeren, die vorläufig in die Kinderstube gehören. Durch Geschrei und Fussstampfen wird nichts daran geändert.

Sobald ich es von dieser Seite betrachte, kann ich ein warmes Empfinden für diese Rasse haben, und dass die angloindische Gesellschaft nicht mehr hieran denkt, als sie es tut, das ist vielleicht der Vorwurf, den man ihr machen kann.

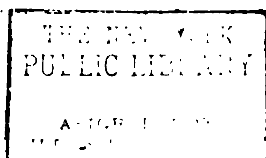
Noch muss ich hier von zwei architektonischen Eindrücken sprechen, die ich beide nirgends recht unterbringen kann, aber die beide zu dem stimmungsvollsten gehören, was der Orient birgt. Das eine ist Udaipur. Es ist gar nichts Besonderes dort zu sehen, aber es bietet genau das Bild, wie wir es uns als Rahmen für Urvasis Geschichte vorstellen. Die zackigen, sonnglühenden Berge, der träumende See, die baumreichen Ufer und Inseln, wo weisse Tempel, Kioske und Lusthäuser ragen, die terrassenförmig aufsteigende Stadt mit ihren Treppenfluchten zum Ufer, ihren Tempelspitzen und Königspalästen — alles fügt sich harmonisch zusammen. Es war um so harmonischer, da ich es sah, weil die Ruhe einer verzauberten Stadt darüber lag, denn wegen der Pest waren sie alle geflohen, vom Fürsten herunter bis zum Kuli. Häuser und Basare waren geschlossen, die Strassen menschenleer, kaum ein Bootsmann zu bekommen.

Das andere Bild ist nur ein kleiner Ausschnitt, eine Einzelheit, die verschwindet in der Masse des Grossartigen und Kolossalen Indiens. Und doch gehen meine Gedanken mit Vorliebe zurück zu diesem stillen Winkel. Ich will von den Tschattries in Jaipur sprechen. In einem verlassenen, halb zerfallenen Viertel liegen sie vor dem Stadttor. Zwischen malerischen Ruinen hindurch geht der Weg. Von allen Seiten bricht der Dschungel herein. Aus den Fensterhöhlen hängen grossblumige rote Winden und stachelige Kürbisse, die Treppen sind unter Daturabüschen versteckt. Hohe Bäume ragen aus dem Innern der Häuser. Auf den halb zerstörten Balkonen spielen die Affen; in den grünschleimigen Zisternen winden sich gelbbraune Schlangen. Zerbrochene Götterbilder liegen am Weg — die Bettler, die hier immer noch hausen, schmücken sie

mit Blumen. Zur Linken erhebt sich steil der sonnverbrannte Berg, der die Festung trägt. Eine zinnengekrönte Mauer läuft von da oben herunter, kreuzt das Ruinenfeld und steigt rechts, allmählich zerfallend, an einem zweiten Hügel wieder empor. Auf halber Höhe endigt sie in einem burgähnlichen Kastell. Zu der prachtvoll waldigen Schlucht zwischen den beiden Bergen öffnet sich ein Tor, und gleich dahinter, unter den herrlichen Bäumen schimmert der weisse Marmor der Tschattries. Es sind Grabmäler, ziemlich modern, vielleicht von einem Engländer erdacht. Sie verbinden Grazie und Vollendung der Form und Verhältnisse mit einer Mässigung im Ornament, wie ich es nirgends wieder sah. Genau so und nicht anders würde ein Europäer den indischen Kiosk „erfinden“ und empfinden. Wenn man es zerpflücken wollte, wäre manches zu sagen über die europäisierende Balustrade, die mohammedanisierenden Einzelheiten. Doch das Ganze schien mir vollkommen schön im matten Glanz des edlen Steines, im dunkeln Grün der Tamarinden und im Reichtum des goldenen Lichtes.



7. Alte Moschee in Ambér bei Jaipur.



IV

ALLAH-IL-ALLAH

Wie in Triest der wahre Kampf nicht zwischen Italienern und Deutschen ist, sondern zwischen Italienern und Slawen, so ist der Feind des Hindu nicht der Engländer, sondern der Mohammedaner. Wie die Irredentistenpresse die Sachlage völlig verkennt und gegen den bösen Deutschen eifert, während nicht nur Dalmatien, sondern fast schon Istrien an die Slawen verloren ging und das ganze Land um Triest bis zu den Toren der Stadt, so eifert die indische Nationalpresse ruhig weter gegen den bösen Engländer. Der Triestiner sieht freilich das siegreiche Hereinbrechen der slawischen Hochflut, aber daran ist nach seiner Meinung nur die deutsche Regierung schuld, die den Slawen überall begünstigt zum Schaden des Italieners. Eine ähnliche Anklage erhebt der Hindu gegen die englische Regierung.

Beide haben äusserlich recht und innerlich unrecht. Sie übersehen, dass man den geheimnisvollen Mächten, die hinter der Entwicklung einer Rasse stehen, mit Verwaltungsmassregeln nichts anhaben kann, dass sie vor allem nicht durch sentimentale Gründe zu beeinflussen sind. Der „Tüchtigere“ gewinnt die Oberhand

über den „Schwächeren" in der Evolution. Der Slawe musste in Deutschland dem Teutonen weichen, in Österreich wächst er über Deutsche und Italiener zugleich hinaus. Die Regierung muss sich naturgemäss auf den Stärkeren stützen. Verliert sie dabei die Unparteilichkeit, bringt also sentimentale Beweggründe in ihr Tun, so lädt sie allerdings eine Schuld auf sich gegen den Schwächeren. Diesen Vorwurf kann man vielleicht der österreichischen Regierung machen, aber meiner Meinung nach gewiss nicht der englisch-indischen. Ich habe oft mit Herren der Verwaltung über diesen Punkt gesprochen und fand immer dasselbe Urteil: „es ist leichter, mit dem Mohammedaner zu arbeiten. Er hat einen Pflichtbegriff, ein starkes Ehrgefühl, ein Streben — lauter Dinge, die beim Hindu höchstens embryonal vorhanden sind."

Der englische Offizier drückt es einfach so aus: „Der Mohammedaner ist ein Mann." „Namentlich der des Nordens," fügt mancher hinzu. Die Einschränkung ist bedeutungsvoll.

Die meisten unoffiziellen Angloinder beweisen, dass sie derselben Meinung sind, indem sie ihre Dienerschaft lieber unter den Mohammedanern wählen, als unter den Hindus, wo es angeht. Auch im Haus ist der Bekenner des Islam der willigere, zuverlässigere, der bessere Arbeiter. Die Köche sind fast durchweg Mohammedaner, wohl schon deshalb, weil der Hindu nicht töten darf. Überhaupt tut dieser hundert Dinge nicht, aus Gründen der Religion oder Kaste, gegen die der Islamite nichts einzuwenden hat. Andererseits waren die beiden einzigen meiner sieben Gutedel, die nicht nur des Lügens wegen logen, Mohammedaner.

Alle betrügen sie gleichmässig, und es ist sinnlos, sich darüber aufregen zu wollen. Doch wenn man dem

Mohammedaner fest und ruhig entgegentritt, so achtet er die Sachkenntnis und den Scharfsinn des Sahib — der Hindu dagegen ist beleidigt, wenn er sich entdeckt sieht und sinnt auf Rache.

So dummen Versuchen zum Betrug wie von seiten der Hindus bin ich nie bei Mohammedanern begegnet.

Wenn ich hier die beiden Rassen vergleiche, so schliesse ich den Kaschmiri aus. Der gehört auf ein eigenes Piedestal, denn er vereinigt alle schlechten Eigenschaften beider in sich und die des Europäers dazu.

Hindu wie Moslem verachten den Fremden wie jeder Orientale. Aber der zweite verachtet den Hindu fast noch mehr, und er scheut sich nicht es zu zeigen. In Friedenszeiten äussert sich das in Scherzworten, doch im grossen Aufstand von 1857 war der Ruf nicht nur: „Tod dem Europäer," sondern fast noch mehr: „Tod dem Hinduhund".

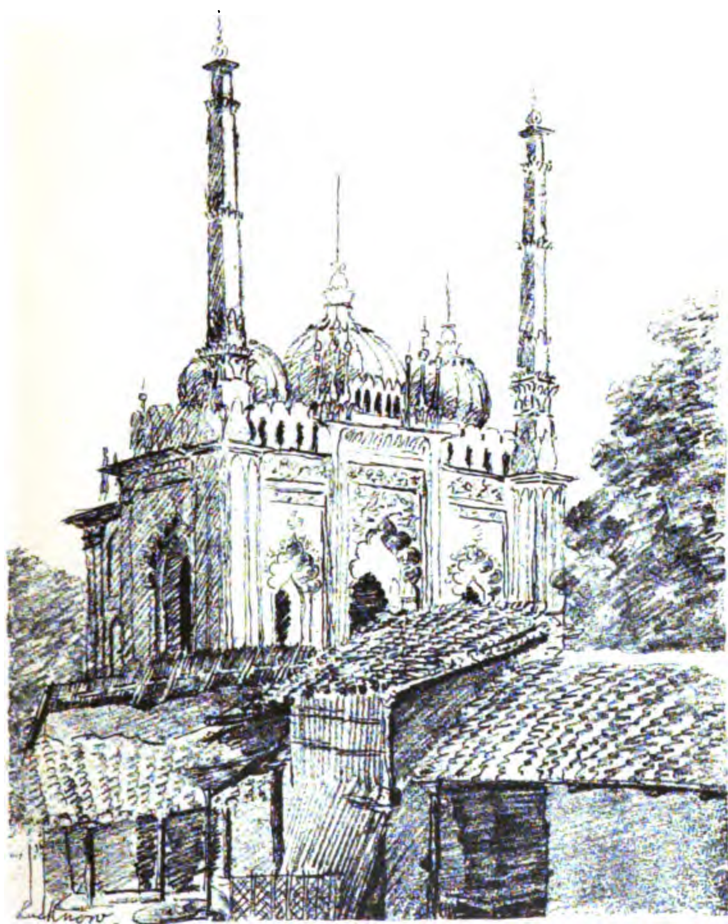
Diese Verachtung erwidert der Hindu durch Hass. Er hütet sich freilich, seine Gefühle zu zeigen, wo er nicht in der grossen Mehrzahl ist, denn er fürchtet sich.

Wenn der Hindu alle seine Examina bestanden hat, so erwartet er, dass er nun sofort eine gute Stellung vom Engländer erhält, wo er ein gutes Leben führen kann. Mit der letzten Prüfung endet seine „Pflicht", nun mag das Vergnügen beginnen. (Ich möchte hier übrigens nochmals betonen, dass sein Begriff des „guten Lebens" ein bescheidener ist.) Allzuoft ist sein Wissen ein nur mechanisches, das auf dem Gedächtnis beruht, nicht auf Verstehen. An ihm zeigt sich das Fehlerhafte unseres Lehrsystem in krassester Weise: soviel muss „gewusst" werden, und die Prüfung gibt den Massstab der Befähigung. In Europa, wo der Unterschied zwischen Illusion und Wirklichkeit in diesem

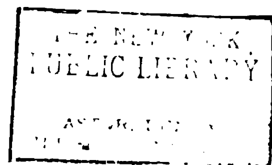
Punkt lange nicht so gross ist, haben wir doch den Irrtum solch prinzipieller Schlussfolgerung erkannt und suchen heute in jüngeren Jahren einzuwirken, so dass der Werdegang des jungen Menschen seinen Fähigkeiten angepasst wird. Eine solche tiefere Auffassung versteht der Hindu nicht. Wie sollte er auch? Wie lange haben wir gebraucht, um das zu erkennen? Und wir gehören einer Rasse an, die jahrhundertelang aufwärts sich entwickelt hat, während beim Hindu der gegenteilige Prozess vor sich ging.

Zwei Eigentümlichkeiten des Hindu weisen darauf hin, dass seine Rasse trotz ihres phänomenalen Niedergangs immer noch gut ist und — vielleicht — einer neuen Blüte fähig wäre. Zunächst das ausgezeichnete Gedächtnis. Er ist hierin dem Durchschnitt des Europäers weit überlegen. Dann eine oft hervorragende Intelligenz. Aber diese entwickelt sich nicht. Wir sagen von einem Kind, dass es in die Hässlichkeit wächst. Der Hindu wächst in eine gewisse Stumpfheit. Manche äusseren Gründe mögen dafür vorhanden sein, doch ich fürchte, der Hauptgrund liegt tief, sehr tief und könnte nur in ernster, methodischer Arbeit durch lange Generationen beseitigt werden, wie ich es in dem Kapitel über das mystische Indien andeutete. Das europäische Erziehungssystem schadet nur, denn wieder einmal: der Hindu ist nicht reif dafür.

Das ist alles beim Mohammedaner anders. Begabt und nicht begabt entwickelt sich gleichmässig weiter. Er rechnet nicht nach, ob die Anstellungen im Staatsdienst genau den numerischen Verhältnissen der Konfessionen entsprechen. Wenn der Staat ihm nicht hilft, so hilft er sich selber. Er zeigt alle Merkmale einer kräftigen Rasse. Physisch hat er die schönsten Männer aufzuweisen, namentlich in Rajputana und im



8. Moschee in einer Vorstadt von Lucknow.


PUBLIC LIBRARY

Punjab. Ein einziger Hindustamm kommt ihm darin gleich: die Sikhs, und sie sind merkwürdigerweise auch gute Soldaten, so wie sich einzig bei ihnen eine ethischere Religionsauffassung wieder Bahn gebrochen hat. Sie fühlen all dieses wohl und haben sich vom Rest der Hindus losgesagt, worüber unter den letzteren immer noch grosse Erbitterung herrscht. Gern hätte ich mich mit diesem sympathischen, freundlichen Stamm näher befasst — leider reichte meine Zeit nicht dazu. Ich hoffe das noch nachzuholen. Unter ihnen sah ich die grösste Zahl von Gesichtern, deren Ausdruck auf Spiritualität hinwies. Auch die Mahrattas wären hier vielleicht zu erwähnen, die sich durch kriegerische Fähigkeiten über den Rest der Hindus herausheben.

Der Islam verleiht heute noch seinen Bekennern das Bewusstsein der Sieghaftigkeit. Im einzelnen Individuum wirkt es manchmal fast als Unverschämtheit, im grossen und ganzen müssen wir es achten, wenn nicht gar bewundern. Es ist eine seltsame Religion, die man viel eher eine praktische angewendete Ethik nennen möchte. Das wäre ja eigentlich das Ideal einer Religion. Man kann daher im Koran deutlich das Wirken der „uralten Weisheit" erkennen, das so weit reicht, dass der Islam sogar Christus und Buddha als echte Propheten gelten lässt, wenn er auch Mohammed über alle erhebt. Im Prinzip könnten wir alle von dieser spirituellen Toleranz lernen. In der Praxis sieht es freilich anders aus, und der Islam ist das Bekenntnis, das am zähesten und grausamsten gegen alle anderen vorgeht, wo es kann. Der Grund für diesen Widerspruch ist meiner bescheidenen Meinung nach in Mohammed selbst zu suchen. Der wahre Mystiker in ihm war mit dem Epileptiker gepaart. So konnte er die mystische Erkenntnis, die ihm wurde, nicht in die

hohe und reine Form umsetzen, wie Christus, Buddha und der Krischna der Bhagavad Gītā, sondern er zog seine Offenbarung herab in die materielle Welt nach Art der Hebräer, so dass eine Religion des physischen Kampfes daraus wurde, der in einem ganz unspirituellen Paradies endet. Die Möglichkeit der höchsten Leistungen wurde dadurch so eingedämmt, dass z. B. die islamitische Wissenschaft, obwohl sie durch die Nordafrikaner (die freilich fast ausnahmslos Perser, d. h. Arier waren) dem christlichen Europa den Weg wies, seither selbst nichts mehr geleistet hat, sogar all den Fortschritten, denen sie Bahn brach, eiserne Wälle entgegensetzt. In der berühmtesten mohammedanischen Universität, in Kairo, herrschen noch heute derselbe Lehrplan, dieselbe Lernart wie vor tausend Jahren, und in das europäische Konstantinopel konnte nichts weiter eindringen als ein bischen moderne Medizin. Mit den Leistungen spiritueller Art ist es ebenso. An einem einzigen Punkt des Islam, in Persien, hat sich eine tief mystische Literatur entwickelt, deren Schönheit und innere Wahrheit uns Europäern so nahe steht wie die eigene, und das hat seinen Grund wohl wieder darin, dass die Perser Arier sind. Überall sonst und bis auf den heutigen Tag zeigte sich der Mystizismus des Mohammedanismus nur in der Form, die der grösste Feind des Fortschritts auf allen Gebieten ist: im Fanatismus. Hierin liegt, so scheint mir, die wahre Ursache, warum die mohammedanische Welt so weit hinter der christlichen zurückgeblieben ist, nicht darin, dass z. B. die Araber oder Türken weniger begabt wären als wir. Das ist meiner Meinung nach ganz irrig. Aber Fanatismus und Kismeth lassen die Blüte sich nicht zur Frucht entwickeln. Wo die Spiritualität fehlt, da ist Stillstand und Rückschritt auf allen Ge-

bieten die Folge. Es mag geheimnisvoll sein, dass es so ist, aber es ist so. Das lässt sich im einzelnen Individuum nicht so verfolgen, weil es hier mehr das innere Leben angeht, wohl aber im Steigen und Fallen der Nationen und Rassen mit tödlicher Sicherheit. Weder Schwert noch Kanonen bewahren das Volk vor dem endlichen Untergang, in dem das Ideal an die zweite Stelle gerückt wird oder materielle Formen annimmt. Wir sind heute in Europa alle in Gefahr das zu vergessen, da wir die Religion des „Grapschens“ obenansetzen. Mögen es sich auch die Japaner zur Lehre dienen lassen, die ihren bewundernswerten Erfolg nur der jahrhundertelang gehegten Spiritualität zu danken haben.

Wir in Europa sehen immer nur die Inferiorität des Mohammedanismus dem Christentum gegenüber, und wir lassen uns dadurch oft zu einem raschen und ungerechten Urteil hinreissen. Wir kommen, glaube ich, zu einer richtigeren Ansicht, wenn wir in Indien den Islam betrachten, wie er zum heutigen Hinduismus steht. Da wird uns wieder einmal die Relativität von Gut und Böse recht klar. Im heutigen Hinduismus geht alles im Aberglauben unter. Aus der prachtvoll spirituellen Lehre ist ein wüster Haufe von törichten Formeln geworden. Der Fehler liegt nicht in der Lehre, sondern in der Auffassung ihrer Bekenner. Das Priestertum trägt grossenteils die Schuld daran, da es an Stelle der Spiritualität das persönliche Interesse setzte. Die Lehre wurde dadurch so schwach, dass sie ihre höchsten Dinge verwischte, Karma und die Idee der Wiederverkörperung, dass Brahma, ihr höchster Gott ganz „aus der Mode“ kam — es existieren in ganz Indien nur zwei kleine Tempel ihm zu Ehren — dass der Lingamdienst in brutalster Auffassung überall ein-

reissen konnte, dass eine Horde von Göttern und Götterchen selbständig herrschen — nicht in dem schönen Sinn der katholischen Heiligen, die zum einen Gott vermitteln — dass Sekten und Sektchen, Kasten und Kästchen die Millionen zerreissen und gegeneinander hetzen.

Diesem furchtbaren, geistlosen Durcheinander steht der Islam als geschlossene Masse gegenüber. Er verleiht seinen Nachfolgern ein bewundernswertes Gefühl der Solidarität. Oft habe ich das auf den Zügen durch entlegene Gebiete beobachtet, im buddhistischen Westtibet, im hinduistischen Manipur: wenn uns ein mohammedanischer Kaufmann oder ein Jäger begegnete, so war die Begrüssung mit meinem Diener aus Lahore so herzlich, als hätten sie sich seit lange gekannt. Sie berührten sich die Hand und dann den Bart — der rasierte Diener strich sich über das Kinn — und plauderten ein paar Minuten zusammen wie alte Freunde.

Die Macht der Einigkeit und der Mannheit zeigen sich in allem, was der Islam in Indien schuf. Seine Höfe von Lahore, Delhi, Agra, Aurangabad stellten alles in Schatten, was der Hindu je aufzuweisen hatte. Seine Organisation war hervorragend praktisch, sein Kunstempfinden kam dem unseren nahe und drang hinunter durch alle Klassen, umfasste sogar das Naturgefühl, das man heute beim Hindu im allgemeinen vergebens sucht.

Erst im verhängnisvollen Süden wurde diese Macht gebrochen.

Das Prinzip der Mannheit ist das hauptsächlichste Kennzeichen des Islam. Sie konnte, wie schon gesagt, der höheren Spiritualität Europas nicht widerstehen, aber in Indien triumphierte sie. Ich denke mir, dass

Mohammed, um sie zu erhalten und zu kräftigen, die Seelenlosigkeit der Frau erfand. Damit gab er die spirituelle Entwicklung daran.

Bis auf den heutigen Tag hat sich diese sonderbare Auffassung in der Welt des Islam erhalten können, hauptsächlich wohl deshalb, weil die mohammedanische Frau selbst daran glaubte, in ihrer absoluten Unerzogenheit. Erst jetzt beginnt es sich in Konstantinopel ein wenig zu regen. Die vornehmen Damen dort werden jetzt „erzogen". Zunächst nur dazu, französisch zu plappern. Aber selbst das genügte, um ihnen in Form der Romane „moderne" Ideen über sich selbst beizubringen. Und nun beginnt die Revolte, von deren Bestehen man Nachricht erhält durch einzelne gelungene Fluchtversuche türkischer Damen nach Paris. Man kann nur alles gute auf den Weg wünschen.

Im ferneren Orient haben die persischen Dichter die Frauen besungen, freilich mehr der äusseren als der inneren Schönheit wegen. Erst in Indien, vor den Grabmälern der Königinnen von Lahore oder der Arjmand Banu in Agra kann man berechtigterweise annehmen, dass eine freundlichere, würdigere Auffassung zu dämmern begann. Es ist kaum zu denken, dass bedeutende Männer, wie Schah Jehan, solche Bauwerke hingestellt hätten, wenn sie in den Toten nicht mehr als blosse Puppen betrauerten. Wie es heute damit aussieht, kann der Fernstehende nicht beurteilen. Immerhin weiss ich, dass die jungen Damen der besseren Klassen erzogen werden.

Der stärkeren Religionsauffassung entsprechend geht durch die mohammedanische Kunst ein weit grösserer Zug als durch die der Hindus. Wo der Hindu gross baut, wird er plump oder grotesk, im besten Falle seltsam. Seine ästhetischsten Leistungen gehen

ins Kleine, wie in Dilwara und Khajrahá. Aber der Islam hat Denkmäler errichtet, die eines grossen Volkes würdig sind, und vor denen wir verwöhnte Europäer mit derselben künstlerischen Bewunderung stehen, wie vor den eigenen.

Ich bringe hier die Religionsempfindung mit der Kunst in Verbindung. Ich stehe allerdings auf dem Standpunkt, dass eine Kunst, in der sich kein religiöses Fühlen bemerkbar macht, kein wahres Leben in sich trägt. Dieses Fühlen braucht sich durchaus nicht als bestimmter Glaube zu äussern. Ein Künstler mag sich Materialist und Atheist nennen, und doch muss er den „unbewussten“ Drang nach etwas haben, das ihm das Leben reicher machen würde, wenn er es fassen könnte. Er sucht es in die Form umzusetzen. Je stärker der Drang in ihm, desto mehr wird er nach Vollkommenheit streben, desto unbefriedigter von seinen eigenen Werken sein. Wir nennen es das Streben nach dem Ideal. Doch ich sehe darin nichts anderes als ein unerkanntes religiöses Empfinden. Wo es wächst, bewusster wird, da entwickelt sich die Kunst, durch Irrungen und Verirrungen hindurch. Wo es sich verzettelt, veräusserlicht, tritt Verfall ein, wie in Ägypten, Griechenland, Rom. In Religion wie Kunst wird nichts neu erfunden, sondern alte Ideen werden neu aufgefasst; die irrigen sind von kurzer Dauer und sinken rasch in unserem Urteil vom künstlerischen zum kunsthistorischen Wert. Die grossen Stile wachsen alle folgerichtig auseinander hervor, wie die grossen Religionen, wenn wir den Vorgang da auch nicht immer deutlich verfolgen können.

Das religiöse Empfinden strebt, will bewusster werden, immer spiritueller. Wo der Prozess in gegenteiliger Richtung geht, tritt völliger Verfall ein: siehe

den Hindu. Und die Kunst folgt. Wo die Kirche den Werdegang der Dinge richtig versteht, passt sie sich an, wandelt sich langsam um, scheidet Dogmen aus, errichtet neue. Wir haben gegenwärtig in Europa eine Periode, wo es von allen Seiten gärt im religiösen Empfinden. Dementsprechend ist unsere Kunst scheinbar im Stillstand. Ansätze und Versuche von allen Seiten, aber nichts Grosses, Einheitliches. Erst wenn die „neue“ Richtung in religiösen Dingen festgelegt sein wird, kann auch wieder eine neue Renaissance der Kunst blühen. Aber der Punkt, zu dem ich kommen wollte, ist der: in der christlichen Religion ist das noch möglich. Der Islam hingegen ist erstarrt, oder besser, er war von Anfang an nicht entwicklungsfähig, höchstens in bescheidensten Grenzen. Darin beweist er, dass er spirituell nicht die Möglichkeiten bietet wie das Christentum. Wir hören fortwährend von neuen Sekten in Europa, von Konversionen einzelner, vom Eindringen buddhistischer, vedantischer Ideen. (Es ist bezeichnend, dass nur höchst selten ein Europäer zum Islam übertritt.) Aber der Mohammedanismus hält sich frei von all diesem. Er ist stolz darauf und rechnet es sich als Beweis seiner Stärke an. Ich fürchte, es ist die Stärke des Schlächtergesellen. Ich fürchte, es ist kein Beweis von Entwicklung, dass Übertritte vom Islam zum Christentum in Indien so ziemlich ausgeschlossen sind, womit ich nicht sagen will, dass die übertretenden Hindus durchwegs im spirituellen Drang handeln.

Allem dem scheint mir die mohammedanische Kunst zu entsprechen. Sie hat sich wohl überall schon vorhandener Vorbilder bemächtigt und diese mehr um- als ausgebildet. Wohl lässt sie sich deutlich, hauptsächlich was die Stoffe anbetrifft, in zwei grosse Grup-

pen teilen, eine östliche und eine westliche, doch scheinen mir hierbei mehr klimatische als psychologische Momente im Spiel gewesen zu sein. Die östliche Form der Moschee war offenbar ursprünglich nichts anderes als ein ummauerter Gebetplatz, wie man ihn noch heute in Indien häufig sieht, namentlich in Dörfern. Dann wurde die Rückwand erhöht, eine Nische für den Koran angebracht. Die überhöhte Wand bildete sich nach und nach zu dem indischen Moscheebau aus, der stets nach vorn in grossen Bogen offen ist und so wenig den Eindruck eines in sich fertigen Gebäudes macht, dass ich mir aus diesem Gefühl der Leere heraus die enormen Torbauten erkläre, die später den drei anderen Seiten des Hofes eingefügt wurden. Der Stil dieser Art von Moschee kam naturgemäss aus Persien und Samarkand nach Indien, und weicht deshalb in den Einzelheiten von dem der westlichen Moscheen ab. Doch die Form findet sich im Westen auch, freilich mehr dem Klima angepasst, so dass statt der offenen Halle dort ein geschlossenes Bauwerk entstand. Demgemäss fallen auch dort die Torbauten weg, sehr oft der Hof überhaupt; die Brunnen für die vorgeschriebenen Waschungen sind dann einfach an der Aussenmauer angebracht. Im Westen herrscht freilich die andere Form vor, die der christlichen Aja Sofia nachgebildet ist.

Aber durch alle Länder und durch alle Zeiten hindurch geht ein und derselbe Zug, ein und dasselbe Empfinden. Einzelheiten haben sich geändert, verwandelt, doch eine Entwicklung des Ganzen ist nicht zu sehen.

San Giovanni und die Kuba von Palermo könnten in Lahore stehen; die Moschee von Cordoba entspricht der Kairener Universität; der Honigwabenstil der Al-

hambra findet sich genau so wieder am Kutb bei Delhi; die reizvollen Haustüren dieser selben Stadt haben ihr Gegenstück in Toledo; die architektonischen Strassenbilder von Lahore ähneln denen von Stambul und namentlich von Kairo.

Ihre grösste Beschränkung erlitt die Kunst des Islam durch das Verbot, irgendein lebendes Wesen nachzubilden. Es ist psychologisch interessant, dass man bei den Eiferern im Christentum dieselben Tendenzen wiederfindet: bei Calvin, den Bilderstürmern, Savonarola. Doch diese waren überhaupt kunstfeindlich, wie jeder Asket, während der Islam nicht so weit ging, wohl dank seiner orientalischen Geburtsstätte. Immerhin ist die gewisse Monotonie seiner Architektur wahrscheinlich diesem Verbot zuzuschreiben. Die Varianten des geometrischen Ornaments sind endlos, doch im Effekt kaum verschieden. Die persische Schrift, die meist als Hauptornament auf den Fassaden der Moscheen verwendet ist, wirkt auch nicht anders. Tatsächlich sieht man, dass durchweg an all den Moscheen und Grabmälern Indiens, in Holz, in Stein, in den schönen glasierten Ziegeln fast nur Flachornament angebracht ist, das Relief nur im bescheidensten Mass. Einige Ausnahmen sind wohl da, und diese sind lehrreich, denn alle entstanden meiner Meinung nach unter fremdem Einfluss. Zunächst Ahmedabad.

Schade, dass man diese seltsame Stadt meist als erste zu sehen bekommt. Mir scheint, man versteht sie erst recht, wenn man den Rest von Indien gesehen hat. Hier, und hier allein, hat sich der mohammedanische Geist mit dem des Hindu in der Architektur so weit verschmolzen, wie das überhaupt möglich ist. Malerisch ist alles, wie kaum anderswo, doch künstlerisch konnte ich dort ein Gefühl der Verwirrung nicht los-

werden, das fast unbehaglich wirkte. Ich verstand es, wie gesagt, erst, nachdem ich Ajmere, Delhi, Agra, Khajrahá gesehen hatte.

In Ajmere ist die grosse Moschee, wie schon anderswo bemerkt, mit dem Material eines alten Jainatempels erbaut. Die Linien und die Fassade sind rein mohammedanisch, die letzteren übrigens eine der vollendetsten Leistungen im Flachornament. An den Hindupfeilern, wie an den Kassetten der Decke ist nichts geändert worden, ausser, dass man den Figuren die Gesichter wegschlug. Das ist eine etwas summarische, aber beliebte Art des Islam, sich seinem Gebot anzupassen, wo er sich mit fremden Federn schmückt. So stehen hier die beiden Stile im selben Bau unvermittelt beieinander.

In Ahmedabad hingegen kommt einem der Gedanke, dass die Baumeister nicht geborene Mohammedaner waren, sondern bekehrte Hindus, gutwillig oder nicht. Diese versuchten nun, die Moscheen in der ihnen natürlichen Art zu verzieren. Sie hielten sie alle in bescheidenen Grössenverhältnissen, einzelne fast Liliput, wie die Moschee der Königin Sipri. Die Fassaden bedeckten sie mit reichstem Hochornament; die Minarets lösten sie auf in Trommeln, Wülste, Schäfte, Kapitäle, alle aufs üppigste geschmückt mit hocherhabenen Pflanzenmustern, verzogenem Schachbrett, stilisiertem Lotos, oder ausgehöhlt in tiefen Kanneluren, Zickzack- und Schlangenlinien. Das Material ist Sandstein von reicher brauner Farbe, die Arbeit ist vorzüglich. Aber der Charakter der Minarets ging dabei gänzlich verloren. Sie wirken wie ein ganzes Gebäude, in die Form einer Säule zusammengedrängt. Ich weiss nicht, wie ich mich anders ausdrücken soll.

Auch die rein mohammedanische Idee der durch-

brochenen Fensterfüllung, die wohl erst später in kleineren Grabbauten auf ganze Wände ausgedehnt oder gar freistehend angebracht wurde um den Grabstein selbst, wurde hier umgearbeitet. Die berühmten Fenster in Sidi Saids Moschee zeigen an Stelle der gewöhnlichen geometrischen Zeichnungen ein Mosaikwerk von Palmen und Laubbäumen in ganz naturalistischer Behandlung, das an Zartheit, Reichtum und Harmonie alles derartige weit hinter sich lässt.

Daneben die Strassenbilder, die reinen Hinducharakter tragen: das Balkenwerk der Häuser, reich geschnitzt; hier und da an den Strassenecken entzückende Bauten aus Sandstein, die als Futterplätze für die Vögel dienen. Sie bestehen aus einem hohen Pfeiler, der ein Häuschen trägt fast in Gestalt einer Venezianer- oder Florentinerlaterne. Das Ganze, Pfeiler, Plattform, Säulchen, Baldachin ist bedeckt mit Figuren und Skulpturen aller Art, in zierlichsten Verhältnissen.

Es handelt sich übrigens hier nicht um eine „offizielle“ Fütterung der Tiere wie die der Pariahunde in türkischen Städten, sondern die Bürger tun das freiwillig. Wir sind ja hier in der Hochburg der Jainas, die ihre Achtung für alles Lebende manchmal so weit treiben, dass sie eine Mundbinde aus Flor tragen, um keine Mücke einzuatmen, oder die Strasse vor sich her kehren, um kein Insekt unversehends zu zertreten. Dementsprechend sind auch die komischen grauen Affen mit den schwarzen Gesichtern und langen Schwänzen, die in grossen Familien die Bäume rings um die Stadt bevölkern, so zahm, dass sie auf den Ruf „Ao, Ao“, das heisst „komm, komm“, sofort herbeispringen und das dargebotene Futter manierlich aus der Hand nehmen.

Das andere Beispiel von fremdem Einfluss bietet Agra. Agra ist der Glanzpunkt von allem, was der Mohammedanismus geschaffen hat. Ich nehme da weder Konstantinopel aus, noch Kairo, noch Granada. Konstantinopel schon deshalb nicht, weil die Aja Sofia eine christliche Kirche war und die anderen Moscheen nach ihrem Vorbild erbaut wurden. Das übrige dort ist modernen Ursprungs. Kairo trägt selbständigeren Charakter, kann sich jedoch nirgends mit der Macht und Wucht von Agra oder Delhi messen, und dasselbe gilt vom maurischen Spanien.

Wenn man bedenkt, dass, wie schon erwähnt, die mohammedanische Baukunst unserem Empfinden näher steht als die der Hindus, so dürfen wir Agra heute auch als den Glanzpunkt von Indien überhaupt betrachten, denn in seinem wohlerhaltenem Fort, wie in Sikandrah und Fatehpur Sikri, zeigt sich der Islam im Höhepunkt seiner indischen Macht. Trotzdem möchte ich vorher einen raschen Gang durch Delhi und andere Städte machen, um besser vergleichen zu können.

Die Stadt Delhi selbst ist Agra überlegen an Reiz. Während hier ausser dem höchst malerischen Basar die Strassenbilder eintönig und fast ärmlich sind, erkennt man in Delhi überall noch die alte Hauptstadt der Moghuls. Da sind Palastfronten mit hohen Eingangstoren, entzückende, geschnitzte Balkone und Erker, die ganz charakteristischen Haustüren, in der Art wie die von Toledo, freilich nicht in der reizvollen Hufeisenform, sondern rechteckig. Die Einfassung ist aus rosafarbenem Stein, reich gegliedert und mit Rankenwerk bedeckt, die Türe selbst tief gefeldert, mit Nägeln und Beschlägen verziert. Da sind die grossen Karawanserais, voll von vielfarbigem Leben, denn die Kamelzüge aus Afghanistan und Yarkand kommen bis hier-

her, trotz der Eisenbahn. Da sind die Häuser der Hindus, mit ihren malerischen, steingeschnitzten Fronten und bunten Fresken; durch die offenen Tore geht der Blick in einen Säulenhof. Da sind enge und breite Basarstrassen, die der Kupferschmiede, der Silberarbeiter, der Sticker und Bortenmacher, der Elfenbeinschnitzer, der Töpfer.

Hier kommt ein Totenzug der Hindus: voraus die Klageweiber, deren langgezogenes Geheul wie das der Schakale klingt, dann die Leiche, auf einer Bahre von Bambusstäben getragen. Es ist eine Frau, denn sie ist mit rotem Flor bedeckt, von Silberfäden durchzogen, mit rotem Pulver bestreut. Die Männer hüllt man in weiss.

Auf dem flachen Dach des Hauses dort steht ein Mann mit ausgebreiteten Armen. Ao, Ao, ruft er, und in Scharen kommen die Tauben geflogen von allen Seiten, um gefüttert zu werden. Er ist natürlich ein Jaina.

Ein Elefant schwankt wuchtig durch die Menge. Stirn und Ohren sind rot und weiss bemalt und mit Goldflitter beklebt. Auf dem Rücken trägt er eine lang herabwallende rote Seidendecke, zollhoch mit Goldstickerei bedeckt, darauf eine vergoldete Howdah mit Baldachin in Kugelform. Ein fremder Rajah sitzt darin, juwelenbeladen und in Seide gehüllt, der dem englischen Gouverneur seinen Staatsbesuch macht. Berittene Sipahis brechen ihm Bahn.

Auf der Plattform dort geht ein katholischer, europäischer Priester im schwarzen Talar auf und ab. Vorn an der Brüstung steht ein Mann, ein Eurasier, der dem Volk der Heiden Übersetzungen aus der Bibel vorliest. Sein Zulauf ist nicht gross, ein paar Jungen stehen davor und einige alte Männer aus den untersten Schichten. Sie hören höchst aufmerksam zu, das muss man sagen, aber ich sehe, wie der eine einen bösen Blick auf

den Priester wirft, den Kopf schüttelt und weggeht. Ich kann mir wieder nicht helfen: den Eindruck grosser Würde habe ich nicht, da ich sehe, wie das Evangelium von der Plattform herunter förmlich ausgeboten wird. Wie zum Vergleich steht ein anderer Mischling dicht daneben, der grosse Uhren in Bildform ausschreit, europäische Einfuhr. Die eine stellt die Madonna dar; das Zifferblatt sitzt an Stelle der rechten Brust. In der anderen prangt Kaiserin Alexandra im Brustbild. Ihr Diadem ist erhöht in Metall aufgesetzt, und um sie „indischer“ zu machen, trägt sie im linken Nasenflügel einen Perlenknopf, das Zeichen der verheirateten Frau. Ich glaube, dieser Mann versteht sein Handwerk besser als der andere auf der Plattform. Da sind ferner die Moscheen, zahlreich und seltsam, die eine ganz verschnörkelt, die andere vergoldet, die dritte fast ein düsteres Festungsgebäude, mit Strebepfeilern und Seitentürmen, durch die schief ansteigenden Mauern an ägyptische Pylonen erinnernd. Allen voran die Jumma Musjid. Das ist eine Art Loggia dei Lanzi, ins riesenhafte übertragen, von drei enormen Kuppeln gekrönt, an der Seite je ein himmelhohes Minaret. Davor ein Hof so gross wie der Berliner Schlossplatz, die drei Mauern je von einem Torbau unterbrochen, deren jeder für sich allein ein grosses Gebäude darstellt.

Wenn man eine dieser grossen Moscheen in Indien gesehen hat, kennt man alle anderen. Ich bekam stets den Eindruck: es ist zu viel Luft und zu wenig Bau. Es gähnt alles. Dazuhin stören mich die Torbauten. Sie sind auch den grossen Mausoleen vorgelagert und stehen ausser allem Verhältnis zu dem Hauptbau. Sie ergänzen ihn nicht nach meinem Gefühl. Ein anständiger Torweg wäre das richtige. Statt dessen steht

ein grosses Haus da, in zwei und drei Stockwerken, das man, wenn es auf dem Bild isoliert ist, vom eigentlichen Mausoleum kaum unterscheiden kann. Wo bleibt da die Idee des Tores?

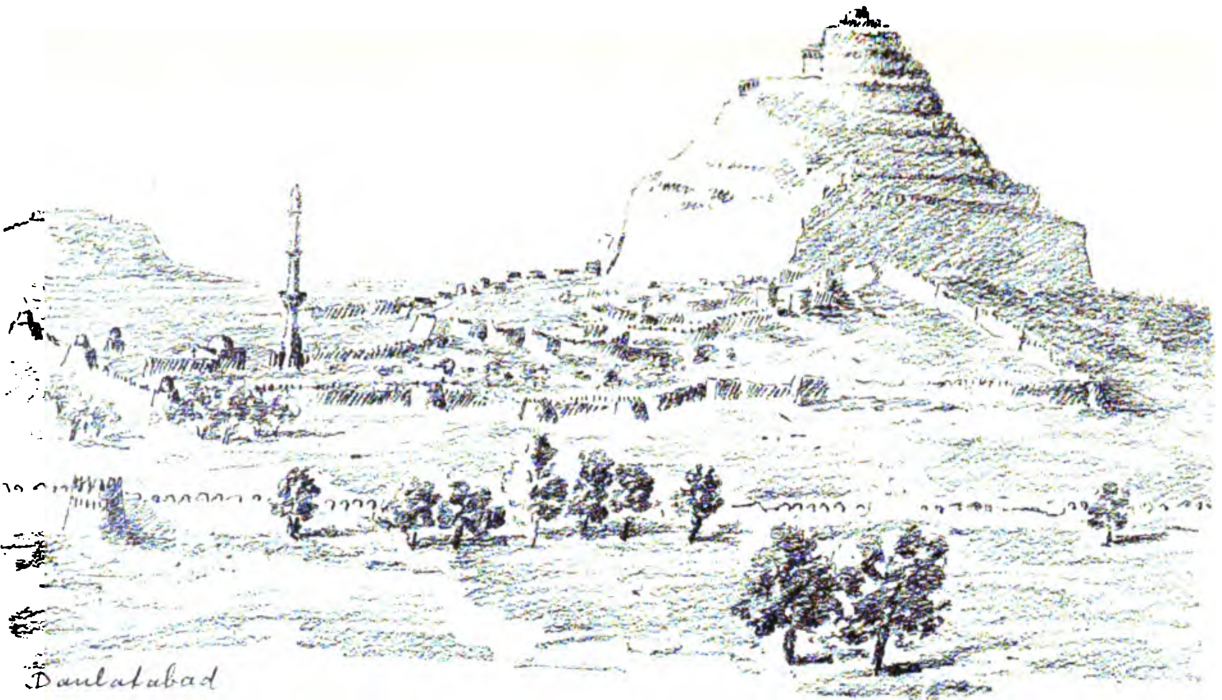
Das ganze Gefilde um Delhi her ist ein weites Trümmerfeld, mit Ruinen und Spuren alter Städte bedeckt. Manchmal ist noch ein ganzes ummauertes Fort erhalten, wie das von Indrapat, in dessen Innerem freilich ausser der merkwürdigen Pathanmoschee jetzt nichts Altes mehr steht, sondern ein modernes Dorf, dessen Einwohner vom Bettel zu leben scheinen. Selten bin ich so von Schwärmen bettelnder Kinder, Weiber und Männer umgeben worden wie dort. Sie sind alle Hindus bis auf den alten Mann, der zur Moschee führt. Er erzählt traurig, dass er hier noch der einzige Rechtgläubige ist, und dass er deshalb allein das Recht hat, die Moschee zu zeigen; dass er auf das angewiesen ist, was ihm die Sahibs geben, da das Hindulog (log heisst soviel wie Volk oder Stamm oder bezeichnet auch nur den Artbegriff) ihn hasst. Es wäre ein hübsches Motiv für eine Ballade: die zerfallene Moschee; die massigen Mauern des Forts; dort die feierliche Säule des Asoka; drüben über den Wipfeln der Tamarinden die Dome der grossen Grabmäler; in der Ferne die Zinnen und Minarets von Delhi. Und der einsame alte Mann, der allein noch hier von den grossen Taten seiner Rasse träumt, der mit stiller Verachtung auf die Schwächlinge um ihn her blickt.

Ach ja, wenn es so wäre! Aber der Alte ist sehr gut Freund, ich wollte fast sagen frère et cochon mit denen, die er zu verachten vorgibt. Er sitzt nachher und lacht mit ihnen über den dummen Europäer, der sich durch die Geschichte seiner Einsamkeit hat rühren lassen, ein höheres Backschisch zu geben.

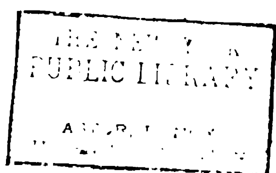
Die Säule des Asoka steht ganz nahe von hier, mehr nach der Stadt zu. Sie ragte früher droben im Norden, wo der Jumna aus dem Gebirge in die Ebene bricht, und wurde erst später hierher gebracht, auf dieses Schlachtfeld vieler Völker und langer Jahrhunderte. Dadurch wurde sie zu einem der pathetischsten Monumente, das man sehen kann, denn auf ihr ist das Edikt des grossen zum Buddhismus bekehrten Königs eingegraben, das die Tötung alles Lebenden verbietet.

Das grosse Mausoleum des Humayun liegt weiter südlich, umgeben von einem schönen Garten, der freilich kaum gepflegt wird. Man betrachtet das Gebäude mit besonderem Interesse, weil es als Vorbild für den Taj in Agra gedient haben soll. Eine gewisse Ähnlichkeit ist ja auch vorhanden, etwa wie zwischen Karrengaul und edelm Araber. Hier ist alles plump, schwerfällig, massig. Die vorgelagerte, schmale Arkadenterrasse wirkt ganz ungünstig und langweilig. Immerhin ist der Bau eine schöne Leistung der mohammedanischen Kunst. Das andere grosse Denkmal, das ganz in der Nähe sich erhebt, das des Safdar Jang oder Suftur Jung, ist weniger streng, ich möchte sagen klassisch in den Linien. Es wirkt deshalb malerischer, führt aber schon hinüber in die Phantasiebauten von Lucknow, die man als die Verfallzeit der mohammedanischen Kunst etwa unserem Barock oder Jesuitenstil vergleichen könnte. Die Ecktürmchen dieses Baues ähneln übrigens den Minarets beim Taj, sind jedoch graziöser dadurch, dass die Hauben auf freistehende Säulchen gesetzt sind.

Ganz in der Nähe liegt eine der anziehendsten Gruppen von Gebäuden in und um Delhi. Es ist ein richtiger Poetenwinkel, voll von reizenden Ecken und Höfen, kleinen Kuppelgräbern, glänzenden Marmor-



9. Daulatabad im Dekkan.



platten in herrlich durchbrochener Arbeit; schlafende, grünbezogene Wasserbecken; stille Treppen; schmiedeeiserne Gitter; schattige Baumgruppen; maurische Fenster, von Schlingpflanzen umrahmt. Hier schlummern Emir Khusran, der Dichter und Freund des Persers Sadi, und Jehanara, die Tochter von Schah Jehan, deren Frömmigkeit berühmt war. Beiden hat das rechtgläubige Volk Indiens ein treues Gedenken bewahrt und wallfahrtet noch heute zu ihren Ruhestätten.

Das ist schön vom rechtgläubigen Volk Indiens. Aber es gibt zu denken, dass ebenhier die hauptsächliche Wallfahrt dem Grabe Nizamu-dins gilt, das den Ehrenplatz inmitten der anderen einnimmt. Es gibt zu denken, weil man von Nizamu-din, der hier als grosser Heiliger verehrt wird, munkelt, dass er der Gründer der Thug-Sekte gewesen sein soll. Die Thugs waren bekanntlich die Leute, die sich den einsamen Reisenden anschlossen, um sie dann gewandt und kampflos zu erdrosseln. Sie taten das im Namen der Kali, der Göttin des Todes, in Verehrung Nizamu-dins und im Interesse ihrer Taschen. Auch die Weiber beteiligten sich an diesem Sport, indem sie die Sirene spielten. Erst die Engländer haben mit der Mordbande aufgeräumt, indem sie die Hauptspitzbuben aufknüpften und deren Familien in einer Niederlassung bei Jabbalpore internierten. Ich bin nicht überzeugt, dass der Thugismus nicht wieder aufleben würde, wenn die Inder sich heute selbst überlassen blieben.

In diesem Poetenwinkel wohnen die Nachkommen von Nizamu-dins Schwester und ihnen ist die „Überwachung“ des ganzen Komplexes von Gebäuden und Grabmälern anvertraut. Das bedeutet so viel, dass der Fremde nicht einen, sondern zehn bis zwanzig Führer um sich hat und schwer zu einem Genuss der „Stim-

mung“ kommen kann. Es tauchen auch immer wieder neue Kinderscharen auf — der Stamm derer von Nizamu-din scheint ein fruchtbarer zu sein. Ich vermute aber fast, dass auf alle Fälle immer wieder von aussen herein ersetzt wird, denn der Wohnsitz dort ist nach indischen Begriffen eine herrliche Sinekure. Wer will das in diesem volkreichen Land kontrollieren? Ich habe nichts davon gehört, dass man in Hindostan ein Geburtsregister führt für die braunen Millionen.

An zahlreichen, halbzerfallenen Grabbauten vorbei führt die grosse, staubige Strasse hinaus gen Süden. Schöne, buschige Albizziabäume spenden Schatten; ihre flachen, hellgelben Hülsenfrüchte klappern, wenn sie im Luftzug aneinander schlagen. Borstige, wild ausschauende Schweine treiben sich im Graben umher. Was die wohl hier tun, wo ihr Fleisch allen verboten ist, so Hindus wie Mohammedanern? Aber es kommt ja nicht darauf an, was der Pariah tut und lässt und isst — ihn zu beaufsichtigen gibt sich niemand die Mühe, weder auf Erden noch im Himmel. Auch der Brahmane nicht, wenn nicht gerade etwas herausspringt für die Tasche.

Ein Elefant trabt vorbei und noch einer. Sie sind schwer bepackt mit braunen, zerlumpten Gesellen. Einer davon hat die Tiere irgendwoher irgendwohin zu bringen, die anderen gehen so mit. Dafür stellen sie den Tabak zu der Hukah, der Wasserpfeife, die in dem wellenförmig schwankenden Menschenknäuel umgeht, und der Mahaut, der Treiber, darf immer zwei Züge tun.

Nun sprengen zwei eingeborene Offiziere der Sipahis vorüber, stramme Gestalten mit prachtvollen Gesichtslinien, wahre Typen von Männlichkeit. Ich habe viel übrig für diese Leute. Mit einigen von ihnen unterhielt ich mich, soweit es mein mangelhaftes Hindostanì

zuliess. Es war eine Freude, zu sehen, wie sie mit Leib und Seele an ihrem Beruf hingen. Eine seltsame Mischung steckt in diesen Menschen von Wildheit, Barbarei, fast weiblicher Grazie, Verachtung für unsere Ästhetik. An ihren englischen Vorgesetzten als solchen sehen sie hinauf, doch ob in Anhänglichkeit, erscheint zweifelhaft nach den Erfahrungen von 1857. Ich hörte immer wieder die Angloinder von der Loyalität reden, die der Inder England schulde. Das scheint mir zu viel verlangt. Loyalität im Sinn eines warmen Empfindens kann nicht aufspringen in zwei verschiedenen Rassen, nicht einmal in zwei verschiedenen Nationalitäten derselben Rasse. Man sehe sich Europas Geschichte an. Die Engländer haben ein schönes Beispiel dafür im eigenen Haus: Irland. Und die Inder sind doch nur Halbarier.

Im Ganzen haben diese Leute ein scharfes Gefühl für die Manneswürde, freilich im primitiven Sinn der Sexualdifferenzierung. Die guten Seiten davon dürften wir uns in Europa zu Gemüte führen. Bei einer Gelegenheit trat mir dies besonders deutlich vor Augen. Es war im Government House zu Kalkutta, als sich die Herrenwelt von Indien drängte, den Prinzen von Wales zu bewillkommnen. Eine einzige, enge Türe führte zum Treppenhaus von der weiten Halle, aus der eine glänzende, besternte, uniformierte, befrackte oder phantastisch bunte Menge hinaufgelangen wollte. Die Ungunst der Verhältnisse war gross, das muss man zur Entschuldigung sagen, aber die Unwürde der Europäer war noch grösser. Ich zitiere die Worte vieler englischer Freunde: es war nicht ein Empfang, sondern ein Fussballmatch. Vor mir sah ich einen hünenhaften, jungen Rotrock mit Ellbogen und Knien arbeiten, andere mit Säbelknauf und Sporen. Die armen,

ängstlichen Bengalen in ihren Theaterkostümen wurden gequetscht, an die Wand gedrückt. Einen alten Parsi in violettem Brokatrock sah ich keuchend sich auf das Mittelsofa retten; ein juwelenbeladener Rajah stürzte und wurde halb zertrampelt weggetragen. Inmitten dieses Getümmels standen die eingeborenen Offiziere wie Felsen. Bedächtig und vorsichtig gingen sie vorwärts, ohne zu drücken und zu schieben, und nahmen immer Rücksicht auf die Nebenstehenden. Endlich erreichte ich einen von ihnen und schob von hinten meinen Arm durch den seinen. Er verstand und lachte. So lotste er mich durch im Schutze seiner breiten Schultern. Und diesem Mann soll ich — nach der Ansicht vieler Angloinder — nachher nicht die Hand geben, weil er einer Rasse angehört, die in gewissen Punkten der Entwicklung hinter uns zurücksteht! Manche meinen, schon wegen seiner braunen Farbe nicht.

Ich erzähle dies nicht, um den Engländern etwas anzuhängen; ich fürchte, die Deutschen hätten es nicht anders gemacht.

Endlich langen wir am Kutb Minar an. Es ist das vielbewunderte Siegesdenkmal, ein kannellierter Riesenspargel, der in die Wolken zu ragen scheint. Wäre die Kannellierung nicht, so könnte man ihn auch als Fabrikschlot ansprechen. Die Bezeichnung „Kannellierung" ist übrigens nicht ganz richtig: der Kreis des Grundrisses ist in lauter kleine, nach aussen gerichtete Halbkreise und Zacken aufgelöst. Die Verjüngung des Turmes nach oben wirkt sonderbar und unbefriedigend. Es fehlt ein Abschluss. Ich wüsste aber nicht, womit man dieses Ding, weder Turm, noch Säule, noch Minaret (wie es genannt wird), abschliessen sollte. An drei Stellen, in richtig abgemessener Entfernung, laufen

magere Balkone rund um das Bauwerk. Sie werden von tropfendem Wabenwerk getragen im Stile der Alhambra. An sich ist dies sehr schön, doch an dieses strebende Ungeheuer passt mir seine Zierlichkeit nicht recht.

Was soll man von dem ganzen Bauwerk sagen? Für unser Kunstempfinden ist es ein Unding, und doch bekommt man den Eindruck einer grossen, mächtigen Rasse, wie durch all diese Bauten der Mohammedaner.

An diesem Platz ist wieder einmal ein gut Teil von dem vereinigt, was Indien an Stilarten bietet. Der Kutb und die malerischen Reste einer reich ornamentierten Moschee aus rotem Sandstein. Daneben die Umgänge des Moscheehofes — fast hätte ich gesagt, der Kreuzgang — dessen Pfeiler einem zerstörten Jainatempel entnommen sind. Drüben eine eiserne Asokasäule, ganz aus einem Stück gegossen. Warum sie nach mehr als zweitausend Jahren noch keinen Rost angesetzt hat, verstehe ich nicht. Endlich ein kleines, modernes Tempelchen im Hindustil, irgend jemand zum Andenken gesetzt.

Die Bauten von Lucknow sind alle aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ihr Hauptmerkmal ist die Grösse. Der Stil ist fast kindlich zu nennen, wenn man überhaupt von Stil sprechen will. Doch malerisch wirken sie alle, namentlich wenn sie in Gruppen beisammen stehen, wie im Kaisarbagh und bei der grossen Imambarah. Ein ganz besonderes Lob verdienen die Engländer, die hier durch herrliche Gartenanlagen erreicht haben, dass die grossen Mängel der Architektur zurücktreten, die guten Seiten hingegen voll zur Geltung gelangen. Diese Parks und Gärten von Lucknow sind teils zopfig, teils englisch angelegt und ganz exemplarisch gehalten. Man

muss wissen, wie schwierig das in Indien ist bei der Ungunst des Klimas. Es geschieht überhaupt sehr viel in dieser Hinsicht von seiten der Regierung: die herrlichen botanischen Gärten von Sibpur und Peradenyia, die Parks von Bombay, Madras, der Edengarten in Kalkutta, die Anlagen von Agra, Poona, Ootacamund, Darjiling—selbst im trostlos sandigen Lahore hat man der Öde einen öffentlichen Garten abgerungen. Man weiss dortzulande, was ein Baum wert ist, haut keinen unnötig um. An den Landstrassen hegt man die alten, oft wunderbaren Alleen und pflanzt neue, scheut auch die Mühe nicht, jede junge Pflanze mit einer Schutzmauer zu umgehen. An der Strasse von Benares nach Sarnath gehen diese in die Tausende und so an vielen Stellen. Die Arbeit kostet ja kaum etwas.

Sikandrah und Fatehpur Sikri liegen beide bei Agra, das zweite des grossen Akbars Residenz, das erste sein Grabmal. Beide sind Monumente von Kraft und Grösse, die ihresgleichen in der Welt suchen. Sikandrah ist schon riesig mit seinen sieben Stockwerken, die offene Galerien und hunderte von kleinen Kiosken tragen. Aber es würde in Fatehpur Sikri fast als Einzelheit verschwinden. Bei einem einmaligen Besuch dieser wunderbaren, verlassenen Stadt bekommt man kaum einen Begriff von den Verhältnissen ihrer Bauten. Es ist eine solche Anhäufung von enormen Palästen, Moscheen, Terrassen, dass der aufnahmefähigste Mensch nach kurzer Zeit erliegt. Die grosse Moschee allein könnte bequem eine Landschaft fassen und ihr Torbau hat die Höhe einer anständigen Kathedrale. Eine Fülle von stilistischen und anderen Seltsamkeiten bietet sich hier dar: das Kettenmotiv an den Sandsteinpfeilern, die japanisierenden Flächenornamente im Hause der türkischen Königin, die merk-

würdigen Fresken im Hause der Miriam — eine davon mit geflügelten Engeln oder Genien, wie sie sonst in Indien nur der Buddhismus kennt. Der mit Elefantenzähnen aus Stein gespickte Turm. Das Haus des Astrologen. Der Diwan-i-Khas. Dieser ist ganz im Hindustil. Im Mittelpunkt seines einzigen Raumes erhebt sich ein einzelner runder Pfeiler, dessen enormes Kapitäl in Reihen von gerundeten Spitzen herabtropft. Es trägt eine kleine Plattform, von der vier freischwebende Brückchen zu den vier Ecken des Raumes führen. Die Ecken sind wieder durch schmale Galerien den Wänden entlang verbunden. Von aussen führt in jeder Ecke eine Treppe zu dieser Empore. Die Decke wölbt sich darüber etwa in derselben Entfernung wie der Fussboden. Wenn man die Struktur und die Skulpturen dieses einzigen Hauses studieren wollte, hätte man eine Woche zu tun.

Es ist hier alles von Akbar gebaut, der ja überzeugter Mohammedaner war. Doch im Stil scheint er Vorliebe für die Hinduart gehabt zu haben, denn alles geht oft durcheinander: das geometrische Mohammedanisch, das überreich verzierte Hindu. Mohammedanische Spitzbogen und flache im Hindusinn. Tropfende Konsolen und Sternornamente in den Füllungen. Und so fort.

Um das Bild islamitischer Bauten vollständig zu machen, muss ich noch die von Golconda und Bijapur im Dekkan erwähnen. Bei beiden löst sich das Strenge, Mathematische des nordischen Stils. Den Wänden werden verschnörkelte Zinnen aufgesetzt, dünne Säulchen stehen dazwischen, die einen Knauf tragen (Turban?); die Kuppeln ziehen sich fast in Kugelform zusammen. Allerhand Balkone und Vorbauten sind angehängt. Alles deutet auf eine Ver-

flachung der Kraft; Ernst und Wucht treten zurück, das Malerische herrscht vor. Das ganze Stilgefühl scheint zu schwinden. Wir können hier den Vorgang im Werden beobachten, der uns bei den viel späteren Bauten in Lucknow vollendet vor Augen tritt.

Die Forts von Delhi und Agra und der Taj Mahal bilden für uns Europäer den Höhepunkt von allem, was der Islam in Indien jemals an Architektur geschaffen hat. In ihren herrlichen Marmorwerken enthalten sie Denkmäler, die sich meiner Ansicht nach in ihrem ästhetischen Wert vollkommen den edelsten Bauten der Renaissance anreihen lassen. Ich möchte weiter gehen und sagen: sie sind von jemand erbaut worden, der das europäische Renaissancegefühl besass. Die Stilidee ist mohammedanisch, aber so umgesetzt, dass wir uns zum Zweck der künstlerischen Beurteilung gar nicht erst in das Empfinden der uns fremden Rasse versetzen müssen, sondern es direkt aus uns selbst heraus tun können. Sehen wir uns nochmals an, was der Islam geleistet hat. Die Türken bildeten ihre grossen Moscheen der einzigen Aja Sofia in Konstantinopel nach, die ihnen nicht angehört. Die Araber haben den Höhepunkt ihrer Kunst in Spanien erreicht, in der Giralda von Sevilla, der Alhambra und der Moschee von Cordoba. Sie alle sind rein „orientalisch" und entsprechen unserem Empfinden nicht in den Verhältnissen oder sonstwie. Durch alles Bewundern hindurch fühlen wir uns fremd ihnen gegenüber. Dasselbe wiederholt sich in Indien, nur in grösserem Massstab. Aber in den Bauten von Delhi und namentlich von Agra sind wir zu Hause. Das ist unser eigenes Kunstempfinden. Dadurch verstehen wir wieder, dass dieses Kunstempfinden nicht im Stil selbst liegt, sondern in der Art, wie er mehr oder weniger zur Vollkommenheit geführt

wird im Rahmen seiner Eigentümlichkeit. Die Stilart selbst ist so etwas wie der Ausfluss der äusseren Entwicklung einer Rasse, in die allerhand hereinspielt, Klima, Vorbilder in der Natur usw. Aber die Ausarbeitung des Stils, also das künstlerische Empfinden, hängt, wie mir scheint, von der inneren Entwicklung ab, wie ich schon andeutete. So kommt es, dass eine höher entwickelte Rasse, wenn sie einen fremden Stil aufgreift, etwas ganz anderes, Besseres daraus macht. Man sehe doch, was aus der schönen, aber monotonen Bauart der Griechen und Römer wurde in den Händen oder vielmehr Köpfen der Italiener des cinquecento! Sollte es nicht so ähnlich in Delhi und Agra gegangen sein? Man sagt, das Grabmal des Humayun habe als Vorbild gedient für den Taj. Für den Grundriss und die Gesamtidee ist das ohne weiteres als möglich zuzugeben. Aber was wurde daraus! Ich habe ja schon davon gesprochen — man lege die Abbildungen beider nebeneinander, so wird man sofort sehen, was ich meine. Das ist kein Übergang, sondern eine andere Entwicklungsreihe, die zum Ausdruck kommt.

Oder man vergleiche die beiden Audienzhallen im Agraer Fort, und man wird dieselbe unverständliche Kluft finden zwischen ihnen. Sie wird verständlich erst, wenn wir annehmen, dass bei der einen ein Europäer als Baumeister tätig war, der seine Renaissance in den Fingerspitzen hatte. Vielleicht durfte er aus naheliegenden Gründen nicht den Namen hergeben — man sagt mir, dass ein Dokument existiere, das z. B. als Erbauer des Taj einen Inder nenne — und doch halte ich es für mehr als wahrscheinlich, dass es sich so verhält, wie ich annehme. Von den ganz vollendeten Mosaiken der Wände in farbigem Marmor und Halbedelsteinen an all diesen Bauten weiss man, dass

ein Franzose sie ausführte. Sie sind das Schönste, Märchenhafteste, auch für unser Gefühl, was man von „maurischer“ Wanddekoration sehen kann. Selbst das Grabmal des Itimadu-Daulah in Agra, dessen Konturen primitiv zu nennen sind, wird durch sie zum Kleinod. Die Spiegelornamentierung des Schischa Mahal oder die viel feinere im Palast zu Ambér wirkt theatralisch dagegen. Also hier ist festgelegt, dass ein Europäer diese Höhe eines ihm fremden Stils geschaffen hat. Man gibt aber auch zu, dass damals ein Italiener am Hofe der Moghuls tätig war. Und diesen habe ich im Verdacht, der geistige Urheber des Taj und einiger anderer Bauten zu sein. Die Renaissanceauffassung scheint mir durchgeführt bis in die Einzelheiten. Die Pflanzenmotive am Taj und am Khas Mahal stehen in vollendetem Verhältnis zum Ganzen, was Ausdehnung und Höhe des Reliefs betrifft. Nirgends an — nach meiner Anschauung — rein mohammedanischen Werken habe ich das beobachtet. Selbst die durchbrochenen Schranken um das Grabmal des Schah Jehan zeigen ein feines, erhabenes Rankenwerk als einziges derartiges Beispiel in Indien. Sie könnten ebensogut im mittelalterlichen Florenz entstanden sein.

Ich kann mich irren mit diesen Ansichten, kann ja auch nur Indizienbeweise vorbringen, und die sind unsicher. Wahrscheinlich ist es auch nicht neu, was ich hier vorbringe. Das weiss ich nicht; ich wiederhole, dass ich mir durch die Anschauung meine eigene Ansicht bilden wollte und deshalb vorher nichts studierte. Ich will auch durch meine Äusserungen keine Verachtung für die mohammedanische Kunst ausdrücken. Das liegt mir fern. Schön bleibt schön, auch wenn es nicht das Schönste ist.

V

WO DER INDIGO WÄCHST

In einer Klingelbahn war ich, von Patna kommend, zum Ganges gefahren, dann in einem kleinen, elenden Dampferchen übergesetzt und in die schmalspurige Bahn gestiegen, die ins Herz von Tirhut führt. Nach stundenlangem, fürchterlichem Rasseln hält der Zug an einer ganz kleinen Station. Ein Dorf ist nicht dabei, nur einige Hütten aus Lehm, mit Gras bedeckt, drücken sich zusammen unter einer Gruppe von Bäumen. Aber der Dogcart steht bereit und ein Ochsenwagen fürs Gepäck. Nun geht es fröhlich einer ganz annehmbaren Strasse entlang in der warmen Dezembersonne, durch blühendes Gebüsch und grüne Felder. Hier und da eine Strecke Ackers, ganz bar und glatt getreten wie ein Tanzboden. Das ist Indigoland, zum erstenmal gepflügt. Es wird geglättet, damit der Samen des Unkrautes nicht eindringen kann. Später geht die Pflugschar nochmals durch, ehe gesäet wird.

Nach ein paar Meilen säumen die gewohnten Lehmhütten eines Dorfes den Weg ein. Pudelnackte Kinder in unwahrscheinlichen Mengen spielen auf der Strasse, stieben auseinander mit grossem Geschrei und gaffen dann mit offenem Mund und aufgerissenen Augen nach dem fremden Sahib. Ihre Farbe ist hier

schokoladenbraun, recht günstig für die Art von Spielen, die sie treiben. Dreckeln nennt man es auf der rauhen Alb. Wer das Wort nicht kennt, wird es doch verstehen. Alle sind schauderhaft ungekämmt und tragen messingene Spangen um Hand- und Fussgelenke. Einige junge Frauen zwischen sechs und zehn Jahren sind auch dabei; man erkennt sie an dem verzierten Knopf, der den linken Nasenflügel schmückt. Doch nicht nur die Kinder, auch die Grossen gaffen, die Weiber hören auf zu scheuern und den Reis zu mahlen, die Männer lassen den Bambusstock liegen, den sie für den Zaun behauen wollen. Einige grüssen, die meisten vergessen es in der Hitze des Gaffens. Keine Hand rührt sich, wie in Dornröschens Schloss, solange der Wagen in Sicht ist. Und dann wird das Ereignis besprochen, lange — lange.

Nun erscheinen in der Ferne die Wellblechdächer der Faktorei, rechts ein weissgetünchter, strohgedeckter Bungalow, rosenumgeben, von blühenden Schlingpflanzen umrankt, sauber, freundlich. Das ist die Wohnung des Direktors. Ein grüner Wall von riesenhaftem Bambus beschattet weiter unten in grossem Bogen die ganze Strasse, wie eine lange Wandelhalle. Doch wir biegen links ab und fahren auf einen Wald von vielgestaltigen Wipfeln los, schlanke und breite, schwarze, graue, hellgrüne, federige und geballte: der Park. Eine Ziegelmauer von Pfeilern und Säulen, weiss gestrichen, fasst das Ganze ein. Es geht den schön gehaltenen Parkweg entlang. Ein Taschentuch winkt. Mit einem Ruck hält der Wagen unter dem geräumigen Portikus. Da stehen die Freunde, und das Willkomm ist so herzlich, wie es nur in Indien sein kann, wo die Besuche ganz anders geschätzt werden als bei uns.

Der Hausherr führt mich in meine Zimmer. Ein Schlafzimmer, daneben das geräumige Bad, auf der anderen Seite ein reizendes Wohnzimmerchen. Kattunvorhänge mit grossen Blumen, auf dem Boden die Wolldecken, die aus Yarkand kommen und in Kaschmir gestickt werden. Englische Möbel, überall frische Blumen. Das beste ist die grosse Terrasse vor dem Zimmer. Sie führt im Halbrund um einen niedrigen Aufbau, dessen Fenster dem grossen Wohnraum darunter Oberlicht geben.

Es ist ein wahres Herrenhaus im Kolonialstil, fast eine Villa, mit drei Fronten, an jeder eine Veranda unter säulengetragenem Dach. Die längste an der Seite wird in der Regenzeit benützt, um täglich zwei bis drei Meilen zu laufen. Jetzt ist sie der Tummelplatz des Hausschneiders, der hier mit Hand- oder Tischmaschine wochen- und monatelang arbeitet. Mit dem Tummeln ist es freilich nicht weit her, denn er hockt natürlich wie jeder ehrliche Inder auf dem Boden und lässt sich Zeit. An dem Tisch in der Ecke füllt der Blumendiener jeden Morgen die dreissig Vasen und Schüsseln, die alle Zimmer schmücken.

Das Haus wirkt grossartig in seiner glänzenden Weisse gegen den grünen Hintergrund. Der obere Stock, der nur Schlafzimmer und meine Wohnung enthält, liegt im richtigen Verhältnis zurück, wegen der Terrassen, die ihn rings umgeben. Auch das Dach ist flach. Die Balustraden oben herum könnten europäisch-italienisch sein, aber die unteren weit vorspringenden Kolonnaden und Pfeiler sind kolonial. An zwei Fronten prachtvoller englisch-indischer Park. Grosse Rasenplätze, Beete voll Stiefmütterchen und Reseden (der Samen aus Erfurt — made in Germany).

Dahinter Gruppen von höheren Gebüschen, halb-

tropische Winterblüher, der blutrote Hibiscus, der Stechapfel mit den grossen violetten Doppelglocken, eine aus der anderen hervorwachsend, die saffrangelbe Thevetia. Dann die Bäume. Mächtige Exemplare des Schachtelhalmbaumes, so schön wie ich keine mehr sah. Ich kenne sie von Ägypten her, wo man sie dem Kanal entlang gepflanzt hat. Sie sind eines der merkwürdigen australischen Überbleibsel aus der Steinkohlenzeit. Eine herrliche Poinciana regia breitet ihre Äste aus. Die stammt aus den Wäldern Madagaskars und bietet in der heissen Zeit einen wunderbaren Anblick, wenn sie mit grossen Sträussen flammroter Blüten über und über bedeckt ist. Gummibäume, unter denen ein ganzes Dorf Platz hätte. Alles geht in diesem Land ins Riesenhafte.

Drüben das Zelt steht an der Tennis- und Hockeywiese. Rechts davon die Farnfelsen, überschattet von Schlingpflanzen, aus denen Orchideen herunterhängen. Dahinter der Gemüsegarten, die Bananen- und Papayapflanzung. Hier laufen gemauerte Kanälchen längs der Beete. Es gibt auch Erdbeeren hier, und die Veilchen in langen Reihen sind in Blüte. Sie fehlen in keinem angloindischen Haus, das etwas auf sich hält.

Aber am schönsten ist es an der Rückfront des Hauses. Hier liegt eine rechteckige Terrasse dem Halbrund des Wohnzimmers vor, und eine breite Treppe führt von da zum See hinunter, dem entlang eine Strecke weit weisse Balustraden laufen, bis sie im Gebüsch verschwinden. Er ist viel länger als breit; in schöner Bogenlinie verlieren sich seine Enden in die fernen Baumgruppen. Der indische Froschbiss und grosse, rote Lotosblumen bedecken das Wasser am Ufer. Schwärme von bunten Wildenten ziehen darüber hin.

An der vierten Seite des Hauses liegt der Vorratsraum und die Anrichteveranda, von der ein eigener kleiner Gang zum Speisezimmer führt. All diese praktischen Dinge sind hierzulande mit fürstlicher Platzverschwendung eingerichtet. Davor ein Kiesplatz, wo einige Lieblinge ihr Quartier haben: die Cochinchinahühner, die Kaschmir-Rebhühner und der lachende Jock auf Australen. Dann die Küche und die Hütten für die Dienerschaft. Das ist fast ein kleines Dorf.

Von dieser Seite aus führt eine schmale Treppe direkt zur Terrasse des oberen Stockes. Ich steige wieder hinauf, und von oben weitet sich ein Ausblick, wie er in keiner anderen Gegend der Erde mehr zu sehen ist. Jenseits des Sees, kaum dreissig Meilen entfernt, steigen die blauen Berge von Nepal empor und dahinter eine immense Gletscherwelt. Fünfzehn Riesengruppen reihen sich aneinander, vom Kinchinjanga zum Everest und Dhawalagiri, jeder einzelne Berg so gross wie die ganze Gruppe des Montblanc und fast doppelt so hoch. Nirgends habe ich einen solchen Eindruck von der gewaltigen Wucht der Himalayas erhalten wie hier. Acht Tage lang zeigten sie sich in ihrer vollen Pracht, morgens und abends rosig überhaucht, unter Tags mit den wechselnden lasurblauen Schatten. Dann stieg der Winternebel im Gebirge auf, und ich sah sie nicht wieder, auch im nächsten Jahr nicht, als ich wiederkam. Die Sehnsucht nach ihnen blieb. Nicht, als ich mitten unter ihnen stand, konnte ich ihre stille Majestät so fassen. In ihren grimmen, kahlen Tälern, auf ihren hohen Kämmen war der Vergleich immer möglich mit unseren lieben Alpen — das einzige Darjiling und Westtibet ausgenommen. Aber hier schwieg alles andere, alles war ausgewischt vor dieser unsagbaren Grösse.

„Ja, das haben wir drüben nicht," sagte der Hausherr hinter mir, „aber ich liebe es nicht, wenn sie im Dezember so klar sind, es zeigt einen harten Winter an, Regen und Frost."

Das tat es. Die Indigoernte wurde verdorben in diesem Jahr. „Ich sagte es ihnen ja," schrieb mein Freund später, „alles ist so schlecht wie seit 25 Jahren nicht. Das können wir nicht auch noch brauchen zu Ihrer Badischen hin. Wenn ich wenigstens Aktien hätte." Dann hatte ich mich wohl wegen der Badischen zu entschuldigen? Doch ich unterliess es, da ich mit dem besten Willen nicht sagen konnte, dass sie es nicht so schlimm meinte mit dem künstlichen Indigo.

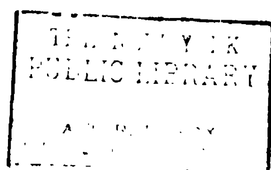
Der liebe Mensch schnüffelte im Zimmer umher und guckte in die Ecken. „Hat die Missis alles hergerichtet, wie Sie es brauchen?" fragte er. „Für alles, was Sie so wünschen, müssen Sie sich an Ihren Diener wenden, der ist jetzt verantwortlich."

Man kommt nirgends in Indien zu Besuch, ohne den eigenen Diener mitzubringen, oft auch das ganze Bett ausser der Lade.

Dann sassen wir drei beim Diner, im Gesellschaftsanzug natürlich, unter der grossen Hängelampe, und es schien, als wären wir nicht vierzig Meilen vom nächsten Europäer entfernt in einem Land, das mit dem unsrigen nichts gemein hat, sondern in einem europäischen Zentrum, in unserer Welt. Ich konnte wieder einmal unseren gewohnten Maasstab anlegen. Der Tisch mit blauer Seide und Berliner Biskuitrosen garniert, die lebenden Blumen in Silbervasen aus Lucknow, die Messer von Sheffield, das Glas tadellos englisch, die Likörkaraffen aus Böhmen. In einer Ecke etwas sehr Anheimelndes: ein Münchner Bierfass



10. Kornspeicher in Tirhut.



als Tellerwärmer, darauf einige Nürnberger Krüge. Sonst sparsam und geschmackvoll möbliert, wie sich's in einem Speisezimmer gehört. An den Wänden einige Glasgower Aquarelle und zwei schöne Antilopenköpfe, Trophäen des Hausherrn.

Wie man doch an diesen Dingen hängt! Wie man fühlt, trotz aller Liebe für die Einsamkeit und das Umherstreifen in fremden Ländern, sobald man in ein solches Heim kommt: Das sind Menschen deines Schlages, deiner Art, deiner Erziehung, deines Geschmackes. Der dumme Mönchskrug da und die Rosen aus Biskuit, die ich zu Hause nicht ansehen würde, aber vor fünfzehn Jahren sehr schön fand, hier gefallen sie mir wieder und machen es warm aufsteigen in mir, denn sie kommen aus Deutschland. Doch noch wärmer wallt es für die zwei Menschen, an deren Tisch ich sitze. Deutsch oder englisch, was macht das? Nirgends wird einem die Jämmerlichkeit der gegenseitigen Hetzerei in Europa so klar, wie in diesen Ländern, wo fremde Rassen wohnen. Aber auch hier lernen die Europäer nicht, aus der Kleinlichkeit der Separatinteressen die grosse Rassenempfindung zu machen, in der das Gefühl für das engere Vaterland durchaus nicht unterzugehen braucht. Man kann keine Nummer des Pioneer, des angesehensten und gelesensten Blattes Indiens, öffnen, ohne einen gehässigen Artikel, zum mindesten eine Bemerkung gegen Deutschland darin zu finden. Alles wird verzerrt und entstellt wiedergegeben, die Fehler breit getreten, das Gute unterdrückt. Und im Gefolge des Pioneer geht fast die gesamte angloindische Presse. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals in französischen Blättern einen solchen Ton gegen uns gefunden zu haben, ausgenommen die kleinen dritten Ranges, über die jeder gebil-

dete Franzose selbst die Achseln zuckt. Der Pioneer wäre sehr beleidigt, wenn ich ihn mit diesen auf eine Stufe stellen wollte. Ich kann es auch nicht, denn er ist sonst eine gediegene Zeitung. Um so schlimmer.

Alle die Blätter, die so hetzen, ob deutsch, ob englisch, helfen nur, den Ast abzusägen, auf dem sie und wir alle sitzen. Ihr Motiv ist nicht Vaterlandsliebe, sondern H a b e n und G r a p s c h e n. Und je weiter wir uns von den ethischen Motiven entfernen, desto näher kommen wir dem Niedergang. Die Mehrzahl der Nationen in Europa mag eine einzelne den Berg hinunterstossen — sie muss mit der Zeit selber nach.

Die „Missis“ hat meinen prüfenden Blick bemerkt. „Urteilen Sie nicht zu scharf,“ sagt sie lachend, „dies ist ein indisches Heim, kein englisches. Man kann hier manches nicht so einrichten, wie man möchte.“ Ein ganz leiser Ton von Bedauern klingt durch ihre Worte.

„Es ist doch schön hier,“ sagt e r und drückt i h r die Hand. (Wir sind ja ganz unter uns.)

Aber wir trinken trotzdem auf das liebe, alte Europa.

Die Diener gleiten lautlos auf dem Marmorboden einher, zwei zum Bedienen, einer, der die warmen Teller bringt. Die tragen den bengalischen Turban mit dem farbigen Querband, auf dem das Monogramm des Hauses befestigt ist. Der Butler ist barhaupt, denn er stammt aus Goa und ist Christ. In der Ecke steht Nissa, das Faktotum, und überwacht das Ganze. Er kommt von Baroda und hat den dortigen bunten, festgedrehten Turban, der mehr eine Art Hut ist. Alle tragen sie weisse Gewandung und gehen barfuss.

„Sechs,“ zähle ich laut. Nämlich Diener.

„Wir haben zweiundzwanzig für das Haus,“ lacht e r. „Das geht hier nicht anders.“

„Und keinen kann man ganz vollkommen einlernen," seufzt s i e, da mir von der falschen Seite angeboten wird.

„Ich habe schon gelernt, keine Hausfrau hier für irgend etwas verantwortlich zu machen. Man verlangt es gar nicht. Eine solche Präzision der Bedienung wie bei Ihnen habe ich noch nicht gesehen in diesem Land."

Nachher auch nicht, obwohl ich in manchem Haus zu Gast war.

Später plaudern wir im vorderen, kleinen Wohnraum beim Feuer, denn die Dezember-Abende sind kalt in Tirhut. Und früh zu Bett — eine schöne Gewohnheit hierzulande.

Früh auch wieder auf. Um sieben Uhr ist Frühstück auf der Seeveranda: ein halbes Mittagessen. Im Überzieher wird es eingenommen, und manchmal blase ich verstohlen in die Hände oder lege sie um die warme Kaffeetasse. Die Bachstelzen laufen geschäftig und gar nicht scheu um uns her, auf dem See pfeift ein Wasservogel, der über die Blätter des Lotos hin und her eilt, als wären sie festes Land. Auf einem Baum in sicherer Entfernung lauern ein paar Krähen, ob es nichts zu stehlen gibt.

„Chicken — wee, Chicken — wee," ruft die Hausfrau, „come along, come along."

„Gawak, gawak, gawak," tönt es von irgendwo her. Erst kommt das Männchen geflogen, ein fetter Geselle, seine beiden Gattinnen hinterdrein. Diese Kaschmirrebhühner sind possierlich zum Anschauen. Ihr Federschmuck ist in zarten Tinten von braun, grau, blau und weiss, aber um den Kopf, gerade über den Augen läuft ein schwarzer, erhabener Ring, so dass es aussieht wie ein Kranz von Haaren um eine grosse

Glatze. Die Bigamie tut hier nicht gut: der Hahn und seine Favoritin behandeln die überzählige Frau schlecht. Wie beim Türken ist es die alte Gattin, die der jungen weichen muss. Bald nach meiner Abreise fand dieses Ehedrama seinen Abschluss, da man die Misshandelte eines Morgens ertrunken in der Wasserschüssel fand. Wer denkt da nicht an den Bosporus und seine Geheimnisse?

Dann kommt der Morgenritt durch die Felder und nachher bleibt jeder sich selbst überlassen bis zum Frühstück. Da ist auch schon die Post da, Montags auch die von home. Das ist immer Festtag durch ganz Indien. So nachsichtig man sonst gegen Zugverspätungen ist, dem home-mail-train erlaubt man keine Minute länger als sein muss.

Nach Tisch wird eine Stunde lang Briefe geschrieben, wie die höfliche Ausrede lautet. Dann besichtigen wir die Ställe und die Faktorei. Die ist nicht sehr kompliziert, um so mehr hingegen die Bücher, die der Babu führt in einem kleinen besonderen Häuschen. Dicke Bände mit endlosen Reihen und Rubriken. Die Besitzung ist so gross wie ein kleines deutsches Herzogtum und hat 12 000 Einwohner — noch nicht ein Drittel dessen, was sie ernähren könnte. Die wenigsten der Ansiedler bezahlen in Geld, und dann geht es in Summen von einer bis fünf Rupies ein. Bei den anderen wird umgerechnet in Arbeit oder Zehnten. Da sind besondere Reihen für den Reis, den Tabak, den Weizen, die Gerste, die Linsen, was die Leute so bauen. Einen Sack, zwei Säcke bringen sie dem Herrn, manchmal nur ein paar Pfund. Dann die Entschädigungen für Gras schneiden, Holz holen, fischen, Bambus, Fährboote und eine Unmasse anderer Dinge. Da ist auch der Konsumladen zu verrechnen, den die Herr-

schaft halten muss. In diesen Rubriken wird mit Annas und Paisa gerechnet, doch viele Tropfen geben auch einen Bach. Betrogen und gelogen wird natürlich schauderhaft, auch endlos gestohlen, und wenn es zu bunt wird, muss man einmal dreinfahren und ein paar ins Gefängnis stecken. Aber mein Freund ist ein milder Herr, der nichts Unrechtes verlangt und wohl weiss, was es für die Leute bedeutet, wenn sie ein krankes Kind haben, wenn die Kuh umsteht oder die Ziege vom Leopard geholt wurde. Das kommt freilich nicht oft vor, denn das schädliche Viehzeug wird weggeschossen, sobald es sich zeigt.

Bei einer Missernte verzichtet die Gutsherrschaft so ziemlich auf alles und teilt noch aus. Die Leute spekulieren oft auf diese Nachsicht. Man muss ihnen scharf auf die Finger sehen. Sie jammern über das kranke Kind, das sie gar nicht besitzen, und dergleichen Scherze. Aber im allgemeinen sind sie gut. Sie werden zwar einen solchen Schlaumeier nie verraten, doch wenn er entlarvt wird, hat er für den Spott nicht zu sorgen. Sie haben auch Vertrauen zu dem Herrn und kommen mit ihren Streitigkeiten zu ihm, für die er stets ein Ohr hat. Nur zwei Dinge kennen weder sie noch die Diener: Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Die gibt es kaum in Indien — die Sprache hat nicht einmal einen Ausdruck dafür. Wenn an Weihnachten ausgeteilt wird, so nimmt jeder sein Teil und geht schweigend weg. Kaum drei von den zweiundzwanzig salaamen, obwohl die meisten schon über sechs Jahre im Hause sind, einige viel länger — ein Zeichen, dass es ihnen nicht schlecht geht. Sie kennen nur das: ich gebe dir, du gibst mir.

Auf eines hält mein Freund streng: auf die Wahrung des alten Verhältnisses zwischen Diener, Kuli

und Herr, ohne das in Indien nichts getan werden kann — wenn überhaupt etwas getan werden soll. Denn unser Pflichtgefühl kennen die Leute nicht. Wenn einer frech wird, so erhält er eine Verwarnung. Beim zweitenmal muss er das Reich verlassen. Er kommt dann immer und heult, aber da hilft nichts. Und es ist gut so in diesem Land, namentlich gut für die Leute selbst.

Auf einem Spaziergang begegnete uns einer, der an uns vorüberging, die Hände in den Rocktaschen. Der Herr sprach kein Wort, liess die „Missis“ und mich einen Schritt vorgehen, dann flog sein Stock. Er sah gar nicht hin und warf mit der linken Hand hinter sich, so gewandt, dass der wirbelnde Stock den Kerl bei den Füssen packte. Dieser wusste genau, um was es sich handelte, denn augenblicklich salaamte er dreimal tief und brachte selbst den Stock zurück.

Der Nachmittagstee wird auf dem Gras unter den Bäumen genommen. Ein schöner Kuchen steht auf dem Tisch und ein Diener bewacht ihn, bis wir kommen, denn dergleichen hat viele Liebhaber in der Tierwelt. Aber wo kann ein indischer Diener bewachen? Da wir aus dem Haus treten, schaut er nach uns, und diesen Augenblick erfasst ein Keit, einer der braunen Falken, stösst in schönem Bogen nieder und trägt den Kuchen in seinen Fängen davon. Doch unrecht Gut gedeihet nicht. Das Ding ist dem Vogel zu schwer, und er muss es wieder fallen lassen. Judy, die langhaarige Hausratte — ein schottischer Hund natürlich; die „Missis“ möge mir die respektlose Bezeichnung verzeihen — die den Räuber kläffend verfolgte, im Bewusstsein der sicheren Entfernung, macht sich sofort mit dem Raub zu schaffen, dessen Wiedergewinnung sie ihrer Tatkraft zuschreibt.

Die Keckheit dieser Keits kennt keine Grenzen. Als in einem Lager bei Lahore die Soldatenfrauen ihren Männern in langer Prozession das Essen aus der Feldküche brachten, wurden sie von einer Schar von Keits überfallen, die wohl wussten, dass die armen Weiber sich nicht wehren konnten. Und das Essen ging in die Lüfte.

Nachher eine Spazierfahrt zur Halbinsel, wo die Schneeranke ihre weissen Blütenschleier über Büsche und Bäume breitet, oder zum neuen Dorf. Diese Ansiedlung ist erst drei Monate alt, sie soll eine grosse Strecke Landes urbar machen, wo bis jetzt nutzloses Gras wuchs. Die Einwanderer — meist aus Bengalen — bringen stets ihren Brahmanen mit, der festzustellen hat, wohin jede einzelne Hütte zu stehen kommt. Das sind geheimnisvolle Untersuchungen. Mond und Sterne und andere Dinge der Natur spielen eine Rolle dabei. Zuletzt schaut er, wohin von dem gewählten Fleck das Wasser fliesst, und dahin wird der Eingang gerichtet. Daher stehen die Hütten regellos, kreuz und quer der schnurgerade angelegten Dorfstrasse entlang. Das Material zum Bauen liefert der Herr umsonst: Lehm, Bambus, Palmblätter und Gras, sowie ein paar solide Türpfosten. Im ersten Jahr bezahlen die Leute fast nichts, nur muss sich jeder verpflichten, so und soviel Indigo zu pflanzen. Die Indigopflanze ist ein unschönes, graugrünes, kleines Ding, mit roten Blüten wie die Wicke. Man versteht nicht recht, woher aus dem trockenen Pflänzchen all der Farbstoff kommt.

Einen Tag ziehen wir hinaus zum nördlichen Vorwerk, und es ist eine schöne Fahrt. Erst durch unkultiviertes Land, wo sich Scharen der braunen Affen in den Bäumen tummeln. Sie verspeisen die gelben

Äpfel der geruchlosen Gardenie, die überall aus den dunkeln Büschen leuchten, aber sie brechen auch in die Schoten- und Zuckerrohrfelder ein und verderben mehr, als sie stehlen. Doch sie sind heilige Tiere, daher wagt der Hindu nicht, sich zu wehren. Er weiss sich anders zu helfen: er holt einen Mohammedaner herbei, dem das Töten nicht verboten ist. Der schiesst einen Hanuman weg, erhält seinen Bakschisch dafür, und dann hat das Dorf für einige Zeit Ruhe, denn der Affe hat ein gutes Gedächtnis.

An einer Stelle des Weges hört man ein schmerzliches Gebrüll und Stöhnen.

„Was ist das?“ frage ich.

„Eine Kuh,“ sagt mein Freund. „Der Aufseher hat mir darüber berichtet. Irgendein Halunke hat aus Rache gegen den Besitzer dem armen Tier einen Holzpfahl in den Leib gestossen. Nun liegt es seit drei Tagen da und kann nicht sterben. Ich darf es nicht töten lassen, noch viel weniger selbst ihm die Gnadenkugel geben, sonst hätte ich das ganze Dorf und bald die ganze Provinz gegen mich, soweit sie Hindu ist, denn es ist eine heilige Kuh. Dafür rufen sie keinen Mohammedaner, die —. Sie kamen gestern auch zu mir, um Klage zu führen, denn sie behaupten, ein solcher sei der Täter, obwohl in diesem Teil nur Hindulog wohnt. Aber ich verwies sie ans Gericht; ich will mit diesen Dingen nichts zu tun haben.“

Er trieb das Pferd an, um schneller vorbei zu kommen, doch auf dem Rückweg mussten wir das Stöhnen nochmals hören.

Drüben durch die Büsche geht ein Elefant, zwei Männer sitzen auf ihm und treiben ihn vorwärts. Er soll helfen, Holz zu fällen. Das Pferd scheut und zittert und ist nur schwer vorbeizubringen.

Dann kommen wir an einer Betelpflanzung vorbei, die ganz eingedeckt ist gegen die Sonne. Da wachsen die schönen, glatten Blätter, die ganz Indien kaut. Die rote Färbung der Zähne rührt nicht von ihnen her, wie man immer denkt, sondern von dem Zeug, das hineingewickelt wird.

Das Vorwerk ist eine kleinere Wiederholung der grossen Faktorei. In dem reizenden Bungalow daneben empfangen mich liebe, deutsche Worte. Eine Österreicherin ist ihrem Herzen bis hierher gefolgt. Und was für eine mutige Frau sie ist: sie zeigt mir das Bild ihres kleinen Mädchens mit den wallenden, blonden Haaren. Hinten steht mit ungelenker Schrift: to Mother dear.

„Sie ist in England. Wissen Sie, das ist das schlimmste hier, dass man seine Kinder gar so jung weggeben muss — und so weit.“

Ja, das ist das schlimmste.

Einen andern Tag fahren wir den Fluss hinunter in närrischen Hindubooten, aus einem Baumstamm gehöhlt und so eng und schwankend. Vorn ist ein Pfosten mit einer runden Scheibe darauf. Das ist der Sitz. Zwei nackte Kerle paddeln uns mit einer gleichen Scheibe vorwärts. Jeder von uns sitzt natürlich im besonderen Boot. Mein Freund hat das Gewehr mit. „Vielleicht treffen wir auf Enten,“ meinte er.

Klar und still fliesst das Wasser. Es ist sehr tief. Riesenhaftes Schilf fasst die Ufer ein und ein schwimmendes Gras sendet dreissig Meter lange Zweige den Fluss hinunter. Vom Grund herauf steigen die schraubenförmigen Stengel der Vallisneria. Sie strecken sich solange, bis sie die Oberfläche erreicht haben. Dann öffnet sich die Blüte, wird befruchtet, und nun bilden sich die Spiralen wieder im Stengel.

die Frucht wird hinuntergezogen und reift da, wo sie zu keimen hat, sicher vor den Angriffen der Wasservögel.

Ein langhalsiger, schwarzer Kormoran streicht hoch über uns hin. Dann ein zweiter. Ein Schuss ertönt, und der Vogel fällt bolzgerad ins Wasser. Er soll meine Sammlung bereichern — aber es tut mir doch leid. Töten ist nicht schön.

Manchmal erscheinen die glänzenden Riesenberge zwischen Zweigen voll rosa Blüten und schlanken, dornigen Kletterpalmen. Und ein wilder Pfau wiegt sich auf einem Ast oder ein silbergrauer Kranich schaut uns mit den kalten grauen Augen verwundert an. Auf solchem Hintergrund sehen wir die Fähre vor uns vorübergleiten und auf ihr steht die „Missis" im hellen Sommerkleid zwischen nickendem Schilf, blauschwarzem Wasser, rosigem Himmel und glühendem Kinchinjanga. Denn wir sind vier Stunden gefahren und es ist inzwischen Abend geworden. In der Dämmerung langen wir zu Hause an. Die Horneule gluckst, und die Schakale winseln und heulen, aber Judy, die Hausratte, bringt sie zum Schweigen mit ihrem freudigen Willkomm.

Eine Schlangenjagd ist das Ereignis des folgenden Tages. Ich sah sie durchs Gras gleiten und rief. Dann kamen sie mit Stöcken, aber sie hatten keinen Mut, bis der Direktor auf seinem Rad dahersauste. Er überfuhr sie und brach ihr so das Rückgrat. Dann schlugen sie das wehrlose Tier vollends tot.

Es tat mir leid, dass ich gerufen hatte, denn es war eine harmlose Rattenschlange.

Doch „eine Schlange tötet man immer", belehrte mich mein Freund.

Mein Diener berichtete mir nachher, dass sie sich in der Küche darum stritten, wer die furchtbare Kobra

erlegt hätte. Einem war sie ans Bein gefahren und ein anderer hatte drei Stück gesehen.

Der Abend war auch bei uns den Schlangengeschichten gewidmet. Sie vertreten in Indien fast unsere Geistererzählungen. Jetzt, im Winter, sollen die Tiere schlafen, doch wenn die Sonne höher steigt, ist es nirgends recht geheuer, weder in der Ebene noch im Gebirge. Hier die schlimme Russellsviper, dort die noch schlimmere Kobra, die Brillenschlange, und die schlimmste, Krait genannt. Diese ist klein und dünn, schwer zu sehen, und kriecht auf die Möbel, hinter die Bilder. Sie liegt oben auf dem schmalen Rand der Tür und fällt herunter, wenn man öffnet. Ihr Biss tötet in zwanzig Minuten.

„Many narrow escapes," lacht die „Missis". „Wir gewöhnen uns hier daran. Letztes Jahr sass ich mit einer Freundin im grossen Wohnzimmer, sie am Kamin, ich am Flügel. Plötzlich sagte sie: „sitze ganz still, eine Kobra ist unter dem Klavier."

Nun, ich rührte mich nicht.

Die Dame stand leise und langsam auf, schlich hinaus und holte Hilfe. Dann kam mein Mann und schoss das Tier, denn erschlagen konnte man es nicht, wo es lag. Und dann bekam ich einen Weinkrampf, denn diese fünf Minuten waren die längsten meines Lebens. Wir waren etwas unruhig daraufhin, denn die Kobra pflegt immer paarweise zu erscheinen. Aus dem Boden konnte sie nicht kommen, da wir Marmor haben — nicht wie bei Bekannten, die durch das häufige Erscheinen dieser unheimlichen Gäste aufmerksam gemacht, ihren Holzboden aufreissen liessen und an die dreissig Stück darunter fanden.

Ein paar Tage später wollte ich gegen Abend die Jalousien aufziehen. Ich mochte keinen Diener rufen

und tat es selbst. Zwei Fenster hatte ich schon offen und die frischere Abendluft strömte herein. Doch der dritte Laden wollte nicht gehen. Ich zog und zog, aber etwas hinderte. Gerade wollte ich meine Hand zwischen die Stäbe stecken, da ich dachte, sie hätten sich verschoben. Da kam der Gärtner mit einem Satz durchs Nebenfenster und riss mich zurück. Es war die andere Kobra, die versuchte, von aussen durch die Stäbe einzudringen. Das war überhaupt ein böses Schlangenjahr. Vier Tage hintereinander fanden wir eine Krait im Speisezimmer. Die erste sah ich selbst, das Schwanzende hing dort hinter der Aquarelle vor. Die anderen fanden die Diener immer kurz vor Tisch. Ja, many narrow escapes."

In derselben Nacht geht hinter dem Haus ein furchtbarer Lärm los, ein Geschrei, als ob fünfzig Menschen ermordet würden. Man träumt natürlich von Schlangen und denkt, eine Kobraarmee sei im Anmarsch. Ich eile auf die Terrasse und sehe alle zweiundzwanzig Diener in einem Knäuel, Arme und Beine fuchteln, und alles schwatzt, schwatzt. Zwei raufen. Man muss diese Hindus raufen sehen. Keiner wagt richtig zuzuhauen, ausser er ist ganz sicher, dass der andere sich nicht wehren kann. Hier und da ein Puff auf die Brust oder einen Klaps auf die nackten Beine. Ein stetes Ausweichen. Und viel, viel Geschrei. Die Mohammedaner können es besser, und der Koch, der da unten den Türsteher zerbläut, ist ein Rechtgläubiger. Der Huzoor — etwa Euer Ehren — erscheint endlich auf dem Schauplatz; es wird still. Aber am nächsten Tag ist Kriegsgericht.

Eine verwickelte Sache. Der Türsteher, Darwan genannt, hat dem Koch 50 Rupies geliehen und kann sie nicht zurückbekommen. Er bringt den Beweis in

Form eines regelrechten Schuldscheins, von der Hand des öffentlichen Schreibers natürlich, da beiden Helden solche Künste wie Schreiben und Lesen fern liegen.

„Ja," klagt der Koch, „das musste ich ihm unterschreiben (eine Redewendung selbstverständlich), aber er gab mir nur dreissig."

Der Darwan leugnet.

Der Koch schwört auf seine Eltern.

Zehn Diener zeugen für den einen, zehn für den andern.

„Ruhe," donnert der Huzoor, freilich nicht in so höflichem Ausdruck. Man sagt überall in Indien: Chup raho, und das heisst glattweg: halte das M —. Die Höflichkeit legt man in den Ton.

Dreissig oder fünfzig — beides ist sehr viel Geld hierzulande. Und so viel Geld soll man wieder geben! Das wurmt und nagt und beisst und kratzt, bis man sich endlich in Palmwein Mut antrinkt und dann dem schlafenden Feind etwas heimtückisch, aber deutlich seine Gefühle kundgibt.

„Wozu brauchtest du das Geld?" fragt der Sahib den Koch.

„Um die Schulden meines Vaters zu bezahlen, der letztes Jahr starb."

„Und deine eigenen?"

Der Koch lächelt, und die zwanzig Diener lächeln, und wir lächeln, nur der Darwan bleibt finster.

Die eigenen Schulden werden nur bezahlt, wenn man von einem Afghanen entliehen hat, denn der sorgt dafür. Der Blutsauger wird er genannt und ist verhasst im ganzen Land. Oft muss er sich sein Essen mit dem Stock erkämpfen, denn die Leute wollen ihm nichts verkaufen. Aber der Darwan ist kein Afghane, sondern ein guter Freund, einer von hier her-

um. Der will doch nichts im Ernst wieder haben. Im umgekehrten Fall sieht er es im selben Licht.

„Ich habe ihm fünf Rupies gegeben,“ sagt der Koch, da er fühlt, dass der Sahib seine Ansichten nicht teilt.

„Einen alten Turban hat er mir gegeben,“ protestiert der Türsteher.

„Er war noch wie neu,“ eifert der Koch, „und zu essen gab ich ihm —“ er stockt, denn das wollte er eigentlich nicht verraten. „Zusammen war alles gewiss fünf Rupies wert,“ setzt er schwach hinzu.

„So, so, zu essen,“ meint der Huzoor. Und die Diener freuen sich über die Dummheit des Koches. Doch niemand wundert sich über die Tatsache, der Sahib auch nicht.

„Und warum der Überfall?“ fragt er.

Den kann der Bawarchi — der Koch — nicht leugnen. Doch er entschuldigt sich mit Trunkenheit. Ja freilich — das nimmt niemand ernst.

„Und der Darwan hat mich furchtbar misshandelt,“ setzt er bei (man sehe sich den schwachen Vegetarier an gegen den kräftigen Fleischesser), und zeigt zum Beweis einen Fetzen, den ihm sein Gegner aus dem Rücken seines Rockes gerissen haben soll.

Der Sahib untersucht das Stück. „Hm hm.“ Es ist voll Sand und sehr unsauber; sieht auch verdächtig alt aus. Es stellt sich heraus, dass es von einem Lappen aus dem Kehrichthaufen stammt, der seit Wochen hinter der Küche am Seeufer liegt, wo er nicht liegen soll. Das sind so Nebenergebnisse.

Wer wird auch einen noch guten Rock zerreissen, nur um ein dummes Beweisstück zu bringen?

Das Urteil wird gesprochen: der Koch muss gehen. Die Geldsache geht den Sahib nichts an, aber die un-

erhörte Roheit des Muselmanen und die freche Ruhestörung machen die Ausschliessung des unliebsamen Elementes wünschenswert.

Der stolze Mohammedaner verzieht keine Miene, obwohl der Verlust dieser guten Stelle schwer wieder einzubringen ist. Der Türsteher heult für ihn, denn wenn der Koch geht, gehen seine fünfzig Rupies. So ist niemand erstaunt, am nächsten Tag zu hören, dass auch er verschwunden ist, auf der Jagd nach seinem Geld. Wenn er es hat oder die Nutzlosigkeit seiner Mühen einsieht, kommt er wieder — denn seine Familie bleibt ruhig, wo sie ist.

Nissa kocht, bis ein neuer Koch gefunden wird. Nissa macht alles und kann alles. Nissa spricht auch glänzend englisch — er ist der brauchbarsten einer und der fleissigsten.

Der Doktor von der Amtsstadt kommt für einen Tag zu Besuch, mit Frau und Kind. Man besichtigt alles, dann wird musiziert. Beim Frühstück verhandelt man Dinge und Menschen des Bezirkes; wie der neue Kommissar sich bewährt; wie hoch im Klub gespielt wird — natürlich Bridge —; was der Pflanzer drüben in Aliabad anfängt, bei dem es so schlecht stehen soll; wieso die Frau des Sekretärs schon wieder nach England fährt.

Später gehen wir alle — die Damen fahren — am alten Dorf vorüber, wo die seltsamen Kornspeicher stehen, kleine runde Häuschen auf Pfosten, die weiss beworfene Wandung mit roten Klecksen und Strichen verziert; obenauf ein spitzes Strohdach. Nur ein einziges Fensterchen ist darin, durch das eingefüllt und geleert wird, denn ein Mann könnte in die Dingerchen nicht hinein. Wo zwei stehen, da wohnt ein reicher Mann. Drei sind schiere Grosstuerei. Nebenbei hängen

von Bambusstangen — zwei aufrecht, eine quer — die Maiskolben herab in goldgelber Fülle: seht, ich habe mehr als ihr. Sie hängen da Tag und Nacht und doch stiehlt sie niemand: das ist schön. Aber im Feld sind sie nicht so sicher.

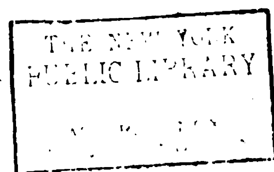
Dann geht's am Seeufer entlang. Hier sind die Überbleibsel des längst gerodeten Urwaldes: prächtige, kerzengerade Baumwollbäume, deren Stamm unten richtige Strebepfeiler, besser Stützwände aussendet, manchmal so grosse, dass zwei zusammen eingedeckt und als Hütte benutzt werden. Ein wenig später bedecken sich die noch kahlen Äste mit faustgrossen roten Malvenblumen. Dann ist der Baum in voller Glorie, jeder einzelne ein Wunder. Aber auch im Laub ist er der schönsten einer, denn die glänzenden, fünffingerigen Blätter bilden Sträusse am Ende der Äste und Ästchen und geben dem ganzen Baum herrliche Verhältnisse. Wenn er jung ist, schützt ihn von unten herauf ein Panzer von furchtbaren Dornen, jeder auf einem kegelförmigen Auswuchs sitzend. Er ist dann unangreifbar. Im Alter verschwinden sie spurlos, und die Rinde wird glatt wie poliert. Aus der Frucht quillt eine prachtvolle Baumwolle, aber sie ist nicht die echte und wird nur zum Füllen von Kissen benützt.

Hier stehen auch schöne Gruppen der wilden Phönixpalme, der Dattelpalme so ähnlich wie ein Ei dem andern. An einer, ganz versteckt, sehen wir hoch oben einen irdenen Topf hängen. Eine Krähe ist die Verräterin, denn sie sitzt auf dem Topfrand, trinkt und krächzt herausfordernd auf uns herab. Sie ist schon halb betrunken von dem starken, gährenden Palmensaft. Mein Freund wird sehr böse, denn in seinem Reich will er die abscheuliche Gewohnheit nicht dul-



The temple on my friends estate

11. Dorftempel in Tirhut.



den, die in Indien fast so schlimm geworden ist wie bei uns das Branntweintrinken. Ganz logisch ist der Huzoor nicht, denn die Leute wissen wohl, dass er selbst den Feuerwein aus Belait wohl leiden mag, und sie können den Unterschied nicht einsehen. Sie rechnen auch nicht an, dass ihr Huzoor niemals des Guten zuviel tut, weil sie wissen, dass andere Huzoors —. „Streuen wir Rosen in diesen Abgrund," pflegte ein feiner, alter Kirchenrat in Jena zu sagen.

Ebensowenig lassen sie sich dadurch stören, dass es ihnen durch ihre Religion verboten ist. Ein Opfergang macht das wieder gut.

Drüben im Mangogebüsch leuchtet unser Ziel: die Tempel. Ja, wo denn? Ich sehe nur zwei mohammedanische Grabmäler, das eine viereckig mit der gewohnten Kuppel, das andere ein kompliziertes Achteck, in zwei Stockwerken, mit angeflickten Säulenportikos, die Kuppel in Zwiebelform. Es ist doch so, Schiwa hat hier Mohammed besiegt, der Lingam thront an Stelle des grünen Turbans. Aber was ist dieser Sieg im verlorenen Winkel gegen Delhi, Ajmere, wo die reich geschmückten Hindupfeiler heute das Moscheedach tragen? Die Rückeroberung hier war eine friedliche, da die alten mohammedanischen Ansiedlungen wohl wegen des damals herrschenden Fiebers verlassen wurden.

Nach dem Diner fahren die Doktorsleute zur Bahn, beladen mit Blumen, Früchten und zwei Wildenten.

Und am andern Tag nehme ich denselben Weg. Der Dufferdar, der Ökonomieverwalter, lenkt das Ross, da mein Freund nicht abkommen kann. Wünsche fliegen, Tücher winken, alles vergnügt und in Ordnung. Doch Abschied bleibt Abschied. Wirklich vergnügt ist nur der gute, alte Mann neben

mir im enormen blauen Turban, ob der Ehre, dass er mich fahren darf. Er streicht seinen schlechtgefärbten roten Bart, der weiss sein möchte, und pappelt im geläufigsten Hindostani, von dem ich nur die Hälfte verstehe. Er erzählt, wie gut seine Sahibs sind — schon beim alten Herrn war er Aufseher — und gar die Sahiba! Er erzählt auch, dass er in Kaschmir war, — wohin ich im Sommer reisen will. Und wie er sich am ersten Berg die Taschen voll Steine stopfte, bis er kaum mehr laufen konnte. „Denn sehen Sie, Huzoor, bei uns gibt es das nicht, und ich wollte sie darum hier als Gewichte verkaufen. Ja, die Sahibs haben mich schön ausgelacht. Es ist schön in Kaschmir, und Lahore ist eine schöne Stadt, und Delhi ist schön, und Kalkutta auch, so sagt der Butler, der dort war. Aber ich glaube, so schön wie hier ist es nirgends. Sehen Sie nur den Weizen da, und dort die prachtvollen Indigofelder.“

Ich glaube fast, der Mann hat nicht so unrecht, wenn ich meine Ansicht auch anders begründe.

VI

LIEBE KREATUREN IN UND AM HAUS

Im Badezimmer herrscht die grosse lichtbraune Spinne, meine besondere Freundin. Ein Netz webt sie nicht, sondern geht auf Freijagd. Es ist überhaupt etwas Vornehmes an ihr. Der nussgrosse Leib, Brust und Kopf sind mit feinem Samt überzogen, die Beine haben eine Spannweite von elf Zentimetern. Bei Tage sitzt sie ruhig auf einem Fleck und schaut mich vertrauensvoll an, wenn ich ganz dicht zu ihr herantrete, um guten Morgen zu wünschen. Stupse ich sie ein wenig am Hinterbein, so rückt sie nur dieses ein Stückchen weg. Stupse ich sie nochmals und nochmals, so bewegt sie sich langsam um zwei bis drei Zentimeter zur Seite und sagt ärgerlich: „Lass die dummen Scherze, das schickt sich nicht für einen erwachsenen Menschen.“ Aber wenn ich des Abends noch zu einem späten Bad eintrete, dann sehe ich einen grossen schwarzen Schatten mit Windeseile über die Wand huschen und in einer dunkeln Ecke verschwinden. Auch am Boden huscht etwas: die fetten Cockroaches, die genau so knacksen wie unsere Schwabenkäfer, wenn man sie zertritt. Aber das tue ich nicht, denn ich suche mir Asokas Edikt auf der Säule zu Delhi möglichst zu Herzen zu nehmen: achte das Leben.

Ich überlasse die widerlichen Gesellen meiner lichtbraunen, langbeinigen Freundin. Wie jagt sie? Das konnte ich nie beobachten. Aber dass die unwillkommenen Hausgenossen sie wohl kennen und fürchten, war mir klar. Denn einmal sah ich sie, nachdem sie sich vollgefressen hatte, drei Tage und Nächte lang am selben Fleck sitzen, und drei Tage und Nächte lang sass vier Spannen unter ihr ein elender Cockroach an der Wand, vollständig hypnotisiert durch die Furcht. Am vierten Tag war der unglückselige Käfer verschwunden, und die Spinne sass an seinem Platz.

Ich sah stets nur eine ihrer Art im selben Zimmer. Den Gatten frass sie wohl längst auf; die Kinder hat sie sorgfältig grossgezogen und dann von ihrem Jagdgrund vertrieben. Mit sentimentalen Betrachtungen gibt sie sich nicht ab.

Ihre Vettern und Basen sind weniger erfreulich, denn sie beschränken sich nicht auf die Wände, sondern laufen dahin, wo man sie nicht brauchen kann. Da sind die kleinen, schwarzen, die hopsen wie ein Floh, um einen zu erschrecken, und die viel grösseren, österreichischen. Sie sind nämlich schwarz und gelb quer gestreift, Beine und Leib und alles. Ihr Biss soll giftig wirken. Draussen in den Büschen sind noch viele andere, viereckige, runde und ovale, mit orangefarbener, glänzend grüner, weisser oder feuerroter Zeichnung auf schwarzem Grund. Die grün und schwarzen sassen zu Tausenden im Ufergebüsch des Sees von Bhimtal und schnappten uns alle Moskitos weg. Es war wunderbar zu sehen, wie sie in dem Gewirr von Netzen doch niemals einen Übergriff taten und noch wunderbarer, wie die Mücken zwischen elf Netzen hindurch lavierten, um sich im zwölften zu fangen, so dass jede Spinne zu ihrem Teil kam.

Aber in Ceylon in den Urwäldern haust das zottige Monstrum, die Vogelspinne. Vor ihr kann man wohl erschrecken. Ein Glück, dass sie nicht zu den Haustieren gehört.

Wenn ich ruhig an meinem Tisch beim Frühstück sitze, dann höre ich etwas schnalzen. Es lautet wie gek — gek — aber ganz drunten in der Kehle ausgesprochen. Ich schaue mich verwundert um, doch ich sehe nichts. Plötzlich platscht etwas von oben mitten auf den Tisch und bleibt regungslos liegen. Es ist eine hübsche, graugelbe Eidechse. Sie ist viel mehr erschrocken als ich, weil es ihr noch nie in ihrem Leben vorkam, dass sie so dumm ihren Sprung verfehlte. Bis jetzt konnte sie sich stets auf ihre Luftpumpenzehen verlassen, mit denen sie so sicher an der Decke hinwandelt, wie wir auf dem Boden. So glotzt sie mich dumm eine Weile an, dann huscht sie davon. Aber ach, der Schwanz bleibt zurück. Der muss ihr erst wieder wachsen. Ihre Wohnung ist dort hinter der Metallplatte, an der die Wandlampe befestigt ist, doch ich habe sie auch schon im Schrank unter den Büchern erwischt. Nach ihrem Ruf nennt man sie Gekko. Diese ist ein lieber, bescheidener Hausgenosse. Im Dschungel treiben sich ganz grimmig ausschauende umher, mit hohen Beinen, stachligen Kämmen, stechenden Augen. Die prachtvolle, grün und lapislazuliblaue Lacerta ist auch dabei, vor der ich in Syrakus einen ausgewachsenen Fischer ins Wasser fliehen sah, weil er behauptete, sie sei giftig und wolle ihn angreifen. Was der Mann für ein schlechtes Gewissen gehabt haben muss!

In Südindien lebt eine Riesenechse, oft länger als der Arm und schön dick und fett. Gesehen habe ich sie nur einmal, denn sie weiss schon, dass selbst der

Europäer ihr Fleisch als einen Leckerbissen betrachtet, und damit ist sie nicht einverstanden. So zieht sie vor, sich nicht zu zeigen.

Reizende Gäste auf den Arjunabäumen vor dem Haus sind die grauen Eichhörnchen. Sie sind schon so zahm, dass sie des Morgens auf mein Locken von allen Seiten herbeieilen und mir auf den Stiefeln sitzen, um die Brotkrumen besser zu erhaschen. Ich lasse sie nicht aus der Hand fressen, denn man weiss nie, ob nicht ein dummes darunter ist, das die Fingerspitze für eine Nuss ansieht. Ihre Zähne sind scharf. Sie treiben ihre Anhänglichkeit zu weit, wenn sie unter die Haustiere gehen wollen. Den Teppich dort haben sie mir schon ganz zernagt und in der Veranda ist nichts sicher vor ihnen. Aber man kann ihnen nicht böse sein, sie sind zu reizend zum Anschauen, mit ihren drei schwarzen Längsstreifen über den Rücken hinunter, dem stets beweglichen, buschigen Schweif und den klugen, klugen Äuglein.

Da ist auch das Papageienvolk in denselben Bäumen, das hübsch zum Ansehen ist, im grünen Rock und roter Halsbinde. Aber diese Vögel machen sich gar zu bemerkbar mit ihrem ewigen Geschrei, denn sie sind Zornickel und haben immer etwas zu zanken. Es ist eine Erleichterung, da ich eines Morgens finde, dass die Krähen sie vertrieben haben. Die nisteten bislang auf den Albizzien am Teich hinter dem Haus, doch jetzt haben sie die Arjunaallee dazu erobert. Ich bin so stillos, sie jeden Nachmittag mit dem Gebäck zu füttern, das vom Tag vorher übrig blieb. Die Engländer sagen daher, ich sei verrückt, oder auch nur: „er ist kein Engländer“. Das schadet mir nichts. Ich freue mich an den vierzig grauen Burschen, wie sie krächzend dasitzen und erwartungsvoll nach mir her

blicken. Keiner wagt sich zu nahe heran, denn er darf nicht vom Menschen berührt werden, sonst wird er aus der Gemeinschaft ausgestossen, regelrecht gerichtet im Areopag der Stammältesten und zu Tode gepickt. Übrigens wird ihr Charakter offenbar verleumdet; bei der Fütterung wenigstens benahmen sie sich stets sehr manierlich und zeigten strengen Gerechtigkeitssinn. Drei oder vier haschten nach demselben Brocken, doch wenn einer ihn erwischt hatte, so liessen ihn die anderen in Ruhe. Nur die ganz jungen, noch mit dem komischen Höcker auf der Nase, versuchten einen Raub. Sie wurden durch einen Schnabelhieb belehrt.

Überhaupt verstehe ich nicht, warum die Krähen so verachtet sind. Man hat sogar einen Preis auf ihren Kopf gesetzt hier und da. Sie stehlen vielleicht einmal einen Fingerhut oder einen Brillantring, picken auch ein armes Vögelchen zu Tode oder vierteilen eine Eidechse, wenn sie sich erwischen lässt, aber sie gehen weder in die Felder wie die Sperlinge, noch tun sie es auch nur entfernt den Affen an Stehltalent gleich. Sie werden auch nicht von der Tollwut befallen, wie die Schakale, noch sind sie giftig, wie die meisten Schlangen. Und ich mag gar nicht daran denken, wie die indischen Dörfer aussehen würden, wenn die Krähen nicht wären, die alles fressen, was überhaupt schluckbar ist. Ja, wären sie so vorsichtig gewesen, sich heilig sprechen zu lassen, wie Kuh, Schlange, Adler, Krokodil, Affe, Schildkröte, Katze, Hund, Elefant, Tiger, Gans und die halbe Arche Noahs! Von dem Preis auf ihren Kopf verspreche ich mir aber keine Minderung ihrer Zahl — in diesem Fall beginnt der schlaue Hindu sofort eine Krähenkultur.

Drüben unter dem dornigen Lantanabusch kommt

ein spitzes, graues Schnäuzchen zum Vorschein. Mit raschen, stillen Bewegungen schaut sich das daranhängende Tierchen rundum. Ich verhalte mich ganz still. Sicher gemacht, schlüpft das Mongoose heraus (was man nicht mit Mongans verdeutschen soll), und die Frau Mongoose folgt ihm auf dem Fuss. Vergnügt schnuppern sie im Gras herum, purzeln ein paarmal spielend übereinander, ihre geschmeidigen Wieselkörper zu unwahrscheinlicher Länge ausdehnend oder fast spiralförmig aufrollend. Dann gehen sie auf die Jagd nach Vogeleiern. Schlimm, sehr schlimm. Ich hebe drohend die Hand — da sind sie auch schon weg unter der Lantana, wohin ihnen niemand folgt, dem seine ganze Haut lieb ist. Auf den westindischen Inseln haben sie schon furchtbar gehaust unter der Vogelwelt. Sie waren dort eingeführt worden von den Engländern, die jetzt sagen müssen: die ich rief, die Geister, werd' ich nimmer los. Sie wurden eingeführt wegen einer Eigenschaft, die auch in ihrer indischen Heimat macht, dass man sie mit Sympathie begrüsst, wo sie sich zeigen, und sie mit Milchopfern an Haus und Garten zu fesseln sucht: sie sind die bittersten Feinde der Schlangen und bei einem Kampf siegen sie immer. Sie werden auch zum wirklichen Haustier erzogen; die Memsahib des Kollektors drüben trägt eines an silbernem Kettchen in ihrem Arbeitsbeutel spazieren, und es beisst nur Fremde.

Ja, die Schlangen — das sind böse Mitbewohner. Sie kommen meist nicht zur Türe herein, sondern durch den Wasserausfluss im Badezimmer. Ausgerechnet da, wo sie den Menschen ohne den Kulturpanzer finden. So schlimm, wie sich das der zahme Europäer vorstellt, sind sie nun gerade nicht, denn sie springen niemand an die Kehle, können überhaupt nicht springen, son-

dern richten sich auf. Dann erst können sie beissen, indem sie den aufrechten Teil des Körpers nach hinten legen und dann mit rascher Bewegung zustossen. Deshalb sagt der Engländer auch gewöhnlich nicht, die Kobra beisst, sondern die Kobra schlägt zu. Man hat also immer ein wenig Zeit, ehe die Schlange bissbereit ist, und wenn man gerade hinter ihr steht und einen elastischen Stock in der Hand hat, so kann man ihr mit einem Schlag das Rückgrat brechen. Sie stirbt nicht daran, aber sie kann sich nicht mehr aufrichten und also auch nicht mehr beissen. Wer eine Schlange nicht tötet, wo er es könnte, gilt in Indien für so verrückt, wie der die Krähen füttert. Ich kannte eine Dame, die das tat, oder vielmehr nicht tat. Aber eines Tages, da sie fand, dass der Diener ihr Schlafzimmer gar zu flüchtig rein gemacht hatte, hob sie einen Koffer, um dem braunen Sünder zu zeigen, wie man auszukehren hat. In diesem Augenblick schoss unter dem Koffer eine der Kraits hervor, deren Biss in 20 Minuten tötet. Vor Schreck liess die Dame den Koffer fallen und zerquetschte das Reptil. Aber noch lange Zeit nachher konnte sie sich über den begangenen Mord nicht trösten.

Auch die Schlange ist ein Haustier in unserem Sinn, freilich die ungiftige, die auf die Ratten jagt. Wo man im Korridor ein Milchschüsselchen stehen sieht, kann man fast sicher sein, dass eine Hausschlange da ist, und dann muss man sie nicht mit einer Kobra verwechseln und blind darauf loshauen, wenn man ihr begegnet, sonst hat man es mit dem Hausherrn auf immer verdorben. Das ist in Indien schlimmer, als wenn man bei uns den Schosshund erschlagen wollte, weil es auch bissige Bulldoggen gibt.

Solch eine Hausschlange verschafft grausam an-

gelegten Menschen jeden Abend vor dem Einschlafen eine innige Freude. Dann hört man über sich unter dem Dach ein Rennen und Jagen und manchmal auch ein Quieksen. Das ist das Rattengesindel auf der Flucht vor dem Reptil. Eine wird sicher erwischt — und mit dieser Gewissheit schläft es sich herrlich ein. Schadet auch nichts, wenn es statt der Hausschlange eine Kobra ist, die jagt, die Decke ist ja dazwischen. In dem reizenden Hotelchen zu Benares riss man nach meiner Abreise eine Mauer des Zimmers ein, in dem ich sechs Wochen lang gehaust hatte. Da fanden sich da, wo die Mauer an die Decke stiess, sieben Kobranester.

Ja, die Ratten. Die Regierung verfolgt sie mit hoher Belohnung, weil sie die Träger der Flöhe sind, die wieder die Pest tragen. Aber auch sonst werden sie so angehasst wie die Krähen und schlimmer. In Kandy, wo ich in ein kleines, hübsches Hotelchen geriet, in dem ich acht Tage lang allein herrschte, hing auf der Veranda zwischen Orchideen, Farnen und Palmen ein Käfig mit einem sprechenden Mainah. Er sagte den ganzen Tag, dass er hungrig sei oder rief kläglich nach Mother dear, do you love me? und andere Scherze. Eines Tages aber schrie er so, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Da kam Mother dear, die blonde, englische Aufsichtsdame, gelaufen und entdeckte zwei Ratten im Käfig. Niemand begriff, wie die Untiere hineingelangt waren, doch eine wilde Verfolgung begann. Der schwarze Kellner musste mit einem Lineal die beiden Missetäter aufstören und Mother dear schwang eine lange Hutnadel, mit der sie unter Wonnegeschrei und Siegestanzen so lange zustach, bis die Feinde erlegt waren.

Zu den Haustieren rechnen sich leider auch die

Skorpione, grosse, schwarze und flinke Scheusäler. Man muss aber sagen, dass sie im ganzen die Gemeinschaft des Menschen meiden und sich ängstlich in dunkle Ritzen und Winkel verkriechen. Es ist freilich ärgerlich, wenn der dunkle Winkel ausgerechnet der Stiefel ist, in den man ahnungslos hineinfährt, um ihn schon besetzt zu finden. Vierundzwanzig Stunden heftiger Schmerzen sind die Folgen der Ahnungslosigkeit.

Im Garten vor dem Haus steht eine niedrige, gemauerte Terrasse. Darüber erhebt sich eine Punkah auf starken Pfosten, das ist das Stück Tuch, durch dessen Schwingungen Wind gemacht wird. Hier stellt man in der heissen Jahreszeit das Bett auf, wohl verwahrt in einem Moskitonetz. Auf einer solchen Terrasse schlief ich z. B. in Rawal Pindi vergnügt und gut bei 130 Grad Fahrenheit, und als ich des Morgens mich erhob, stand auf der Strasse ein Polizist, der offenbar auf diesen Augenblick gewartet hatte, und grüsste höflich mit Beinschluss. Die Mauer dieser Terrassen ist ein Lieblingsaufenthalt der Skorpione, was sich jeder merken sollte, ehe er dort schlafen geht. Ein Bekannter fand sieben Stück an einem Abend in den Ritzen. Dann konnte er ruhig schlafen. Aber am nächsten Morgen waren schon wieder drei da.

Auch anderes unangenehme Kriechzeug drängt sich ein in die Intimität des Heims. Die Tausendfüssler z. B. Da ist der lange, festgepanzerte, dessen Biss eine böse Geschwulst verursacht von vier Wochen Dauer. Und der kleine, dünne, der sich am liebsten in den Schwamm verkriecht. Wo er über die Haut läuft, gibt es einen langen, entzündeten Streifen. Oder der schlimmste von allen, der blaue in Ceylon, der so gern im Hut übernachtet und einem dann den Morgen-

kuss auf die Stirn drückt, an den man noch sechs Wochen lang denken muss. Hübsch ist, dass der Hindu die Nesselarten seines Landes Skorpione nennt.

Dazu die fliegenden Ungeheuer. Die Moskitos in vielen Arten. In Howrah fand ich sie besonders schlimm. Des Morgens um ½6 Uhr erweckte mich ihr Geschwatze. Es klang wie das Summen der Bienen und Hummeln, wenn man bei uns über eine Sommerwiese geht, oder wie fernes Stimmengewirr auf der Strasse. Und dann der Kampf beim Waschen und ums Frühstück! Trotz der Hitze wickelt man sich in Tücher und Schals. Legt man die Blätter des Azedarachbaumes unter den Tisch, so hat man wenigstens an den Beinen Ruhe. Manche streuen auch die Strümpfe voll Pfeffer. Aber schliesslich wird man doch übel zerstochen. Boshafte Menschen behaupten, dass nur die weiblichen Moskitos „Tiger der Luft" spielen, während die männlichen harmlos von Früchten und Süssigkeiten leben sollen.

Oder die Dewaliinsekten. Sie heissen so, weil ihr Auftreten mit Dewali, dem Neujahr der Hindus, zusammenfällt. Sie sind ein Mittelding zwischen Floh und Fliege, grasgrün, indiskret, ekelhaft. Tagsüber verhalten sie sich ruhig, da kann man ihre Millionen auf den Pflanzen an den Teichrändern sehen. Doch des Abends zur Essensstunde geht das Gefliege und Gehopse los. In der Suppe sind schon zwölf bis zwanzig, im Gemüse wimmelt es, und so durch bis zum Kaffee. Es ist ein Massenselbstmord. Die Gläser hält man bedeckt, aber Ohren und Augen müssen leider offen bleiben und Mund und Teller auch. Auf der grossen Hughlibrücke in Kalkutta schaufelt man die Tiere des Morgens karrenweise fort, was den Bogenlampen zu danken ist. — Weiter droben im

Gangestal, gegen die Grenze von Behar zu, fliegt noch eine andere Annehmlichkeit umher: der stinkende Käfer. Auch der stürzt sich in das Essen und macht es ungeniessbar. Wer denkt da nicht an die Harpyiensage? Doch die Leute dort sind weiter in der Kultur als Odysseus: sie bauen sich Schutzhäuser aus Tüll über Tisch und Stuhl weg.

Einiger Gäste auf der Veranda muss ich noch erwähnen: die Schakale und die neugierigen Hyänen. Sie beide widerstehen einem herzhaften Händeklatschen nicht, aber es ist doch fatal, sie so nahe zu bekommen. Bei den Schakalen kann man nie wissen, ob nicht ein wütender sich darunter befindet — die Hyänen sind mehr hässlich als gefährlich.

Das kleinste zuletzt: die Ameisen. Kein Haus, in dem sie nicht wohnen, kein Vorratsschrank, den sie nicht erbrechen. Sie können ja nicht viel wegtragen und haben mir manche Stunde durch ihre Geschäftigkeit vertrieben, aber in die kondensierte Milch gehören sie nicht und auch nicht in den Topf mit dem Eingemachten. Die Kirschen oder das Pflaumenmus mit Ameisen- und Schnakenleichen gespickt zu sehen, regt den Appetit nicht an. Die schlimmsten sind die weissen, die gar keine Ameisen sind, sondern Termiten. Ganz Indien ist voll von ihnen, von Bombay bis zum Irawaddy und von Peshawur bis nach Ceylon. Bei meinen Freunden von der Indigopflanzung, die den Boden mit Marmor belegten, haben sie ihr Recht verloren, doch selbst dort steht das Klavier auf Glasfüssen und die geschnitzten Holzmöbel aus Kaschmir werden jeden Morgen untersucht. Wenn ich die botanischen Pflanzenpackete in die Sonne zum Trocknen legte, musste ich sie Stunde um Stunde umwenden — und öfters fand ich schon dann die Tunnelbauten der ge-

frässigen Knirpse daran. Einmal vergassen wir einen Teppich über Nacht auf dem Rasenplatz: am anderen Morgen waren nur noch die Ränder davon da. Ein andermal kam ich gerade noch dazu, als die Gesellschaft in meine dunkle Bücherecke einbrach. Mit zwei Papieren schaufelte ich sie sorgfältig heraus. Zwei entwischten — die frassen sich durch das ganze Handbuch der Farne Indiens durch. Die Schufte fressen immer alles sauber aus, lassen jedoch eine dünne Decke stehen, denn sie scheuen das Licht. So fasst man frisch nach dem hübschen bemalten Handschuhkasten. Aber nur noch die äusserste Faserschicht mit der Malerei ist da, und unter dem Griff der Finger bricht alles in Brosamen. Oder plötzlich sinkt der Glasschrank dort mit allem Inhalt zur Seite und überschlägt sich mit fatalem Geklirre, reisst wohl auch noch anderes mit. Man hat vergessen, ihn auf Glas oder Ziegelsteine zu setzen und von der Wand abzurücken: die weissen Ameisen frassen zwei Beine leer, und da fällt er eben.

Im Dschungel räumen sie wohltätigerweise das dürre Holz weg, das sonst faulen würde. Doch auch die schöne grüne Palme dort hat bis über Manneshöhe keine Rinde mehr, und die Vangeriengebüsche zeigen nur noch ein paar armselige Blätterbüschel am Ende der Zweige. Alles andere ist mit der braunen Lehmhülle umgeben, unter der die Nimmersatte ihr Verwüstungswerk verrichten.

Man erzählt auch die Geschichte von dem Sahib, der sich zu kurzer Ruhe im Schatten eines Königinbaumes niederliess. Als er aufstand, fehlte ihm der beste Teil der Beinkleider. Aber das Meisterstück leisteten die Greuel bei der lieben, deutschen Mrs. Higgins, die in Kolombo eine Schule für Singhalesenmädchen führt. Eines Tages fiel ihr buchstäblich das

Haus über dem Kopf zusammen. Alle Balken zeigten sich ausgehöhlt.

Die weissen Ameisen haben nur Feinde. Alles mordet sie, frisst sie, vertilgt sie, der Mensch und was da kreucht und fleucht. Der Hindu holt die Königin heraus (die er verspeist), und dann geht dieses eine Volk zugrunde. Aber nichts kann die ungezählten Legionen vermindern; ihre Festungsbauten reichen bis in die Herzen der Städte und zeugen von ihrer Frechheit und ihrem unverwüstlichem Lebensmut.

Zum Schlusse noch eine kleine Idylle aus dem Speisesaal eines Hotels. Das Zimmer liegt im Innern des Hauses und hat daher die Fenster hoch oben unter der Decke. Trotzdem geht die Vogelgesellschaft ungestört aus und ein, hopst auf dem Boden umher, fliegt auf unbesetzte Tische. Wenn der Diener eintritt, beginnt eine wilde Flucht nach oben.

Drüben auf der Kredenz ist ein unbewachter Marmeladentopf stehen geblieben. Es ist eine der Blechbüchsen von Cross & Blackwell, der Deckel halb aufgeschnitten und wieder zugedrückt. Ein langbeiniger, gelbbebrillter Mainah hat das Objekt erspäht und fliegt hinauf. Nachdenklich steht er vor dem lose verschlossenen Schatz, legt den Kopf bald links, bald rechts, stelzt auch einmal um die ganze Büchse. Nun hat er's verstanden. Energisch stösst er seinen Schnabel in den kleinen Spalt und drückt und drückt bis der Deckel sich hebt. Dann verschwindet der ganze Kopf des Tierchens im Innern der Büchse — er stellt sich sogar auf die Zehen, um zu dem tief liegenden, süssen Inhalt zu gelangen.

Mir als Deutschem fällt natürlich Hans Huckebein ein, der Unglücksrabe mit dem Heidelbeergelee.

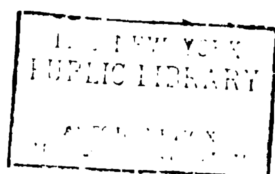
VII

DIE DAME AUS ANGLOINDIEN

In Agra traf ich sie zuerst. Da sass sie als Graswitwe — etwas freundlicher klingt der englische Ausdruck schon als unsere Strohwitwe — mit ihrer Schwester im Hotel und verbrachte die kalte Jahreszeit. „Bei mir ist das umgekehrt wie sonst," sagte sie lachend, „die anderen verlassen ihre Männer in der heissen Jahreszeit und gehen hinauf in die Sommerfrischen am Himalaya. Wenn Sie uns im nächsten Sommer in Nainital besuchen, dann werden sie alle Hotels vollgepfropft finden mit Graswitwen. Mein Mann ist nämlich da oben stationiert, und da ich die Kälte nicht vertrage, so muss ich im Winter herunter. Im März wieder hinauf. Auf diese Weise entgehe ich allen Extremen. Es ist ganz schön hier, Sie sollten sich das Leben unter uns einmal ansehen. Man kann auch in der Verbannung angenehm leben. Kommen Sie heute nachmittag mit in den Klub, ich werde Sie meinem Schwager vorstellen, der hier beim Regiment steht. Sie spielen nicht? Kein Tennis und kein Bridge? Bridge also doch, aber nicht für Geld? Ja, das kann man nur billigen. Wissen Sie, es ist eine wahre Wut hier geworden. Ich bin ja zu dumm für die Karten und habe auch keine Geduld dafür, aber unsere Herren und viele meiner Freundinnen bleiben stundenlang da-



12. Suknes im oberen Wardwantal, Kaschmir, ca. 2700 m.



bei. Und es wird hoch gespielt, namentlich von den jungen Offizieren, die am wenigsten vertragen können, zu verlieren. Neulich liess der Bischof von Lahore eine grosse Brandrede los gegen den Bridge-Teufel, und es war eine Hetze durch ganz Angloindien. Er ging natürlich viel zu weit in seinen Forderungen, und das Schönste war, dass ein anglikanischer Geistlicher ihm das öffentlich vorhielt. Der sprach natürlich pro — was? Ja, pro domo. — Wie meinen Sie? Warum der Bischof nicht gegen den Poloteufel gepredigt hat? Und gegen den Hockeyteufel? Und gegen den Tennisteufel? Jetzt hören Sie auf — und überhaupt ist das etwas ganz anderes. Tennis spiele ich selbst. Jawohl — man sieht, dass Sie ein Deutscher sind. Warum tragen Sie keine Brille. Sie müssten eine Brille tragen, und Ihre Kleider sitzen viel zu gut. Wie? Die meinen auch? Da sieht man, dass Sie nichts davon verstehen. Ich muss doch in Kalkutta arbeiten lassen; wer kann es denn erschwingen, alles von London zu haben? Die Bluse da hat natürlich mein indischer Schneider fabriziert. Da haben Sie recht, bei Blusen kommt es an und für sich nicht darauf an, aber — da haben Sie wieder recht, die Angaben machte natürlich alle ich. Freilich, der Hut ist eben auch aus Bond Street, den habe ich letztes Jahr mitgebracht, und ein Sommerkleid von drüben lebt auch noch. Das sehen Sie, wenn Sie uns in Nainital besuchen. Man kann hier die Sachen wohl zwei Jahre tragen. Ich hätte nicht gedacht, dass Sie etwas davon verstehen. U n s e r e Herren sind so gleichgültig gegen diese Dinge. — Was, ich hätte geseufzt? Und jetzt lachen Sie gar! Natürlich, die Frau hat die Pflicht, gut auszusehen und hierzulande doppelt, wo man sich so leicht gehen lässt, weil es nicht „der Mühe wert ist". Man tut es doch für sich und den

Selbstrespekt. Es ist gar nicht leicht in dem abscheulichen Klima, sich auf dem Niveau zu halten. Im Sommer verbrennt man, bis man aussieht wie die Niggers dort! — Was, die Hautfarbe soll schön sein? Blaue Reflexe? Haselnuss und Schokolade? Atlasglanz? Und keine Unreinheiten im Teint? Das ist wahr. Wie soll man die hier vermeiden bei dem Klima? Ach nein, die Puderquaste hilft nicht. Ich weiss wohl, dass wir alle aussehen wie die — Mondschein auf dem Gesicht? Ei, wie höflich Sie sich ausdrücken. Dann nennen Sie es wohl Rosenschimmer, wenn man im Sommer bersten will, und Madonnenscheitel, wenn einem in der Regenzeit keine Haarwelle hält, und die Strähne nach allen Seiten herausstehen. Sie haben wohl Schwestern, weil Sie so vernünftig von diesen Dingen reden? Nein, wirklich, ich muss zugeben, dass Sie auf dem Kontinent unseren Herren überlegen sind. Und wenn man —

Ach, Harry, das ist schön, dass du kommst. Das ist mein Schwager, von dem ich Ihnen sprach. Dieser deutsche Herr reist durch Indien mit der Idee, dass er von den Niggers etwas lernen kann. Sehen Sie, ich sagte Ihnen ja, niemand versteht, was da zu lernen ist ausser der Unehrlichkeit, Unloyalität und Unsauberkeit. Lauter Un —. Das gebe ich zu, sie waschen sich und unser tägliches Bad haben wir ihnen zu verdanken. Wie, Sie haben es wieder von uns gelernt? Ein Deutscher, der zugibt, dass er etwas von uns Engländern lernt! Ach bitte, seien Sie doch nicht so bescheiden, Ihre Zeitungen sprechen ganz anders. Wie man in den Wald schreit, so schallt es zurück? Jawohl, es kommt nur darauf an, wer zuerst geschrieen hat. Nein, wir können's nicht entscheiden, und dumm ist die ganze Geschichte auch. Warum haben Sie sich so

aufgeführt gegen uns während des Burenkrieges, da hast du ganz recht, Harry. Ganz Europa gegen uns, und da kommt es nicht her? Von Manchester? Eifersucht wegen des Geldbeutels? Ich weiss nichts weiter von Manchester, als dass es eine schauderhafte, russige Stadt ist, wo es immer regnet. Freilich, made in Germany und cheap und nasty. Selbst hier ist ja schon alles voll von deutschen Fabrikaten. Gewiss, Harry, wenn die Deutschen eine grosse Flotte bauen, so wollen sie jemand angreifen. Den Handel beschützen? Genau das, was wir auch tun? Sie sind ein Sophist und drehen alles herum. Ich hasse überhaupt Politik.

Nein, Harry, die Einladung zu Macleans nehme ich nicht an. Das letzte Mal war ein Subalterner dort. Wie soll man sich denn nachher verhalten? Man kann doch keinen Verkehr mit diesen Leuten haben. Jawohl, ich weiss, dass sie brave Menschen sind, aber es geht doch nicht. In Indien sollten diese Unterschiede verwischt sein? Ach, Sie sind harmlos! Hier ist es womöglich schlimmer als zu Hause. Die Frau Maclean mag ich überhaupt nicht. Hier verkehrt sie mit Subalternen, und in Nainital spielt sie sich auf, als wäre ihr keiner gut genug. Sie wirft ihren Dienstboten Teller an den Kopf, und dann soll man sie sehen beim Ball des Gouverneurs mit ihrem süssen Lächeln und dem Rosenkränzchen im Haar. Von mir sagt sie, ich sei eine aufgeputzte Person, aber jedes Kleid, das ich von zu Hause bringe, macht sie mir nach. Nächstes Jahr will sie nach Simla anstatt nach Nainital. Glückliche Reise! Da kann sie etwas erleben mit der Kalkuttaer Gesellschaft. Es mag ihr gut tun. Ich rechne darauf, dass sie bescheiden zurückkommt.

Nein, Harry, Hindostani kann der Herr nicht. Er sagt, er hört durch ganz Indien nur ein einziges Wort:

Peglao (bring Whisky und Soda), und das nützt ihm nichts, weil er keinen trinkt. Das habe ich ihm auch gesagt, dass man in diesem Klima eine Anregung braucht, aber er nennt das eine Entschuldigung. Sie werden trotzdem diese schauderhafte Sprache lernen müssen, wenn Sie länger hier bleiben. Fischen Sie nicht so — ich könnte deutsch wie Sie englisch sprechen? — Jawohl, ich war in Dresden. München? Aber Harry, München liegt doch nicht in Österreich. Ich weiss auch nicht genau, wo es liegt, ich glaube, bei Bayreuth. — Sie wissen auch nicht, wo Ripon ist. Doch? Das stimmt, in unserem schönen Yorkshire. Ja, ich bin aus Yorkshire. — Die Menschen sind schrecklich, die alles wissen, sie demütigen einen so. Sie müssten doch eine Brille tragen. — Nun gut, ich will Ihnen verzeihen, weil — nun ja. Dafür müssen Sie mir alles erzählen, was Sie von den Niggers gelernt haben; ich bin sehr gespannt darauf.

Lebwohl, Harry. Ist das der Braune vom Kapitän Berkley? Ein schönes Tier. Und sind die Poloponies schon angekommen? Ein Bekannter besorgt sie ihm von Peshawur. Was das immer Geld kostet, Sie haben keine Ahnung. Gewiss, Harry, in einer halben Stunde kommen wir in den Klub. Lebwohl!

Ja, der Klub hier ist sehr schön, und die Gesellschaft ist angenehm. Aber was ist das alles? Man hat hier in Indien doch kein richtiges Heim. Da sitze ich die Hälfte des Jahres von meinem Mann getrennt, und mein Töchterchen ist in England. Schon seit fünf Jahren. Alle drei Jahre gehe ich hinaus, sie zu sehen, nächstes Jahr wieder. Man kann doch nicht immerzu von seinem Mann weg. Wozu hat man denn geheiratet? Er ist ein schöner Mann und gut, Sie werden sich freuen, ihn kennen zu lernen. Überhaupt sollen

Sie sehen, wie man sich ein gemütliches Heim — ich kenne Ihr schönes Wort wohl — hier schaffen kann. Wir haben natürlich kein eigenes Haus, das hat niemand hier, wo man immer wieder versetzt wird. Die reichen Inder bauen uns die Bungalows. Der unsrige liegt mitten in den Rhododendren, und in der Schlucht hinter dem Garten gräbt mein Mann jetzt den Tennisplatz. Er liebt es sehr, so etwas zu machen. Von vier Uhr ab haben wir dort Schatten. Gleich neben uns wohnt meine liebste Freundin. Die müssen Sie kennen lernen! Sie interessiert sich auch für solche Dinge wie Sie, die man bei den Niggers lernen kann. Ich will sehen, ob Sie beide zusammen mir etwas davon beibringen werden. May heisst sie. Sie ist so lieb, so lieb. Auch tapfer, viel tapferer als ich. Sie läuft sogar spazieren. Warum lachen Sie? Über das „sogar“? Wir haben doch natürlich alle unsere Sänfte, wo es immer auf und ab geht im Gebirge. Nur für die Abende, wenn man in Toilette ausgeht? Nein, Wagen gibt es droben nicht. Wir sollen das von den Indern angenommen haben? Daran habe ich noch nicht gedacht, es ist aber möglich, denn das ist wohl wahr, dass es kaum ausdauerndere Fussgängerinnen gibt als meine Landsmänninnen. Danke für das Kompliment, aber mir dürfen Sie es nicht machen; ich kann nur tanzen. May wohl, die läuft wie ein Hase. Und sie zwingt mich zu allem möglichen, zum Gartenbauen, Rosenzüchten, zum Deutschlernen und so, damit ich nicht immer an mein kleines Mädchen in England denke. Und sie hat doch selbst ihre zwei Buben drüben. Ja, May ist tapferer als ich. Sie sagt auch immer, von den drei Damen, die in unserer angloindischen Gesellschaft herrschen, dürfe ich mich nur —. Wer die drei Damen sind? Mrs. Grundy natürlich, die man überall kennt.

Dann Sarah Anne, das ist die — wie soll ich sie beschreiben? Wissen Sie, wenn man ein Liebhabertheater zusammen bringt, dann lässt man die Menschen die Hauptrollen spielen, die den grössten Anhang haben, oder bei einem Wohltätigkeitskonzert holt man Leute, mit denen man sonst nicht verkehrt, zum Mitwirken herbei und so ähnlich. Ja, und die dritte ist Miss Milligan, die Kartenpatience, und May sagt, nur um die dürfe ich mich kümmern. May ist so verständig. — Aber nun kommen Sie, wir müssen in den Klub, sonst versäume ich mein Tennis. Sie werden sehen, wie hübsch es in meinem Heim ist. Den Tee nehmen wir immer unten beim Tennisplatz unter der grossen Eiche. Und mein Mann — morgen kommt wieder ein Brief von ihm, alle drei Tage, so ist's verabredet, und nächsten Montag der Wochenbrief von meiner Kleinen. Darauf freue ich mich die ganze Woche. Hu der Staub — ist das ein Land!"

VIII

KASCHMIR UND WESTTIBET

Eine drückende, atemraubende Staubwolke liegt über der grossen Ebene und hüllt alles in gelbgraue Schleier. Unbarmherzig brennt die Sonne hernieder, Tag für Tag. Keine Wolke zeigt sich. Von den Wänden der Häuser, vom dürren Boden strahlt die Hitze wider. Die Vögel sitzen und sperren verschmachtend die Schnäbel auf. Die Brunnen beginnen auszutrocknen.

Wer es möglich machen kann, flieht aus dem Dampfbad von Kalkutta, aus der Höllenglut Lahores hinauf in die Berge. Die offizielle Welt ist längst in den kühleren Regionen. In Darjiling, Nainital, Ranikhet, Mussoorie, Dalhousie herrscht fröhliches Leben, in Simla, wo der Vizekönig thront, sind die vierhundert mal vierhundert Karten schon verschickt und die Turniere, Picknicks, Gardenparties in vollem Gang. Da ist's nicht viel anders als in St. Moritz oder Baden-Baden. Was soll mir das? Ich brauche nicht nach Indien zu kommen, um das zu sehen.

Sechsundvierzig Stunden Bahnfahrt von Kalkutta nach Rawal Pindi sind keine Kleinigkeit bei dieser Temperatur. Es sind freilich in einige Fenster des Wagens die Grasmatten eingesetzt, die auf jeder Station mit Wasser begossen werden und dann Kühlung verbreiten, auch schiebt man über dem Dach Eisblöcke ein und im Zuge ist Sodawasser mit Eis zu haben. Aber

das alles hilft wenig und immer nur für kurze Zeit; die beste Erfrischung bilden noch die Litschis, eine chinesische Frucht, die in der Gegend von Patna viel kultiviert werden. Man kauft ganze Bündel davon für ein paar Pfennige. Ich ziehe sie den vielberühmten Mangos vor. Es ist ja überhaupt mit Früchten recht mässig bestellt in diesem Land, wo nichts gedeiht als Bananen, immer wieder Bananen, gelbe, grüne, rote, grosse, kleine; dann auch hier und da Apfelsinen, die sich aber entfernt nicht mit den spanischen und italienischen messen können. Kirschen, Pflaumen, Birnen, Pfirsiche gibt es nur im Himalaya, Erdbeeren werden selten und mühsam gezogen, bleiben auch besser zum Anschauen als zum Essen. Äpfel bekommt man freilich fast überall, und überall gleich schlecht. Die Ananas im Süden sind eine Erquickung und billig, 25 Pfennig für eine prachtvolle, grosse Frucht. Die von Bengalen fand ich hingegen immer holzig. Ungemein häufig zieht der Engländer die Judenkirschen vom Kap, in Europa eine Spezialität der lombardischen Brianza, doch er weiss nicht, wie gut sie roh schmecken, und verkocht sie zu Mus. Bleiben also die exotischen Früchte. Die meisten davon bekommt der Tourist nicht zu sehen, denn der Engländer verschmäht sie, und nicht mit Unrecht. Höchstens mit den Guavas hilft sich einmal ein bescheidenes Hotel aus, wenn nichts anderes zu haben ist. Ich kannte aber nur eine einzige Dame, die sie roh essen mochte — und mich. Sonst gelten sie wieder nur eingemacht. Sie sind übrigens nicht indisch, sondern westindisch. Da thronen denn die Mangos unter den einheimischen Früchten auf einsamer Höhe. Als die besten gelten die von Bombay. Ich kann jedoch nicht finden, dass wir sie in Europa vermissen: mit einer guten Birne oder einem saftigen Pfirsich

können sie nicht in Wettbewerb treten. Es ist immer ein leichter Terpentingeschmack dabei. Sie sind auch schwer zu essen, wegen des mächtigen Steines. Wer es nicht richtig gelernt hat, dem geht es leicht wie bei den pêches cardinal, wo dann der Kardinal allein auf dem Teller bleibt, der Pfirsich jedoch sich auf den Schoss der Nachbarin bettet.

Drei Seltsamkeiten: durch ganz Indien finden sich wild zahlreiche Arten von Feigen, Reben und auch falschen Dattelpalmen. Doch die echten wollen nirgends gedeihen, obwohl immer wieder Versuche angestellt werden. Nur ganz im Nordwesten, an der arabischen Grenze, gelingt es, diese drei Früchte zu ziehen.

Die Fahrt durch Bengalen ist übrigens auch in dieser Jahreszeit — Anfang Juni — schön zu nennen. Die Felder sind grün und schwellend; prächtige Kassiabäume voll goldgelber Blütentrauben, unserem Goldregen ähnlich, nur viel grösser, oder flammende Poincianas; in den Hecken allerlei stark gefärbte Winden, manchmal die Gloriosa superba, die rote Schlinglilie, die ihren stolzen Namen wohl verdient. Auch die Tierwelt ist rege: zierliche Gazellen huschen vorbei, die Webervögel zanken sich auf einer Mimose, die sie mit ihren merkwürdigen Nestern behängt haben. Diese sehen aus so etwa wie eine Weinflasche ohne Boden und sind aus elastischen Halmen regelrecht geflochten. Grünschillernde Wildtauben fliegen hin und wider, die Affen tummeln sich in den Bäumen. Wo noch eine Pfütze übrig geblieben ist, steckt sie voll von Hindus, die sich waschen und kühlen in Gemeinschaft mit glotzaugigen Büffeln. Am Rande warten schlanke Reiher, schillernde Königsfischer, gelbe und grüne Schlangen, bis die Herrschaft über den Tümpel ihnen zufällt.

Beim Eintritt in das Punjab, in der Gegend von Delhi, ändert sich der Charakter der Landschaft. Grosse braune Strecken dehnen sich endlos, statt der üppigen Tamarinden und Sissubäume sieht man fast nur noch dünnbelaubte, graugrüne Mimosen. Man begreift nicht, wo in diesem Lande der Staubstürme die Bevölkerung ihre Nahrung hernimmt.

In Lahore werden die letzten Vorbereitungen getroffen für die grosse Reise, die ich vorhabe. Das landläufige bekommt man leicht, die Kochgeschirre und Teller aus Aluminium, alle die Gegenstände des täglichen Gebrauches. Alle Dinge jedoch, die der Mode unterworfen sind, kann man jetzt schwer nach seinem persönlichen Geschmack finden, denn der Hauptvorrat der Läden ist hinaufgesandt in die Filialen der Gebirgsorte. Im allgemeinen ist das Einkaufen in Indien ja bequem, denn das System unserer grossen Basare, alles auszubieten, von der Zahnbürste bis zu der Blumenvase, von der Konserve bis zum Reisekoffer, ist dort längst durchgeführt. Aber durch diese Vielseitigkeit ist auch eine Einschränkung der Auswahl bedingt; wer einen ausgesprochenen eigenen Geschmack hat, wird daher gut tun, sich alles doppelt und dreifach von Europa mitzubringen, denn die Wahrscheinlichkeit ist gering, dass er einen Gegenstand drüben so ersetzen kann, wie er ihn wünscht. Das trifft natürlich noch mehr zu auf uns Nicht-Engländer. Da ist z. B. die Gaumen- und Magenfrage. Für eine solche Reise, wie ich sie vorhatte, muss man alles mitnehmen, da man damit zu rechnen hat, im Lande nichts zu bekommen ausser hier und da etwas Milch, ein paar Eier oder ein Huhn. Man braucht nun kein besonders verwöhnter Feinschmecker zu sein, um sich mit diesem Problem etwas eingehend zu befassen, denn es ist für

niemand eine Kleinigkeit, monatelang von Büchsen zu leben. Da macht unsereiner bald die Erfahrung, dass er einen grossen Teil der englischen Konserven fast ausschliessen muss von seinem Programm, weil sie viel zu stark gewürzt und gepfeffert sind, z. B. schon alle Suppen. Auch die englischen Army-rations, die eine bequeme, nahrhafte Mahlzeit abgeben würden, sind mit Vorsicht anzufassen wegen ihres allzu starken Gehaltes an Zwiebeln. Das verträgt nicht jeder; es entleidet auch sehr bald. Gerade bei einer solchen Reise, die körperlich sehr anstrengt, muss man aber darauf bedacht sein, dass man nach vollbrachtem Tagewerk sich mit einer gewissen Freude zu der einfachen Mahlzeit setzt. Wenn Not an Mann geht, kann man sich gewiss bescheiden, aber ich halte es doch für richtiger, von vornherein alle die Massnahmen zu treffen, die möglichst für das körperliche Wohlergehen sorgen. Ich selbst verliess mich darauf, dass mir gesagt worden war, in Srinagar sei alles zu bekommen, und ich habe es bereut. Das Nötige ist dort freilich zu haben, aber das Unnötige, das sich eben auch als sehr nötig herausstellte, d. h. die Abwechslung, die dem persönlichen Geschmack entspricht, war nicht zu beschaffen. Der moderne Kulturmensch ist nicht immer gleichmässig, namentlich in Stunden der physischen Ermüdung weigert sich der Magen oft, das Vorgesetzte als einen Genuss anzuerkennen.

Der Engländer ist hierin für uns Kontinentale ein merkwürdiger Mensch. Er hat die Entwicklung des Praktischen so ziemlich auf die Spitze getrieben, aber die Ästhetik kam dabei zu kurz. Das zeigt sich in seinen Städten wie in seinen Mahlzeiten. Wer den Durchschnitt der englischen Boardinghäuser kennt, weiss, was ich meine, womit ich nicht sagen will, dass

die unsrigen das Ideal darstellen. Aber auch der Durchschnitt des englischen Privathauses ist in kulinarischer Hinsicht kaum anders. Die Beschaffenheit der Nahrungsmittel spielt eine grosse Rolle, die Zubereitung fast gar keine. An dieser Gewöhnung mag es liegen, dass der Engländer die ganz jammervolle Kost erträgt, die er fast durchweg in allen indischen Hotels vorgesetzt bekommt. So anspruchslos ist er freilich nicht, dass er dort nicht tadelte — im Gegenteil, alles schimpft, selbst die Zeitungen. Aber niemand denkt daran, eine Änderung herbeizuführen, was durch Zusammenschluss gar nicht schwer wäre. Ich vermute, dass die allgemeine Unzufriedenheit eben mehr auf die Qualität als auf die Zubereitung geht. Das will oder kann man nicht einsehen, dass mit dem Material zweiter Güte, an dem einmal nichts zu ändern ist, die englischen, höchst einfachen Rezepte versagen, während die kontinentalen, vor allem französischen, immer noch wohlschmeckende Gerichte daraus formen würden. Der zähe Hammel oder das noch zähere und — ach — so beinvolle Murghi, das Schreckenswort aller, die in den Dâk-bungalows speisen müssen, zu deutsch Huhn, sind als Braten freilich ungeniessbar, doch im ragoût oder haché noch ganz leidlich. Man sagte mir stets, einem indischen Koch sei nichts anderes beizubringen. Dem muss ich widersprechen. Ich habe in einem befreundeten Hause in Kalkutta vorzügliche deutsche Küche gefunden, von einem Inder gekocht, und mein eigener Diener nahm willig und geschickt alle Suggestionen auf, die ich ihm geben konnte, obgleich ich als gänzlicher Laie nicht imstande war, ihm über das „Wie“ irgendwelche Aufklärung zu geben. Dies bedauerte ich übrigens sehr bei dieser Gelegenheit und nahm mir vor — sollte ich wieder hinausziehen, sicher

vorher einige Unterweisung in der Kochkunst zu suchen. Es gehört eben auch dazu.

Die zweite wichtige Frage war der Diener. Einen Hindu kann man auf eine solche Reise nicht mitnehmen, denn ihm fehlt die Ausdauer. Es muss schon ein Mohammedaner sein, und zwar einer aus dem Punjab, wo die Rasse kräftiger ist. Ich war nicht glücklich in meiner Wahl, da ich keine Freunde in Lahore besass, die mir an die Hand gegangen wären, und das nehmen musste, was mir der Direktor des Hotels, ein Goanese, verschaffte. Der so erworbene Ali führte sich ganz ordentlich auf, solange wir unter Menschen waren, aber kaum in der Einsamkeit, wo ich mir keinen Ersatz verschaffen konnte, zeigte er seinen wahren Charakter. Er log, betrog und stahl, wo er konnte; aber das schlimmste war seine Frechheit im Antworten, sein unverschämtes Selbstbewusstsein gepaart mit unheilbarer Dummheit. Damit verdarb er auch alle anderen und war so die stete Quelle von Schwierigkeiten auf der ganzen Reise.

Die Hitze in Lahore, der schattenlosen Stadt, war furchtbar. Noch des Abends gegen sechs Uhr, als ich hinaus wanderte, um in dem kleinen öffentlichen Garten etwas Kühlung zu suchen, war kein Unterschied zu bemerken gegen Mittag. Ich erklomm einen der seltsam geformten Lehmhügel, die in dieser Gegend der Stadt aufragen, und von denen aus man einen schönen Blick auf die ganze Gegend hat. Dort oben auf dem Gipfel fand ich etliche vierzig Krähen in langer Reihe sitzen, alle mit weit aufgerissenem Schnabel nach Luft schnappend — ein Anblick von unwiderstehlicher Komik. Über Stadt und Land lag ein gelbgrauer Schleier, durch den die untergehende Sonne rötlich schimmerte. Auch die Nacht brachte keine nennenswerte Abkühlung. Obwohl mir die Hitze nichts aus-

macht, so sah ich doch nicht ein, warum ich mehr als nötig solcher schweissgebadeten Nächte durchmachen sollte und fuhr daher am nächsten Morgen schon nach Rawal Pindi weiter. Auf der Fahrt dahin sieht man stellenweise das Gebirge schon ganz nahe herantreten. Grosse Flüsse werden übersetzt auf prachtvollen Brücken, darunter der Jhelum, dessen oberen Lauf das Tal von Kaschmir einschliesst. Hier unten ist er eine breite, gelbe Flut, die träge dahinströmt, voller Sandbänke, an beiden Ufern mit Baumgruppen, weissen Tempeln und zierlichen Moscheen verziert. Auch durch ein merkwürdiges Gebiet führt die Bahn in starker Steigung. Die lehmige Ebene ist hier aufgelöst in ein Chaos von Miniatur-Gebirgszügen voll kleiner und grosser Täler, das sich ansieht wie ein riesiges Modell der ganzen Himalayas und Ähnlichkeit hat mit den Bad lands in Minnesota.

Rawal Pindi ist eine freundliche Stadt, voll schöner Bäume, bunter Tempel, belebter Basare. Die Stadt liegt schon 400 m hoch übers Meer, und so gilt sie für etwas kühler als Lahore. Jedenfalls hat sie im europäischen Teil weit schönere Gärten; ich vermute, das hängt mit dem Klima zusammen. Hier sah ich eine Schwadron des Kamelkorps, ein höchst fremdartiges Schauspiel. Das Kamel ist ja immer ein malerisches Tier, aber nun gar eine solche Anzahl — es mögen an die hundert gewesen sein — in Reih und Glied daherkommen zu sehen, auf jedem ein brauner, bunt beturbanter Soldat hockend, das ist ein Anblick, der sich tief dem Gedächtnis einprägt.

Das Abendessen in dem hübschen Hotel nimmt man im Freien ein unter den Schwingungen eines breiten Stoffstreifens, der Punkah. Es sind noch zwei Herren da, englische Offiziere, die am andern Morgen

nach Mari reisen wollen, und wie immer in Indien finde ich liebenswürdige und gefällige Gesellschafter in ihnen, die mir als gute Kenner des Landes manchen praktischen Wink geben. Für die Nacht lassen wir alle drei unsere Betten in den Garten stellen, wohl verwahrt in den Moskitonetzen, die man rings herum fest unter die Matratze steckt, um das Eindringen von allerlei Getier zu verhüten. So schläft sichs herrlich unter dem Sternenhimmel.

Bei Sonnenaufgang kommt die Tonga angefahren. Das ist ein zweiräderiger, niedriger Wagen, äusserst solide gebaut, aber federlos. Er ist viersitzig, enthält zwei Bänke, Rücken an Rücken, d. h. mit derselben Querlatte als Lehne. Ein Blechdach und Seitenvorhänge schützen vor der Sonne. Das Gepäck wird auf Brettern über den Rädern festgeschnallt. Das Geld für die ganze Reise bis hinauf nach Baramula am Eingang des Tales von Kaschmir bezahlt man vor der Abfahrt, doch man kann unterwegs die Fahrt unterbrechen, wo man will. Ganz der Regel entgegen setze ich mich neben den Kutscher, da ich dem Grundsatz huldige, bei der Wagenreise nach vorwärts zu schauen. Es hält schwer, den Leuten das begreiflich zu machen, denn sie sind einmal gewöhnt, dass der Diener neben dem Kutscher und der Sahib hinten sitzt. In diesem Lande ist die Gewohnheit alles. Fast ausnahmslos, wenn man frägt, warum irgend etwas so oder so gehandhabt wird, erhält man zur Antwort: Dastur hai, d. h. es ist Sitte oder Gewohnheit. Dann rüttelt niemand daran. Von dem Europäer freilich weiss der Inder, dass er sich in persönlichen Angelegenheiten nicht um das indische dastur kümmert, sondern sein eigenes hat, dazuhin jeder Angrezi (= Engländer) wieder ein anderes. Er versteht das durchaus nicht, kann

natürlich auch keine Berechtigung dazu einsehen, sondern nimmt es mit dem stillen Gedanken hin: der Angrezi ist verrückt. Wollte der Engländer jedoch das indische dastur für die Inder angreifen, so gäbe es eine Revolution. Die Engländer haben es meisterhaft verstanden, diesem Charakterzug Rechnung zu tragen. Man muss das Land näher kennen, um zu verstehen, welche Summe von Takt und Geduld nötig war, um gewisse durchaus nötige Reformen, z. B. sanitärer Art, ein- und durchzuführen. Ich konnte mich immer wieder davon überzeugen, dass die Beamten, namentlich die Ärzte, oft mit Aufopferung vorgehen. Das wird natürlich — wie immer in solchen Fällen — vom Inder nicht anerkannt, namentlich hören wir in Europa nur, was die bengalischen halbgebildeten Schreier über die „Aussaugung“ und „Unterdrückung“ ausposaunen. Es ist auch nicht zu verwundern, wenn wir auf dem Kontinent uns dadurch beeinflussen lassen, da selbst im englischen Parlament sich Leute finden, die darauf hereinfallen, wie die letzten Vorgänge in der Frage der Teilung von Bengalen beweisen. Ich kann nur immer wiederholen: diese sägen selbst den Ast ab, auf dem sie sitzen. Und ich füge bei: dem indischen Volk nützen sie nicht, denn wehe, wenn einmal die Schreier die Oberhand bekommen sollten! Erst wenn einmal die Zahl der wirklich gebildeten, einsichtigen Inder grösser sein wird, kann England daran gehen, eine mehr nationale Verwaltung zu bilden. Diese Inder schreien nicht, sondern arbeiten still weiter in gutem Einvernehmen mit den Engländern. In ihnen ist der hochmütige, verhärtende Kastengeist einem warmen Empfinden für die elenden, unteren Volksschichten gewichen. Auf sie stützt sich die indische Regierung schon heute, und ich habe von englischen Beamten des

13. Bhot Kol-Gletscher und Quelle des Wardwanflusses in Kaschmir, ca. 3600 m.

öfteren die aufrichtige Hoffnung aussprechen hören, dass ihrer bald mehr würden.

Meine Verrücktheit wird dem Diener wie dem Kutscher bald ganz zweifellos, da ich des öfteren anhalten lasse und aussteige, um irgendein „nutzloses" Kraut zu holen und dann zwischen schöne, ganz neue Papierbogen zu legen, die dadurch natürlich verdorben werden. Mir dabei zu helfen, wenn es sich z. B. um einen hoch hängenden Zweig handelt, verweigert der Diener entschieden — es ist unter seiner Würde, sich in solch blödes Beginnen einzulassen. Erst nach energischen Verhandlungen entschliesst er sich dazu.

Die Strasse nach Mari, sprich Mörri, geht zunächst ziemlich eben auf die spärlich bewaldeten Berge zu, dann biegt sie in ein ödes Tal ein. Hier ist der erste Strassenzoll zu bezahlen, zwei Rupies, den die englische Verwaltung einzieht. Man entrichtet das gerne, denn die Strasse ist bis zur Grenze von Kaschmir ausgezeichnet.

Einem ausgetrockneten Bach entlang, dessen felsiges Bett von blühendem Oleander eingefasst wird, gelangt man an den Beginn der eigentlichen Steigung. Diese Vorberge können keineswegs mit denen von Sikkim oder Kumaon verglichen werden, wo die herrlichen subtropischen Baummassen in die Rhododendronwälder übergehen. Hier sind viele kahle Hänge oder niedriges, mageres Buschwerk. Erst in der Nähe von Mari, bei etwa 1800 m, beginnen Eichenwälder aufzutreten, vermischt mit Ahorn, weissblühenden Rosskastanien, Kornusarten und dergleichen. Die Rhododendren fehlen gänzlich, auch von epiphytischen Orchideen ist keine Spur. Hingegen treten gelber Jasmin und viele niedrige Pflanzen auf, Butterblumen, Enziane und allerhand Lippenblütler. Der ganze Charakter des

Waldes entspricht mehr dem, was wir von Europa her gewöhnt sind, freilich in anderen Arten. Kurz vor Mari erfreut uns das, was nach unseren Begriffen zum Gebirge gehört und was in den südlicheren Ketten des Himalaya fehlt: ein Nadelwald. Es sind herrliche Hochstämme der Pinus excelsa, die sich bald mit der noch schlankeren Picea Morinda, der Himalayatanne, vermischen. Die Äste dieser Tannenart sind ganz kurz, so dass der Baum in seiner Höhe wirkt wie ein Mast.

Mari ist der Sommeraufenthalt der europäischen Garnisonen vom Punjab. Grosse Barackenlager finden sich an verschiedenen Stellen der Hügelgruppe. Den Gipfel des Haupthügels nehmen die Villen, Kirchen, Hotels und der kleine Basar ein. Die Tongastrasse endigt etwa zwanzig Minuten unterhalb, im Orte selbst kann man nur gehen, reiten oder sich in Sänften tragen lassen. Der Blick von dort auf die Ebene ist sehr schön, aber vom Gebirge sieht man wenig, Schneegipfel überhaupt nicht. Es ist der einzige Sommerort für das Punjab, daher war es Anfang Juni schon so voll, dass ich, obwohl ich vorher depeschiert hatte, keinen Platz im Hotel fand und in dem von Lord Curzon erbauten und nach ihm benannten Rasthaus wohnen musste. Schön war das nicht, sauber auch nicht, aber immer noch besser als nichts.

Von dort zieht die Strasse in weitem Bogen um den Hügel von Mari herum nach dem Militärfriedhof zu. Man hat einen schönen Rückblick auf den Ort, der mit seinen blauen Schieferdächern ganz europäisch aussieht. Hier wachsen viele Erikabäume voll weisser Blütenrispen; es sind Exemplare darunter von der Grösse einer Rosskastanie.

Am Friedhof biegt die Strasse scharf nach Osten und durchschneidet den Hügel in einem tiefen Ein-

schnitt. Dann öffnet sich ein prachtvolles Panorama auf die grünen Gebirge von Kaschmir und tief hinunter in die Schlucht des Jhelumflusses. Ganz in der Ferne blinken die schneeigen Gipfel des Pir Ponjal, des langen Gebirgszuges, der das Tal von Srinagar von dem Hügelvorland scheidet, das zur Ebene herabsteigt. Die Formen sind noch nicht grossartig hier, mehr in der Art unserer Mittelgebirge, obwohl die höchsten sichtbaren Gipfel schon bis zu 4000 m ansteigen.

In langen Bögen und Windungen eilt man nun hinab durch sanfte Hänge. Getreide, Mais und Bergreis wird hier gebaut, aber Dörfer sieht man nicht. Nur einzelne Häuser, hier und da Gruppen von Hütten liegen zerstreut in den abschüssigen Feldern. Gegen Mittag kommt man dem blauen, schäumenden Fluss näher und bald erreicht man eine lange Basarstrasse. Das ist Kohala, der letzte Ort auf englischem Gebiet. Die Berge treten hier dicht zusammen zu einer Art von Pforte, durch die der Fluss in tief eingeschnittenem Bett sich zwängt. Eine schöne eiserne Hängebrücke führt hinüber; etwas tiefer ragen noch die Ansätze der alten steinernen, die des öfteren weggerissen wurde von den Wassern. Jenseits des Flusses ist schon das Gebiet des Maharajah von Kaschmir. Ein zweiter Strassenzoll von drei Rupies macht das jedem klar.

In dem ausgezeichneten Rasthaus zu Kohala hatte ich Mittag gemacht. Ich möchte hier gleich einfügen, dass ich mit einer einzigen Ausnahme in Indien nirgends so vorzüglich gebaute und eingerichtete Dâk bungalows fand wie auf der ganzen Strecke von Rawal Pindi bis hinauf nach Baramula. Sie sind fast Villen zu nennen, immer mit hübschen Gärten und an schönen Punkten gelegen. Die Ausnahme ist die Reiseroute von Dimapore über Kohima nach Manipur, im

wildesten Assam. Dort berühren diese reizenden, schmucken Häuser noch angenehmer, weil man wegen der traurigen Wegverhältnisse nur in langsamen Etappen reisen kann und in jedem bungalow übernachten muss. Hier in Kaschmir eilt man in der flüchtigen Tonga an vielen vorüber und hält sich nur ein einziges Mal auf. Wer wie ich immer wieder drunten in Indien von der Heerstrasse abwich und in den Dâk bungalows mit ihren wurmstichigen Möbeln und unsauberen Dienern zu nächtigen hatte, der sendet manchen stillen Seufzer aus nach den freundlichen Heimstätten von Kohima und der Jhelumstrasse. Man soll freilich nicht klagen und der englischen Regierung dankbar sein dafür, dass es überhaupt Rasthäuser gibt. Aber so geht es immer: sind irgendwo bessere, so ist man mit den alten, schlechteren nicht mehr zufrieden. Übrigens scheint es mir, als wäre es nicht gerade nötig, in Verkehrszentren, wie z. B. Patna, resp. Bankipore, wo noch kein Hotel besteht, eines der traurigsten Rasthäuser von ganz Indien zu haben. Ein Glück wenigstens, dass man dort nicht zu essen braucht, sondern ins Bahnhofrestaurant gehen kann. Wer die dienenden Geister dort gesehen hat, wird mich verstehen. Vielleicht ist es jetzt anders — ich hoffe es für die, die nach mir kamen.

Von Kohala aufwärts nimmt das Tal des Jhelum mehr alpine Art an. Die Hänge sind steil und grün, wenn auch meist waldlos. Der Charakter der Flora entspricht merkwürdigerweise so ziemlich dem des Mittelmeerbeckens, doch finden sich seltsam scheinende Mischungen. Die wilde Olive ist häufig, Indigobüsche voll roter Blüten, der Perrückenstrauch und Arten des Essigbaumes; südliche, stark aromatische Lippenblütler machen sich breit; eine Schlingrose mit

grossen weissen Blumenbüscheln und echter Jasmin klettern über die Bäume weg, dazwischen allerlei Weinranken, auch die echte darunter, die überall wild wächst und ganz geniessbare Trauben trägt. Kultiviert sah ich sie nicht. Andererseits sind alpine Arten von Goldregen, die Rosskastanie, Primeln und Balsaminen häufig. Bei Uri — seltsamer Anklang — kommt auch der erste Zedernwald bis zur Strasse herunter. Es ist derselbe Baum wie am Libanon; freilich scheinen grosse Exemplare selten zu sein. Hier wird er Deodar genannt. Der Baum, so in der Freiheit, ist ein herrlicher Anblick in seinem blaugrünen Duft, die Zweige graziös niederhängend.

In Chakoti wird übernachtet. Bis hierher sind es von Mari schon gute zwölf Stunden, mehr als genug in dem federlosen Wagen mit der höchst unbequemen Rücklehne. Man wird ordentlich durchgeschüttelt, denn einmal ist die Strasse lange nicht mehr so gut gehalten wie im englischen Teil, und dann gehen die Pferde immerzu im Galopp oder Trab trotz der Steigung. Das ist natürlich nur mit häufigem Wechsel durchzuführen. Die Tiere sind stark und scheinen die Arbeit leicht zu bewältigen trotz des regen Sommerverkehrs. Im Winter können sie ruhen, denn da geht nur die Post.

Kurz vor Chakoti war ein Erdrutsch niedergegangen und hatte die Strasse beschädigt. Man arbeitete noch an der Wegräumung des Schuttes, als ich durchkam. Da sah ich eine mir neue Art des Schaufelns: ein Kuli hielt die Schaufel und schob sie voll Erde. Dann stiess er einen Laut aus, wie „Hu", und darauf zog ein zweiter Kuli an einem Strick, der gleich über dem Eisenteil der Schaufel befestigt war. Beide sangen nun „Aaa" oder „Ooo", und hebend und ziehend

gelang es ihnen, die furchtbare Last über den Strassenrand zu befördern. Der kleine Vorgang gab mir Anlass zu einigen sozialen und philosophischen Betrachtungen, aber dem englischen Ingenieur, der dabei stand, schien er ganz selbstverständlich. Dastur —.

Gegen vier Uhr des anderen Tages erreichte ich Baramula. Bis hierher war der Weg landschaftlich recht schön gewesen, dank den grünen Bergen und dem tosenden Fluss. Mit unseren Alpentälern freilich kann er nicht wetteifern, denn erstens fehlen die malerischen Dörfer, vor allem die lieben Kirchtürme, dann aber auch die wunderbare Abwechslung von lieblich und grossartig, die einen in den Alpen beständig in Atem hält und nicht zur Ermüdung kommen lässt. Immerhin, wie gesagt, das untere Jhelumtal war hübsch, und so waren meine Erwartungen aufs höchste gespannt, als ich den breiteren, ziemlich ebenen Talboden von Baramula erreichte. Dort beginnt nämlich das eigentliche Tal von Kaschmir, das mir in Wort und Druck in allen Tonarten angepriesen worden war. Es wird allgemein das „glückliche Tal" genannt, Moore bezeichnet es in Lalla Rookh als das irdische Paradies, und Dr. Duke in seinem Führer durch Kaschmir ist nicht weniger enthusiastisch.

Der erste Anblick des Beckens von Baramula, in dem sich nur acht bis neun Kilometer weiter nördlich der Wularsee dehnt, war nun freilich enttäuschend. Die Talsohle liegt etwa 1500 Meter hoch, und so wirken die Berge im Hintergrund, die zu etwa 4000 Metern ansteigen, nicht ihrer Höhe entsprechend. Es ist nicht ein einziger charakteristisch geformter Gipfel unter ihnen, vielmehr sieht man nur einen langen, wenig gegliederten Kamm. Die Enttäuschung war vollkommen, als ich am anderen Tag Sopor am Wularsee

erreichte. Hier biegt der Jhelum, nachdem er den See durchströmt hat, im rechten Winkel ab, so dass sich erst hier der volle Blick in das Tal von Srinagar öffnet. Das Auge blickt auf eine fast baumlose, braune Ebene. Wo nicht Sumpf ist, liegen die Felder nackt, nur der Mais steht noch im Halm. Weite Strecken öden, steinigen Landes. Gar keine Blumen. Am Flusse, dessen Wasser abscheulich gelb ist, monotone, senkrechte Lehmufer. Die Berge zu beiden Seiten in derselben, langgezogenen Linie, ohne wirkliche Gipfel, und alle ratzekahl.

Ich will gerecht sein und anerkennen, dass Berge immer schön sind, dass speziell hier, eben dank der allgemeinen Kahlheit, das Farbenspiel oft an die Pracht Siziliens erinnert, dass der Haramuk, der einzige schneegekrönte Riese, der sichtbar ist, — er steigt über 5000 Meter auf — eine lobenswerte Ausnahme macht, da er wirklich einen Gipfel darstellt, obwohl er kaum wilder aussieht als z. B. der Piz Corvatsch. So kommt es, dass er, wenn man ihn nicht ganz von vorn sieht, in die Linie zurücktritt und nichts mehr vorstellt.

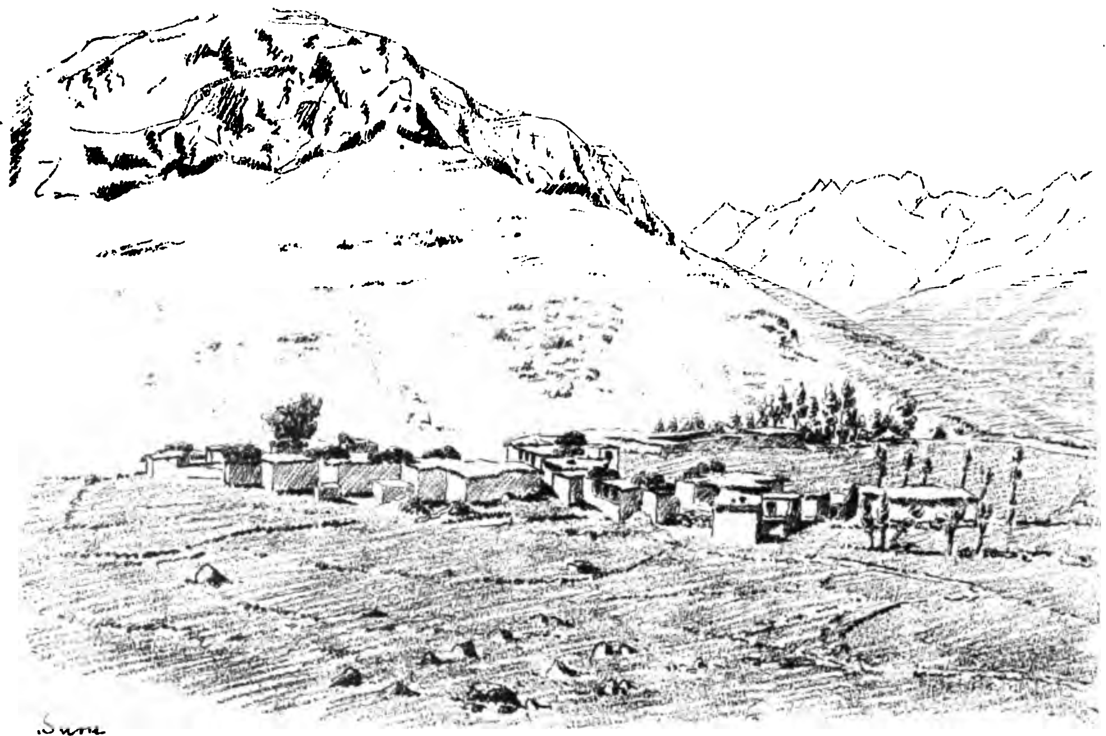
Ich gebe auch gern zu, dass ich nie vorher noch nachher solche Prachtexemplare von Platanen gesehen habe, wie sie dort am Ufer des Jhelum vereinzelt wachsen. Selbst die berühmten Bäume bei Gravosa in Dalmatien sind Kinder dagegen. Aber meine Enttäuschung konnten auch sie nicht mildern.

Diese kam eben von den masslos übertriebenen Schilderungen her, die ich aufgenommen hatte. Ich begreife sehr gut, dass auf den Angloinder, der in Indien leben m u s s , wenn er aus der heissen, dumpfigen Ebene hier heraufkommt, die Luft befreiend wirkt. Wenn man also Kaschmir als das indische Sanatorium bezeichnet, so hat man durchaus recht. Doch im all-

gemeinen, nicht nur im Tal von Srinagar, fand ich, dass der ästhetische Wert der dortigen Himalayas hinter dem der Alpen zurückbleibt. Die Verhältnisse sind enorm — aus einem einzigen Berg könnte man eine ganze Gruppe in den Alpen schnitzen. Doch schon der Umstand, dass in den wirklich alpinen Tälern von Kaschmir die gegen Süden gekehrte Seite stets kahl ist, wodurch ein einheitlicher Eindruck verhindert wird, ferner dass dank der Höhe der Kämme freistehende, schön geformte Berge eine Seltenheit sind, dass die Gletscher weitab liegen und nur unter grossen Schwierigkeiten zu erreichen sind, dass es blumige Matten fast nirgends gibt — das alles stellt Kaschmir an malerischem Wert hinter die Alpen.

In Ladakh und Baltistan ist das anders, dann wieder in Darjiling. Aber in beiden Gegenden ist der Charakter ein so ganz verschiedener von dem der Alpen, dass man kaum daran denkt, zu vergleichen.

Es tut mir nachträglich leid, dass ich mich wieder einmal durch übertriebene Beschreibungen narren liess. Hätte ich nicht schon so viel Schönes in der Welt gesehen, so hätte ich mir unter dem „Glücklichen Tal" und dem „Irdischen Paradies" nicht etwas noch Schöneres vorgestellt, und so wäre wahrscheinlich der erste Eindruck der positive gewesen, genau so, wie er es verdient, anstatt ein negativer zu werden. Schon des öfteren ging es mir so, z. B. beim Yosemitetal, das die Amerikaner als achtes Weltwunder beschreiben, weil eben die reizenden und lieblichen Täler in Amerika gar so selten sind. Dass mir jetzt, nachdem ich das Schwabenalter hinter mir habe, nochmals dieselbe jugendliche Sache passierte, das hätte nicht sein sollen. Hiermit will ich nicht sagen, dass ich den Enthusiasmus nicht zu würdigen weiss. Subjektiv genommen



14. Suru in Westtibet, ca. 3000 m.

ist er eine sehr schöne Sache, und deshalb will ich mit einem Dichter wie Thomas Moore nicht rechten. Aber in Reiseführern sollte er mehr objektiv gehandhabt werden. Herrn Dr. Dukes Buch über Kaschmir ist ein sehr wertvolles und verdienstliches Werk, doch es leidet an entschiedener Überschätzung der dortigen Naturschönheiten, soweit ich selbst nachgeprüft habe.

Wenn ich übrigens noch einmal nach Kaschmir kommen sollte, so habe ich mir fest vorgenommen, entweder direkt mit der Tonga bis Srinagar durchzufahren oder zum mindesten von Baramula aus ein Hausboot zu benützen. Dieses trägt seinem Namen entsprechend ein richtiges Haus mit Schlaf- und Wohnzimmern, aus Brettern gefügt, und lässt sich behaglich einrichten. Das Dach bietet meist eine hübsche Terrasse, aber auch der Bug des Bootes vor der Eingangstür bildet einen hübschen Sitzplatz. Fügt man noch Fliegenfenster aus Draht ein, so ist man völlig geborgen. Dieses Mal jedoch hatte ich mich darauf verlassen, dass mir gesagt wurde — in freundlichster Absicht —, die billigere Dunga sei für einen einzelnen Herrn vollkommen genügend. Was den Raum und den Komfort anbetrifft, wäre sie es auch. Sie ist eines der landesüblichen grossen Lastboote, über dem man Wände und Dach aus geflochtenen Strohmatten errichtet hat. Schlaf- und Wohnraum sind eins, dahinter befindet sich ein winziges Bade- und Waschzimmerchen. Aus all diesem ergeben sich grosse Nachteile: zunächst ist der hintere Teil des Bootes Wohn- und Aufenthaltsraum für einen Teil der Bemannung. Diese hat, da jedem Wohnboot ein Küchenboot folgen muss, aus sieben erwachsenen Personen zu bestehen, um die schweren Schiffe den Strom hinauf zu ziehen oder zu stossen. In meinem Fall verteilte sich aber die Be-

mannung so: zwei Männer, ein Knabe von etwa vierzehn Jahren, zwei Weiber und fünf unmündige Kinder. Von zwölf Jahren ab gilt ein Junge als erwachsen, so wurde mir später erklärt, und die Weiber gelten für voll. Da der Bootsmann, während er in Dienst steht, seinen Hausstand in der Stadt auflöst, so kann man ihn nicht hindern, die kleinen Kinder mitzunehmen. Abgesehen davon, dass ich also nur fünf Erwachsene vorfand und daher kaum von der Stelle kam, während sie sich für sieben bezahlen liessen, wohnte auf meinem eigenen Boot die eine Familie mit drei Kindern, darunter der grösste Schreihals von allen. Dem kann man endlich mit Grobheit abhelfen — mit Güte geht's nicht — und für den Betrug wird durch festes Auftreten auch Abwehr gefunden nach recht unangenehmen Auftritten, aber die Dunga hat noch andere lieblose Seiten. Sitzt man vorn auf der schmalen randlosen Terrasse, von der beständig die Dinge ins Wasser fallen wollen, so sieht man ebenso beständig den pustenden, schwitzenden Menschen vor sich, der mit der Stossstange in der langen Bootspitze auf und ab geht. Es ist unsereinem kein Vergnügen, zu sehen, wie sich ein anderer Mensch so für uns abmüht, von der ästhetischen Seite des Schauspiels ganz zu schweigen. Merkt aber der Schiffer derartige humanitäre Anwandlungen beim Sahib, so wird das Pusten zum Seufzen und der mitleidheischenden Blicke ist kein Ende. Einmal probierte mein schlauer Bootführer sogar, da er mich erkannt hatte, seine Frau vorn arbeiten zu lassen.

Also um das alles zu vermeiden, setzt man sich hinein ins „Zimmer". Da hat die Luft überall freien Zutritt, was schön ist; dass aber auch die Mücken freien Zutritt haben, ist nicht schön. Es gibt deren zweierlei: die Stechmücken, die in Legionen über den Wassern

schweben Tag und Nacht, und die kleinen, an und für sich harmlosen, die des Abends kommen, wenn man bei Lampenlicht sein Diner verzehren will. Es ist Massenmord. Die Lampe ist bald schwarz von den unglücklichen, winzigen Geschöpfen, und der Tisch auch. Schon das Anschauen scheint ihr Lebenslicht auszublasen. Natürlich fallen sie ebenso ins Essen.

Und noch etwas: die seitlichen Matten sind nicht festzumachen. Sobald ein stärkerer Windstoss einsetzt, bläst er alles durcheinander: lose Papiere — immer die wichtigsten — gehen über Bord, und die Lampe verlöscht. Kommt vollends ein Platzregen dazu, wie es mir einmal zustiess, so dringt das Wasser überall ein, durch Wände und Dach. Das Bett musste ich damals am Feuer trocknen und trotzdem noch unter aufgespanntem Regenschirm schlafen.

Also hoch das Hausboot.

Vermeidet man alle diese Unannehmlichkeiten mit der nötigen Erfahrung, und lässt man die Umgebung so, wie sie ist, auf sich wirken, ohne hinaufgeschraubte Begriffe heruntersetzen zu müssen, so hat der Wasserweg nach Srinagar seine grossen Reize. Berge sind immer schön, das sagte ich schon vorher; hier wechselt auch die Beleuchtung immerzu. Dann die herrliche Ruhe und das leise Gleiten des Bootes. Oft merkt man kaum, dass es in Bewegung ist.

Der erste Tag bringt uns nach Sopor, sieben Kilometer in zehn Stunden. Eile darf man also nicht haben, wenn man so reisen will. Das Dorf ist für dortige Verhältnisse ansehnlich und liegt hübsch am Ufer des Wularsees, der sich von hier hinüberzieht zum Fusse des Haramuk. Das Wasser ist hoch, daher grössere Strömung, so meldet mir der Bootführer. Er brauche noch zwei Kulis zur Ergänzung, um nach Srinagar zu

kommen. „Schön,“ sage ich, und zeichne weiter an der begonnenen Skizze. Der Mann schaut mich prüfend an und entfernt sich nach einigem Warten. Eine halbe Stunde später erhalte ich den Besuch des Lumberdar, des Dorfschulzen, der das Mieten der Kulis vermittelt. Er ist ein Sikh, wie er mir erzählt, mit einem prachtvollen Kopf, aber ungewaschen.

„Der Sahib braucht Kulis,“ beginnt er.

„Ich nicht — mein Bootführer braucht sie.“

Längeres Schweigen. Dann frage ich:

„Was kostet denn ein Kuli per Tag?“

„Anderthalb Rupies.“

Ich lache, denn ich weiss schon, dass der höchste tarifmässige Preis acht Annas beträgt, ein Drittel von der genannten Summe.

„Ja,“ sage ich, „ das müssen Sie mit meinem Bootführer ausmachen. Die Leute sind nur fünf anstatt sieben, die sie sein sollen, da müssen sie schauen, wie sie fertig werden. Mich geht nur der Abzug an, den ich für die fehlende Bemannung machen werde.“

Der Bootmann, der aussen gehorcht hat, zieht sich mit Murmeln zurück, aber der Herr Lumberdar grinst vergnügt, obwohl ihm ein Profit entgeht, weil er die Art von schadenfrohem Humor besitzt, die man meist beim Hindu trifft. Es freut ihn, dass der Schiffer hereinfällt. Da er — in diesem Fall nicht ganz mit Unrecht, ich muss es gestehen —, bei mir ähnliche Gefühle voraussetzt, so fühlt er eine Berechtigung, vertraulich zu werden. „Hat der Sahib keinen Whisky?“ fragt er, immer grinsend. Natürlich sind ihm als Sikh alle berauschenden Getränke verboten, und dann die Frechheit dieser Frage an einen Europäer!

Da ich mich aber auf einem unethischen Gefühl erwischen liess, so werfe ich ihn nicht glattweg hinaus,

wie er es verdiente, sondern beende die Audienz einfach durch die Bemerkung, dass ich zu arbeiten habe.

Am andern Morgen war aber ein weiterer Kuli an Bord, und den Abzug für den noch fehlenden siebenten habe ich dem Schiffer geschenkt. Ein klein wenig muss der Kaschmiri doch betrügen dürfen.

Auf dem See schwimmen weisse und gelbe Wasserrosen wie zu Hause; Laichkraut und die Hydrilla bilden schwimmende Inseln, auf denen schillernde Königsfischer und weisse Vögel mit wallendem, schwarzem Schwanz ausruhen. Zur Linken öffnet sich das Lolabtal, dann kommen die Berge von Tragbal, über die ich später herabsteigen werde, hierauf das Massiv des Haramuk, das sich im See wiederspiegelt, und endlich die ganze Kette aufwärts gen Islamabad. Zur Rechten der endlose Kamm, der ganz in der Ferne im schneeigen Pir Ponjal gipfelt. An dieser Bergwand liegt deutlich sichtbar in halber Höhe Gulmarg, der Sommerort für den Sommerort Srinagar, etwa wie die Wengernalp für Grindelwald. Denn hier unten — oder soll man sagen hier oben — im Tal wird es mächtig heiss.

Ich finde diese Einträge in meinen Notizen:

11. Juni Vorm. es regnet in Gulmarg.
12. „ Vorm. es regnet in Gulmarg.
13. „ Nachm. es regnet in Gulmarg.
14. „ Vorm. es regnet in Gulmarg.
16. „ Nachm. es regnet in Gulmarg.

Aber ich glaube, am 15. habe ich nicht hinaufgeschaut.

Trotz dieser Feuchtigkeit gilt Gulmarg als Sportplatz par excellence, namentlich soll sein Golfplatz alle anderen in Indien übertreffen. Man lebt in Zelten oder lieber in Barracken, eben wegen des ewigen Regens. Auch ein kleines Hotel ist oben, eine Filiale des

grösseren in Srinagar, das wieder zu einem anderen in Lahore gehört.

Am Nachmittag des dritten Tages treffe ich in Srinagar ein. Man spricht dort übrigens Schrinögger.

Ich habe nie wieder eine so grosse Stadt gesehen — sie soll über 100 000 Einwohner haben — die so vollkommen den Eindruck eines Ruinenhaufens macht. Darin liegt schon begründet, dass sie malerisch ist an allen Ecken und Enden. Die Häuser sind fast durchweg aus Holz gebaut und stehen dicht gedrängt, oft bis in den Fluss herein, der sie in S förmigem Bogen durchzieht. Die Balken haben sich krumm und schief gezogen, die oberen Stockwerke passen nicht auf die unteren, die glaslosen Fensteröffnungen gähnen. Der ruinenhafte Eindruck wird verstärkt dadurch, dass die Dächer mit einer Lehmschicht belegt sind, auf der sich üppigste Vegetation ansiedelt. Das mag im ersten Frühjahr sehr hübsch und freundlich aussehen, jetzt ist alles schon verdorrt und gelb, genau wie auf den Bergen um Palermo im Juni.

Auch die Moscheen sind aus Holz, grosse, viereckige Kästen in mehreren Stockwerken, manchmal mit hübsch geschnitzten Säulen und schönen, alten Decken in geometrischer Zeichnung. Zu oberst auf dem Wiesendach sitzt eine spitze, hölzerne Laterne.

Das Malerischste sind die Brücken in ihrem sonderbar verschachtelten Balkenwerk. Leider werden sie wohl alle nach und nach durch neue, wissenschaftlicher gebaute, ersetzt werden, so oft nämlich eine vom Hochwasser weggerissen wird. Bei den beiden obersten ist das schon geschehen.

Ausser dem Fluss durchziehen die Stadt noch zwei Kanäle. Der eine davon bringt uns in das vornehme Stadtviertel, wo der Palast des Maharajah liegt. Hier,

wo der Kanal vom Fluss abzweigt, ist die Strömung sehr stark. Es sind deshalb an den Mauer Seile angebracht, an denen die Leute die schwere Dunga hinaufziehen. Das geschieht unter rhythmisch gesprochenen Worten: einer spricht, die anderen antworten im Chor. Der Sinn bleibt mir verschlossen, aber es hört sich ganz stimmungsvoll an. Die Kulis auf den grossen Lastbooten im Fluss machen es ebenso.

An dieser Stelle des Flusses überschaut man die ganze Wasserfront des Palastes. Es ist eine seltsame Flickarbeit aus alt und neu, ein dorischer Säulenbau mit riesigen Fenstern will nicht recht hineinpassen. Auch die moderne Villa aus roten Ziegeln jenseits der Kanalmündung wirkt betrüblich. Hingegen ist das Winkelwerk um den alten, runden Turm her malerisch. Gleich daneben führt eine Treppe zu der kleinen Terrasse, wo das Buch des Fürsten aufliegt, in das sich jeder Europäer einträgt.

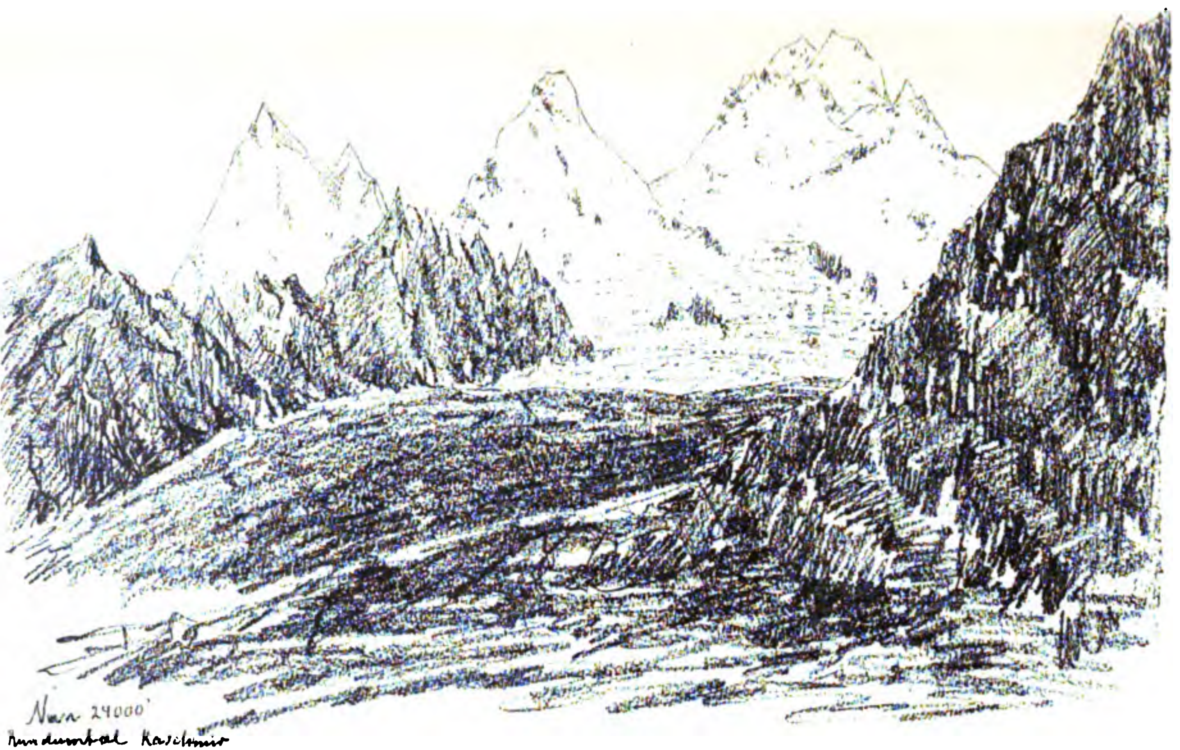
Gegenüber hängen schöne Bäume über das Wasser. An der pavillongeschmückten Mauer, die sie umschliesst, liegen die Privatboote des Maharajah verankert; auch die Feuerspritze ist darunter und die Haremboote.

Von hier am Fluss hinauf beginnt das europäische Viertel, das sich freilich noch auf wenige Häuser beschränkt: links des Flusses das kleine Museum und ein paar Villen für Staatsbeamte, darunter die des Dewan Sahib, des Premiers von Kaschmir. Er ist ein junger, auffallend hübscher Mann, der stets in eleganter, europäischer Kleidung geht und vorzüglich Englisch spricht. Rechts kommen zunächst einige europäische Kaufläden, von Mohammedanern geführt, dann die Post, die Bank und die Baulichkeiten der englischen Residentschaft. An beiden Ufern entlang liegen zahlreiche

Hausboote, in denen die englischen Sommergäste hausen. Wir biegen jedoch schon am Palast nach links ab in den oberen Kanal. Der Bootführer erklärt mir, dass ich dorthin müsse. Worauf er sich stützt, wird mir nicht klar, vorläufig muss ich ihm glauben. Später erfahre ich dann, dass dort die bachelors quarters seien, das Junggesellenviertel — und so war der Bootführer gerechtfertigt. Dieser Kanal, der Kunt-i-Kul, zweigt viel weiter oben vom Fluss ab und ist an beiden Enden mit Schleusen verschliessbar. Sie treten nur bei tiefem Wasserstand oder bei Hochwasser in Tätigkeit. Etwa in der Mitte mündet durch eine dritte Schleuse der Stadtsee in den Kanal. Im unteren Teil fassen ihn hübsche Gärten ein, zwischen denen einfache Häuser und ein paar Hindutempel von besonderer Form liegen. Ihre steilen Dächer decken Blechplatten (sie sehen bedenklich nach alten Petroleumkannen aus), und sie sind die einzigen Zeichen von Hinduismus, die ich in der Stadt entdecke, denn fast die ganze Bevölkerung ist mohammedanisch, obwohl der Fürst sich zum Hinduismus bekennt.

Weiter oben am Kanal steht eine lange Reihe von herrlichen Platanen, dort Chenar genannt. Nach ihnen heisst dieser Stadtteil Chenarbagh, d. i. Platanengarten. Die Bäume sind übrigens sicher aus Südeuropa eingeführt, wo sie einheimisch sind.

Dort, neben der Schleuse aus dem Stadtsee, vertauen wir unser Boot zwischen anderen Dungas und Hausbooten. Es ist kein sehr stiller Ort, denn auf der Brücke, die über die Schleuse führt, steht immer ein Rudel Gassenjungen, deren Vergnügen es ist, die vom See kommenden Boote durch das Tor schiessen zu sehen. Da der See nämlich höher liegt als der Kanal, so drängt das Wasser mit ziemlicher Gewalt heraus.



15. Der Nun-Kun, 7124 m, vom Rungdumtal aus gesehen, Talsohle 3500 m.

Mein erster Spaziergang gilt dem Takht-i-Suleiman. Das ist ein nackter Granithügel nahebei, auf dessen Gipfel ein alter, achteckiger Tempel steht. Dieser gehört zu den merkwürdigen Bauwerken, an deren einem man schon kurz vor Baramula vorbeikommt. Einige andere sah ich in Awantipur und Pandretan, das grösste in Martand bei Islamabad. Es sind Tempelbauten, halb griechisch, halb byzantinisch im Stil, doch mit einem feinen orientalischen Hauch über dem ganzen. Die Fenster zeigen meist das gotische Kleeblatt. Ein schönes Stilgefühl, Sinn für Verhältnisse und ästhetisches Empfinden steckt in ihnen. Bei den grösseren Tempeln steht immer der eigentliche Bau inmitten eines reizvollen Arkadenhofes, zu dem wohlproportionierte Toranlagen führen. Leider haben sie alle stark durch Erdbeben gelitten — das Dach fehlt durchweg —, sind auch teilweise unglücklich repariert worden. Über ihr Alter und das Volk, das sie erbaute, konnte ich nichts bestimmtes erfahren. Sie sollen zu Anfang unserer Zeitrechnung oder kurz vorher entstanden sein und dem buddhistischen Kult gedient haben. Jedenfalls lassen sie darauf schliessen, dass sie einer Kultur entstammen, die man in der gegenwärtig in Kaschmir lebenden Rasse vergebens suchen wird. Sicher hat griechischer Einfluss stark hereingespielt.

Vom Gipfel des Takht-i-Suleiman überschaut man die Stadt zu Füssen. An ihrem Nordende erhebt sich der Hari Parbat, der Burgfelsen, von einem alten Fort gekrönt. Zwischen diesem und dem Hügel, auf dem ich stehe, dehnt sich das Gebiet des Stadtsees, der City lake oder Dal. Das ist ein merkwürdiges Durcheinander von Wasser und Land. Grosse Stellen sind von Schilf und Binsen dicht überwachsen, baum-

bepflanzte Inseln und Strassen ziehen hindurch, die oft scheinbar planlos im Wasser enden. Andere Inseln zeigen üppigen Gemüsebau, aber keinen Baumwuchs. Diese sollen nicht am Seegrund festgewachsen, sondern auf kompakten Ballen von Wasserpflanzen angelegt sein, wie die schwimmenden Gärten im See von Mexiko. Am felsigen Nordufer des Sees dehnen sich schöne Obstgärten.

Westlich zu Füssen liegt der grosse Maidan, die Insel zwischen Fluss und Kunt-i-Kul-Kanal, die das europäische Viertel trägt. Der Maidan findet sich fast in jeder indischen Stadt und ist stets mit kurzem Rasen bewachsen, von Bäumen eingefasst. In der Mitte erhebt sich das hübsche, neue Hotel, ein ansehnlicher Steinbau. Davor die grossen Plätze für Golf und Cricket. In ganzer Länge durchschneidet den Platz eine Pappelallee.

Der Fluss mäandert in zahlreichen Windungen talauf und talab. Man überschaut ihn von Islamabad bis zum Wularsee.

Dieser Blick hat mich mit dem Tal von Kaschmir versöhnt. Ich sah, dass ich mit ganz falschen Begriffen hergekommen war. Trotz der Berge ist es keine alpine Landschaft, die vor mir liegt; auch keine Conca d'oro, trotz der südlichen Farben. Noch weniger ein Athen, obwohl die Stadt mit ihrem Burgfelsen und dem Bergkranz daran erinnert. Es ist einfach Kaschmir, herb in der blumenlosen Öde seiner Steinhalden, Felsenberge, Acker- und Sumpfflächen, armselig in der Unsauberkeit der Ruinenstadt da unten, einförmig in den langen, ungegliederten Berglinien, aber weich, abwechslungsvoll und unendlich reich an Farbentönen und Stimmungen, die Süden und Norden miteinander vereinen. Man vergleicht dann nicht mehr, sondern

lässt einfach auf sich wirken. Da ist dann alles schön. So habe ich stets erreicht, dass ich in Indien (und überall sonst) geniessen konnte, wenn ich nachher auch als Schriftsteller vergleichen und damit zersetzen musste, um denen, die nicht selbst gesehen haben, ein möglichst entsprechendes Bild zu geben.

Bei der Rückkehr zur Dunga erwarten mich allerlei Haushaltsorgen. Der Bootführer hat die ihm befreundeten Geschäftsleute von meiner Ankunft benachrichtigt. Sie strömen in Schaaren herbei, um die Lieferungen zu übernehmen. Da heisst es markten und feilschen, richten und schlichten, denn von der anderen Seite kommen die Kaufleute, die sich in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit mit dem Diener ins Einvernehmen gesetzt haben. Vorläufig notiere ich mir nur Namen und Preise. Ehe ich mich entscheide, muss ich hören, was „man" bezahlt, denn weder von den Kaufleuten, noch vom Diener, noch vom Bootführer kann ich in diesem Punkt die Wahrheit erfahren. Glücklicherweise habe ich Beziehungen anknüpfen können zu solchen, die hier wohnen, wie zu einigen Sommergästen: bei der allgemeinen Zuvorkommenheit der Angloinder, wie der Inder selbst ist das nicht schwer, wenn man sich nur ein klein wenig anzupassen versteht. Nirgends wie hier lernte ich den Wert solcher Beziehungen schätzen, denn — es muss leider gesagt werden — nirgends in der Welt habe ich eine solche Unreellität im Geschäftsleben gefunden wie in Srinagar. Man kann nichts glauben, sich auf nichts verlassen, muss alles selbst nachprüfen, die Nägel, den Hammer, die Küchenmesser, den Reis, das Mehl, die Schuhe, die Reisekörbe und überhaupt alles, was man braucht. Es handelt sich doch darum, dass man später nichts mehr ersetzen, sich nichts nachkommen lassen

kann. Man nimmt natürlich alles doppelt und dreifach mit, aber das hat auch Grenzen wegen der Schwierigkeit des Transportes. Ich muss nun sagen, dass ich den Kaufleuten dort wohl ihren Verdienst gönne, aber wenn ich das nächste Mal wieder eine Reise durch den Himalaya unternehme, so werde ich doch das allermeiste von dem, was nötig ist, von Europa, zum mindesten von Indien mitnehmen, trotz der hohen Transportkosten; denn einmal ist der Kampf um die Übervorteilung kein Vergnügen, und dann fand ich eben, dass man, auch wenn man gute Preise bezahlt, niemals ganz zuverlässige Ware geliefert bekommt. Es mag anders sein für die Herrschaften, die in Srinagar wohnen, oder jedes Jahr hinkommen; für mich, der ich mir im Laufe einer Woche alles beschaffen musste, und von dem die Leute annahmen, sie würden mich nie wiedersehen, verhielt es sich so.

Da sind vor allem die famosen Reisekörbe, die Kiltas, fassförmige Weidenkörbe, mit Leder bezogen, natürlich verschliessbar. Das wäre ein vorzügliches Ding, leicht und handlich; für kleinere Reisen kann man nichts Angenehmeres finden. Aber für grössere kann ich nur davor warnen. Die Handwerker wollen kein gutes Leder dazu verwenden. Sie nehmen auch alte Körbe und beziehen sie neu. Schon beim Einkaufen fand ich immer unter drei Körben zwei schadhafte, im Korb oder im Leder. Und als ich endlich mit lauter ganzen abgezogen war, brachen sie nach kürzester Zeit, so dass mit Stricken und Schaffellen nachgeholfen werden musste, so gut man eben konnte. Dann die Schuhe. Wer einen guten Schuster in Europa hat, soll alles von dort mitbringen und sich nicht verleiten lassen, die landesüblichen Chaplies zu tragen. Für ebenes Terrain und gebahnte Wege sind sie sehr

angenehm, fürs Gebirge taugen sie nichts. Sie bestehen aus ganz dünnen, weichen Schuhen und Sandalen. Im Geröll und Sand von Ladakh schieben sich die Steinchen beständig zwischen Sohle und Sandale, was nicht wohl tut und ausserdem die Sohle in kürzester Zeit durchreibt. Die Sandalen sind stets mit Schnur genäht anstatt mit Lederstreifchen. Die meinen brachen schon nach acht Tagen zum erstenmal. Die Schnallen an der Ferse und an der Seite drücken den Fuss wund. Das Riemenzeug dehnt sich nach wenigen Tagen so, dass auf steilem Gelände der Fuss immer über die Sandale heruntterrutscht; ausserdem verfängt es sich leicht in vorstehenden Felsspitzen. Wird es vollends einmal nass — also beim ersten Gletscher — so hängt es wie Lappen und lässt sich nicht mehr festziehen.

Hingegen erhält man in Srinagar ausgezeichnete Filzstiefel nach tibetanischem System, die nicht zum Gehen berechnet sind, sondern nur fürs Lager. Und ebensogut und praktisch sind die Anzüge aus Kaschmirwolltuch, deren Unverwüstlichkeit ich bezeugen kann. Ihr Preis ist lächerlich gering.

Drittens kann man die ledernen Wasserflaschen loben, die für billiges Geld zu haben sind. Sie bilden einen wichtigen Bestandteil der Ausrüstung.

Alles was zum Zelt gehört, konnte ich mir durch Cockburns Agentur verschaffen und hatte in keiner Weise darüber zu klagen. Das war alles vorzüglich und hielt stand bis zuletzt. Das Zelt war nach dem Swiss Cottage Modell, hatte vorn ein kleines Schutzdach gegen die Sonne, hinten einen Wasch- und Baderaum. An Möbeln das Feldbett, ein Tisch und ein Stuhl, beide zum Zusammenklappen. Endlich der Chillum Chee, das einfache Gestell für das Wasch-

geschirr. Alles solide und praktisch. Den faulen Stuhl, mit dem die meisten Engländer reisen, lehnte ich ab. Zum Faullenzen würde ich keine Zeit haben, das wusste ich.

Das alles war mit Geduld, vielem Reden und energischem Auftreten zu beschaffen, aber die Hauptschwierigkeit blieb noch übrig: der Schikari. Das ist der Führer, wörtlich übersetzt der Jäger. Die bekannten, guten Leute waren längst genommen, als ich kam, und der Agent sagte mir gleich, es würde schwer halten, einen zuverlässigen zu finden. Am Tage vor der Abreise fand ich endlich einen, aber als zuverlässig stellte er sich nicht heraus. Er war faul, hinterlistig und verlogen. Mit dem Diener verstand er sich ausgezeichnet; beide zusammen setzten mir den passiven Widerstand entgegen, der das Schlimmste von allem ist. Man muss wissen, was starrköpfige, unwissende Mohammedaner darin leisten können, um nicht scharf zu urteilen, wenn ich gestehe, dass die beiden aus mir, der ich sonst ein Lamm sein mag, einen Löwen machten. Nach und nach gelang es mir freilich, meine Lage zu verbessern, da ich zunächst einsah, dass ich mehr von der Sprache lernen musste, um ihnen den leichten Vorwand abzuschneiden, sie hätten nicht verstanden, denn keiner konnte ein Wort Englisch. Dann lernte ich auch rasch ihre Charaktere kennen, so dass ich den einen gegen den anderen ausspielen konnte. Es war nicht schön, aber notwendig. Endlich gewann ich einen Vorsprung, sobald ich mit Land und Leuten etwas vertrauter wurde. Dann wusste ich immer sofort, wenn mich meine zwei edeln Adjutanten anlogen, was jeden Tag geschah. Da zeigte sich dann auch der Unterschied zwischen den beiden: der Diener merkte es nie, dass ich etwas gelernt hatte, denn er hielt es für sein abso-

lutes Recht, mich betrügen zu dürfen. Der Schikari hingegen wurde vorsichtiger und begann, mir nach dem Mund zu reden, während er vorher die Haltung eines Beschützers markiert hatte. Er war eben der intelligentere von beiden. Sein System änderte er damit nicht. Im Grunde seines Herzens verachtete er mich, einmal, wie jeder Mohammedaner dieser unteren Klassen jeden Europäer verachtet, sodann noch besonders, weil ich nicht jagte, sondern Pflanzen sammelte. Das schien ihm eine Beschäftigung, unwürdig eines Mannes, und dass er vollends selbst dabei behilflich sein musste, verzieh er mir nie.

Ich hoffe, die beiden nie wieder zu sehen.

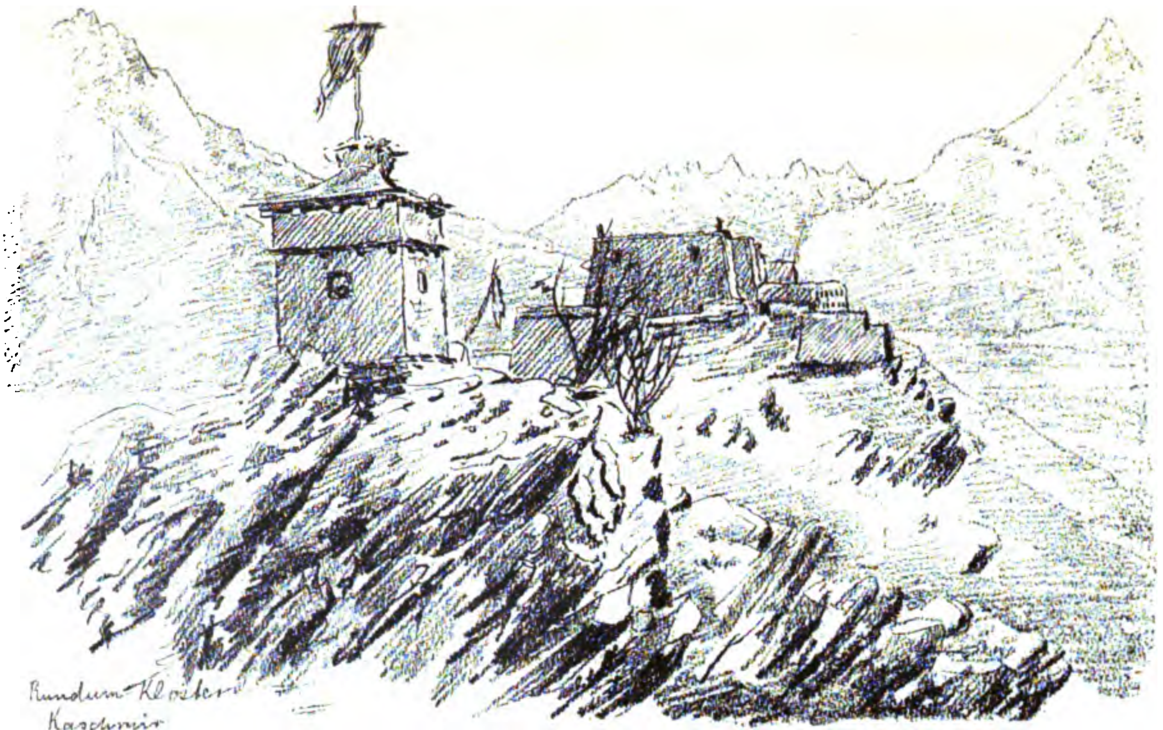
Bei den Herren der englischen Residentschaft, sowie bei den einheimischen Würdenträgern, dem Fürsten selbst und seinem Minister, fand ich eine ausgezeichnet liebenswürdige, rückhaltlose Unterstützung. Aber das ist ja immer und überall in Indien über alles Lob erhaben. Die einzige Ausnahme erlebte ich in Haiderabad von seiten der Beamten des Nizam, und das wurde nach Reklamation bei der englischen Behörde sofort richtig gestellt.

Das gesellige Leben Srinagars spielt sich ganz in den Hausbooten ab, in den Formen, die überall herrschen, wo Engländer sind. Besuche und Einladungen zum Frühstück, zum Tee und zum Diner, im Boot selbst oder daneben am Ufer unter schönen Bäumen, manchmal unter einem Kranz von bunten Laternen. Man bekommt den Klatsch von ganz Indien zu hören. Ausserdem liefert der Sport den hauptsächlichen Stoff zur Unterhaltung. Die Gesellschaft ist fast durchweg militärisch, nur wenige Zivilbeamte von Lahore kommen hier herauf, denn die Reise ist weit, und in diesen Kreisen ist der Eifer, Bergschafe, Bären

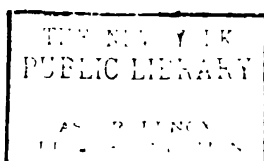
und Hirsche zu schiessen, nicht so gross wie bei den Offizieren.

Es wurde in diesem Jahr auch sehr viel von der Bahn geredet, die von Rawal Pindi über Abbottabad und das Jhelumtal herauf nach Srinagar gebaut werden soll. Die alten Stammgäste, die seit Jahren regelmässig herkommen und Kaschmir ein wenig als ihr Eigentum betrachten, sind natürlich dagegen, denn sie fürchten eine Invasion. Dieselbe Befürchtung, so munkelt man, soll in einheimischen Kreisen gehegt werden, freilich aus anderen Gründen. Immerhin wird an einer elektrischen Zentrale drunten bei Uri schon gebaut, und ein deutscher Ingenieur wird erwartet, so sagt man, der irgendwie damit in Verbindung stehen soll. Für diesen hält man natürlich mich. Es sind in diesem Sommer nur sechs Nichtengländer in Kaschmir; vier französische Herrschaften, ein Italiener und ich. Die Franzosen lernte ich schon in Lucknow kennen, wusste aber nicht, dass sie hierher kommen wollten. So suche ich sie gleich auf, da ich von ihnen höre. Ihr Hausboot liegt draussen im Stadtsee, in der Bucht, die den sonderbaren Namen Gogribal führt. Die Fahrt dahin ist hübsch durch die tiefen, klaren Wasserstrassen, von hohem Schilf und flutenden Binsen eingefasst. Am Rande schwimmen gelbe und weisse Seerosen, die Sterne der bei uns so seltenen Wassernuss und das reizende, gelbblühende Limnanthemum, das auch in den Seen Ostpreussens heimisch ist. Die Lotospflanzen sind vor zwei Jahren alle erfroren, sollen aber wieder ausgesäet werden.

Auf einem Seerosenblatt sitzt ein schwarzweissgestreifter Königsfischer, der einen ergatterten Fisch verschlingt, fast so gross wie er selber. Er lässt sich durch unser Kommen nicht in seinem schwierigen Ge-



16. Buddhistisches Kloster im Rungdumtal, Westtibet, ca. 4000 m.



schäft stören. Nach vielem Zurechtrücken und stossweisem Schlucken gleitet endlich das eine Tier in das andere hinab. Ganz zuletzt schaut der Schwanz noch heraus — der kann offenbar erst nachfolgen, wenn der Kopf verdaut ist. Drunten in Indien gibt es noch andere Arten dieser reizenden Vögel, getupfte und buntschillernde.

An einer felsigen Landzunge unter hohen Maulbeerbäumen liegen die beiden Hausboote der französischen Ehepaare. Die Überraschung ist gross und herzlich — das tut immer wohl so draussen im fremden Land. Eigentlich kannten wir uns wenig, aber hierzulande kommt man sich schnell näher, wenn nur ein bisschen etwas mitklingt in den beiderseitigen Naturen. Es kam rasch und ganz von selbst, dass ich mich an das eine der beiden Ehepaare enger anschloss als an das andere. Nur der Herr selbst war Franzose, seine Frau Engländerin, und ich als Deutscher — ein recht internationales Kleeblatt, und doch in bestem Einvernehmen. Das „Schicksal" stiess uns später noch viel mehr aufeinander in ganz unverhoffter Weise. Hier plauderten wir lange und eingehend von unseren Erfahrungen, von den gemeinsamen indischen Freunden, in deren Haus in Lucknow wir uns kennen gelernt hatten. Wir als Nichtengländer konnten uns ja indische Freunde leisten.

Beim Abschied hiess es: Auf Wiedersehen in Paris oder in München. Denn von da ab gingen unsere Pläne weit auseinander.

Am andern Morgen zog ich ab, zunächst noch in der Dunga den Fluss hinauf gen Islamabad. Dieses Mal ist die Bootmannschaft vollzählig in der heiligen Zahl sieben. Ein kleines Mädchen von zwölf Jahren ist die siebente. Nach dem Wortlaut des Gesetzes ist

das in Ordnung; sie gilt als Erwachsene. Sie ist ein hübsches, kleines Ding, trägt den seltsamen Kopfschmuck, eine emaillierte Scheibe auf der Stirn und an den Ohren zwei grosse Sterne aus bunter Seide und falschen Perlen. Das Haar ist in sechzehn kleine Zöpfchen aufgelöst, die alle in einem Endpunkt mit buntem Bändchen vereinigt sind und so eine Art Schleier über dem Rücken bilden. Diese verzwickte Haartracht ist sehr malerisch, hat aber ihre Nachteile, eben weil sie so lange Zeit zu machen in Anspruch nimmt. Ich fürchte, sie muss immer einen Monat halten — manche behaupten, noch länger, wie der Turban des Inders.

Bis Pandretan gehe ich zu Fuss in etwa 45 Minuten, während das Boot 2—3 Stunden braucht, dank den grossen Krümmungen des Flusses. Hier lag einst eine alte Hauptstadt von Kaschmir, von der noch ein einziger kleiner Tempel übrig ist. Er steht auf einem Inselchen inmitten eines kleinen Teiches, von Weiden beschattet.

Von hier geht es ziemlich eintönig auf dem Fluss weiter, immer zwischen zwei hohen Lehmwänden. Überall sind die beiden typischen Kaschmirpflanzen zu sehen: der Maulbeerbaum (nur die schwarze Art) und die Schwertlilie. Von dieser habe ich vier Sorten gesehen, eine weisse, zwei blaue und eine hochgelbe. Sie bedecken oft weite Strecken, sind aber jetzt schon verblüht.

In Pampur führt eine Brücke über den Fluss, krumm und schief. Die Pfeiler bestehen aus Balkenlagen, längs und quer; die Zwischenräume sind mit unbehauenen Steinen ausgefüllt. Es ist eine billige und praktische Bauart, scheint auch widerstandsfähig zu sein gegen den Anprall des Wassers. Aber diese Pfeiler setzen sich unregelmässig und verziehen daher die

Brücke. Auch faulen einzelne Balken leicht heraus und werden nicht immer gleich ersetzt. Hier übernachten wir, nehmen auch ein Säckchen des berühmten Pampurbrotes an Bord. Das ist eine Art Zwieback, der frisch ganz ausgezeichnet schmeckt, besser als alles derartige, was man in Europa bekommt. Er war der lichteste Punkt in der ganzen himalayanischen Verpflegung. Aus was er gemacht wird, konnte ich nicht erfahren. Solange der Vorrat anhielt, war ich der schauderhaften Chuppatties enthoben, die mein Diener verbrach. Sie sind kleine, runde Kuchen aus Mehl und sollen das Brot ersetzen. Sie werden warm gegessen. Ich konnte mich nie mit ihnen befreunden: sie liegen drei Tage im Magen.

Der zweite Tag bringt uns nach Awantipur, wo wieder interessante Tempelruinen stehen, und wo die Heimat meines Schikari ist, und weiter nach Bij Behára. Hier überrascht mich der Schikari mit der Nachricht, er habe in Awantipur, wo er seine Familie besuchte, seine ganze Barschaft, 6½ Rupies, verloren und wolle zurück, um das Geld zu suchen. Es war schlau von dem Mann, denn wenn ich nein sagte, so musste ich anderständigerweise den Verlust ersetzen. Ich hätte ihn nicht gehen lassen sollen, obwohl er versprach, am andern Mittag in Islamabad zu sein. Doch ich war immer noch harmlos und liess ihn ziehen. Wir trafen richtig am andern Mittag in Islamabad ein, aber der Schikari kam nicht. Am Abend war er noch nicht da und auch am folgenden Morgen nicht. Ich wusste jetzt genau, dass der Mensch irgendeine unergründliche Geschichte vorhatte, die er mir nicht sagen wollte. Dass er kommen würde, dessen war ich sicher, denn ich liess mir sein zurückgelassenes Gepäck zeigen. Das würde er nicht im Stich lassen. Dabei stellte sich

heraus, dass der Edle die sechs Rupies, die ich ihm in Srinagar zum Ankauf einer warmen Decke gab, in die Tasche gesteckt hatte und mit einer alten, dünnen reiste. Voll böser Ahnungen revidierte ich daraufhin das Gepäck des Dieners und fand natürlich bei ihm dieselbe Sache. Achtundvierzig Stunden später tauchte der Herr Führer auf, und als ich ihm Vorhalt machte wegen seines Ausbleibens, sagte er mit dem ruhigsten Ausdruck der Welt: „Wenn der Herr nicht zufrieden ist mit mir, kann er sich ja einen anderen Schikari nehmen.“ Ich war für den Augenblick der Blamierte, denn der Kerl wusste genau, dass das eine Verzögerung von sechs Tagen bedeutet hätte, vorausgesetzt, dass ich überhaupt einen anderen bekam.

Die gezwungene Musse benützte ich zu einem Ausflug nach Achabal oder Achibal oder Achebal. Welche Schreibweise die „richtige“ ist, konnte ich nicht ergründen, wie so oft in Kaschmir. Der Weg geht durch ebenes Land auf den Ausläufer einer Hügelkette zu, die vom ersten Hauptkamm zum Jhelum herabsteigt. Es wird hier viel Reis gebaut, darunter eine merkwürdige Abart: die ganze Pflanze ist dunkel braunrot überlaufen, etwa wie der hochstämmige Winterkohl am Teutoburger Wald. Also ein Trauerreis.

Der Hügel von Achabal ist mit schönem Zedernwald bedeckt. An seinem Fuss entspringt die berühmte, mächtige Quelle. Sie kommt direkt aus dem Felsen und dringt mit solcher Gewalt empor, dass eine fusshohe Wellung entsteht. Sie ist in Terrassen gefasst; auf der untersten bildet sie ein grosses Becken, in dem noch die Röhren einer grossen Zahl von Springbrunnen zu sehen sind. In der Mitte auf einem Quaderunterbau steht ein hübscher, hölzerner Kiosk. Ringsumher gedeihen schöne Obstbäume — von der Güte

der Kirschen konnte ich mich selbst überzeugen. Den Boden deckt ein schöner Grasteppich. Die alten „türkischen“ Bäder nahebei sind fast ganz zerstört. Dieser Fleck ist hübsch, aber seine grosse Berühmtheit verdankt er wohl hauptsächlich Thomas Moores poetischer Schilderung in Lalla Rookh.

Nahebei sehe ich unter Pappeln ein Zelt stehen; ein Herr und eine Dame sitzen davor beim Tee. Sie schicken sofort den Diener herüber und lassen mich einladen. So verplaudern wir eine höchst angenehme Stunde. Alle diese kleinen Abenteuer von Gastfreundschaft haben mich immer wieder mit warmer Dankbarkeit und Sympathie für Angloindien erfüllt.

Auf dem Weg nach Martand gilt es, einen breiten Fluss zu überschreiten. Das geschieht auf dem Rücken eines Kuli, denn die Schindmähre, auf der ich ausgezogen war und die nicht mehr laufen konnte, sandte ich längst zum heimischen Stall zurück. Dann geht es einen kurzen, aber steilen Berg hinauf und nun stehe ich auf einem dreieckigen Tafelland. Am Fuss der Südspitze liegt Islamabad, in der Mitte der sanft ansteigenden breiten Basis, die sich an höhere Berge anlehnt, winkt der Tempel. Eine Wanderung von $^5/_4$ Stunden bringt mich zu ihm hin. Es ist eine wirklich schöne Ruine, umgeben von reizendem Klosterhof. Aber das Schönste ist seine Lage. Die Landschaft zeigt hier einen wahrhaft grossen Zug. Zur Linken hat man die bewaldeten Vorberge hinter Achabal, darunter die Ebene von grünen Reisfeldern. Gegenüber die Schneegipfel des Pir Ponjal, die sich von hier gesehen weit besser gliedern als vom unteren Tal aus. Dann das ganze Jhelumbecken bis nach Srinagar. Dies alles in der Abendsonne, voll zarter Farbentöne.

In Islamabad an der Post mache ich noch eine

freundliche Bekanntschaft. Eine junge Dame kommt angaloppiert und soll für ihren Koch erspartes Geld hinunterschicken zu seiner Familie nach Lahore. Aber das Buchstabieren der argen mohammedanischen Namen macht ihr grosse Schwierigkeit. So vereinigen wir denn unsere linguistischen Kräfte und dann ziehen wir zusammen hinunter zum Landeplatz, der eine halbe Stunde weit weg liegt. Dort mache ich der Mutter des jungen Mädchens meinen Besuch. Die beiden Damen, Irländerinnen, wollen nach Pahalgam, um dort den Sommer zu verbringen. Dahin will auch ich, sobald der Schikari zurückkommt. Am nächsten Morgen gab ich den Damen ein Stückchen weit das Geleit. Als ich mich verabschiedete, waren die Gedanken für meinen Führer nicht die freundlichsten — hätte er seine Pflicht erfüllt, so wäre die Reise nach Pahalgam angenehmer geworden.

In Islamabad vertrödele ich den zweiten langen Tag des Wartens. Es ist ein elendes Nest, aber ein paar malerische Winkel sind wohl da. Die alte Moschee zum Beispiel, mit hübschem holzgeschnitztem Masswerk. Dann die starke Quelle, von Kiosken und alten Bäumen umrahmt. In ihrem Steinbecken wimmelt es von dickköpfigen Fischen; die Tiere sind so zahm, dass sie buchstäblich aus der Hand fressen. Sie schmatzen dabei laut. Manche lutschen sogar am Finger, den sie für ein Stückchen Brot halten. Nur der Maharajah bekommt hier und da einen von ihnen zu speisen.

Endlich am folgenden Morgen geht die Reise los; von hier aus mit Ponies. Die Bootleute werden verabschiedet, was natürlich nicht ohne Meinungsverschiedenheit abgeht; das Packen der Tiere warte ich nicht ab. Das ist Sache des Schikari.

Der erste Ort, der berührt wird, ist Bawan. Bis

dorthin geht man immer dem steilen Absturz des Tafellandes von Martand entlang. In Bawan ist ein ähnlicher Fischteich wie in Islamabad und gleich davor ein Lagerplatz mit vier herrlichen Platanen, die zu jeder Tageszeit Schatten spenden. Dann dreht der Weg um einen Felssporn, in dem einige heilige Höhlen liegen, und zieht nun durch eine wohlangebaute Ebene auf gutem Strässchen gen Aschmakam. Der Ort ist einer der malerischsten, den ich in Kaschmir sah, voll alter Holzhäuser, die sich steil den Berg hinan ziehen. Er ist nicht unähnlich gewissen Abruzzendörfern, aber schmutziger. Auf einem Sporn des Liwarpatur, eines 3900 m hohen Berges gelegen, wird er überragt von einem alten mohammedanischen Kloster. Man nennt das Gebäude so, obwohl unser Begriff „Kloster" in den Islam nicht passen will. Dieses langgestreckte Haus mit seinen zwei Ecktürmen und einem Minar, dessen Holzaufsatz an die Minarets von Tunis erinnert, beherrscht die ganze Gegend, man kann es schon von Islamabad aus sehen. Etwas unterhalb ist der Lagerplatz, eine sanft ansteigende Weide voll schöner Nussbäume. Ein alter Mann in spitzer Mütze und einem Mantel, der ganz aus bunten Läppchen und Streifen zusammengesetzt ist und von Schmutz starrt, bringt mir auf einem Teller Bündelchen von wilder Minze, Mandeln und Nüsse. Zum Schmuck der Platte hat er einen wilden Apfel auf ein Hölzchen gespiesst und weisse Jasminblüten hineingesteckt. Er ragt aus dem Häufchen von Mandeln in der Mitte empor. Die Gabe wäre freundlich, aber das Gesicht des Gebers ist finster und sagt deutlich: „Wenn ich dir nichts bringe, gibst du mir ja doch nichts." Er irrt sich; wenn ich ein freundliches Gesicht sähe, gäbe ich ihm viel lieber auch ohne Gegengabe. Oft muss man hier mit einem stillen Seufzer

davon absehen, freundlich zu den Leuten zu sein. Sie werden sofort zudringlich und versuchen, zu betrügen, weil sie die Freundlichkeit als Schwäche oder Unerfahrenheit auslegen. Immer wieder habe ich's versucht, immer wieder misslang das Experiment. Die Hauptgründe dafür sitzen freilich tiefer — das habe ich in der Skizze über das mystische Indien zu zeigen versucht.

Wenn man der Bergrippe, auf der Aschmakam ruht, aufwärts folgt, so gelangt man zu der Ziarut von Pindabal, einer Art von Schrein, der für einen mohammedanischen Heiligen errichtet ist. Der Aufstieg ist lang und steil und heiss, aber immer voll herrlicher Aussicht. Unten am Fuss des Berges ist reicher Baumwuchs, Eiben, wilde Nussbäume, eine sonderbare Haselnuss mit Hüllen wie Hahnenkämme, Rosskastanien, verschiedene Arten von Schneeballen, darunter eine, deren Blätter einen widerlichen Geruch verbreiten. Auf den Felsen blüht eine schöne Lilie. Etwas höher droben beginnen an der nach Norden gekehrten Bergseite Fichtenwälder, die Südseite ist wie immer kahl und fällt sehr steil ab. Hier wächst hohes, rauhes Gras, dazwischen Bündel des himalayischen Türkenbunds und des Eremurus, einer anderen hohen Liliacee, dem Asphodelus ähnlich. Das Steigen geht langsam vonstatten, zum erstenmal spüre ich die Wirkung der verdünnten Luft, obwohl ich hier noch nicht höher bin als 3000 m. In den Alpen habe ich in dieser Hinsicht nie Schwierigkeiten gehabt, sondern konnte fast sagen: je höher, desto leichter. Hier im Himalaya fand ich die Grenze, wo es mir wohl zumute war, bei etwa 3500 m. Dann begann der Schlaf unruhig zu werden. Aber die Atmung litt bei steilem Steigen schon unter dieser Höhe. Bergkrank bin ich trotzdem nie gewor-



17. Das Tal von Kangi in Westtibet, nach Osten gesehen, 3000—3500 m.

den, stets handelte es sich nur um die Schwierigkeit zu atmen, und um die Folgen der dadurch veranlassten Muskelanstrengung, Brustschmerzen und Kopfweh.

Der Grat, dem wir gefolgt sind, mündet auf ein ganz kleines Plato, das nach allen Seiten steil abstürzt. Ganz vorn steht die Ziarut, ein niedlicher, uralter Holzbau von Liliputdimensionen mit spitzem Dach. Der Schikari stellt sich sofort davor auf und fingert betend seinen Rosenkranz, indem er die hölzernen Perlen immerzu durch die Hand gleiten lässt. Sie tun das alle hier, Hindus wie Mohammedaner; selbst bei den buddhistischen Mongolen von Sikkim und Bhotan sah ich es, aber nicht in Birma, noch in Ceylon.

Um die Kapelle her ist eine der seltenen blumigen Wiesen, die ich im Himalaya traf. In den Alpen fällt es auf, wenn sie nicht da sind, hier ist es umgekehrt. Und wieder, wie unten, eine seltsame Pflanzenmischung. Hier, mehr denn 3000 m über Meer, blühen Unkräuter, die auch im deutschen Tiefland wachsen; daneben Subalpines, wie das reizende Sperrkraut, dem Stilfserjochwanderer wohl bekannt, weisser und blauer Akelei, die Narzissen-Anemone, die auf den Bergen um den Genfersee her im Juni die Matten ziert. Dichte Polster von Edelweiss gedeihen, doch die Sterne sind klein, die Stengel mager, die Farbe ist ein trübes Graugrün oder geblich. Daneben ein Gebüsch von schwarzen Johannisbeeren. Auch noch Bäume kommen hier herauf: die hohen Fichten, eine Adlerbeere, die „nützliche Birke", deren Rinde in grossen Lappen losgelöst zu allem möglichen verwendet wird: zu Körbchen, zum Einwickeln, sogar als Briefpapier.

Hinter der Wiese geht der Kamm weiter hinauf zu den dräuenden Felswänden des Lidarpatur, der noch etwa 1000 m höher ansteigt. Da oben liegt noch

Schnee, der offenbar von Lawinen herrührt und bis auf die Schuttkegel herabreicht, die sich am Fuss der Felsgrate häufen. Das Gebirge ist hier stark in Zersetzung, denn es besteht aus Kalkstein.

Ich möchte noch hinaufsteigen zu den Felsen, aber der Schikari schwört, es liege eine tiefe Schlucht dazwischen. Das konnte wahr sein, von unten sieht man das nicht. Nachher freilich stellte es sich als Schwindel heraus — es war von dem Kerl nur gesagt, damit er nicht mehr steigen musste. Solche kleine Scherze versuchte er auch noch lange nachdem ich ihn erkannt hatte und alle seine Angaben kontrollierte. Ich konnte ihm nie glauben.

Beim Abstieg hat man immerzu den herrlichen Blick vor sich, gen Süden, Osten und Westen. Das Schönste ist das breite Tal des Lidarflusses, das aussieht wie ein grosser dunkelblauer See, da die Reisfelder jetzt alle unter Wasser stehen.

Die erste Nacht im Zelt war kein Genuss. Man muss sich erst daran gewöhnen, so fast in freier Luft zu schlafen. Auch erhielt ich einige Male Besuch von Pariahunden, die in diesen Tälern noch sehr häufig sind. Es ist mit ihnen, wie mit den Menschen: wenn man freundlich zu ihnen ist, so kann man sich ihrer kaum mehr erwehren. Meine Leute hassten sie geradezu, was bis zu einem gewissen Grad gerechtfertigt ist, denn die armen Tiere sind häufig mit ekelhaften Krankheiten behaftet; die Kamelfliege haben sie alle im Fell, ein merkwürdiges, gelbbraunes Insekt. Es besitzt einen so harten Panzer, dass es nur schwer zu töten ist. Übrigens entgehen auch die Schosshunde diesem Parasiten nicht, der sich tief ins Fell verkriecht, oder noch lieber in die Ohren zur grossen Qual der Tiere. An den Menschen geht er nicht.

Wenn aber meine beiden Gefährten ihren Abscheu vor den Pariahunden damit motivierten, dass der Hund unrein sei und daher vom rechtgläubigen Mohammedaner nicht berührt werden dürfe, so erwies sich das später als Vorwand. Denn in Leh erstand mein rechtgläubiger Schikari einen schönen Hund aus Yarkand, den er mit sich führte bis nach Srinagar und täglich viele Male berührte. Mit diesem war ein Geschäft zu machen und so kümmerte man sich um die Unreinheit nicht weiter.

Der Marsch durch das Lidartal nach Pahalgam ist schön. Das klare Wasser des Flusses rauscht schäumend über Felsblöcke, die Luft ist erfüllt vom Duft des wilden Jasmin und der Moschusrose, die sich durch die Bäume schlingen. Der Weg ist gut, zieht sich immer auf der rechten Flussseite hin; gegenüber an der Berglehne sieht man hier und da einige Bauernhäuser, zu denen auch einmal eine Brücke hinüberführt. Zweimal begegnen wir Europäern, die mit ihren hochbepackten Gepäcktieren talabwärts ziehen. Ein Diener trägt einen Käfig, in dem ein Kanarienvogel sitzt. Der gehört sicher der alten Dame, einer guten Sechzigerin, die rüstig neben ihrem Sohn herreitet. Kanarienvögel scheinen überallhin mitgenommen zu werden. Bei einer Landung in New York, als die Zwischendeckpassagiere wegen eines Pockenfalles in Quarantäne nach Staten Island geschafft wurden und alles Gepäck zurücklassen mussten, erschien eine Frau mit einem Kanarienvogel im Käfig. Man sagte ihr, sie könne ihn nicht mitnehmen, da sie über steile Planken hinunter musste auf das kleine Boot. Aber sie kämpfte wie eine Löwin um den Vogel und setzte schliesslich ihren Willen durch. Sie wäre auch beinahe ins Meer gefallen wegen des Käfigs, da sie sich beim

Hinabklettern nicht ordentlich halten konnte — trotzdem gab sie ihn nicht einen Augenblick aus der Hand.

Pahalgam ist ein elendes, schmutziges Dorf am Zusammenfluss der beiden Arme des Lidar. Meine Leute suchen mich zu bestimmen, hart am Ort zu lagern, aber in dem Wald, der dem Dorf vorliegt, habe ich Zeltdächer erspäht, und so vermute ich, dass dort angenehmere Lagerplätze zu finden sind. Später war das immer so: wenn ich einmal das Gepäck vorausgehen liess, so konnte ich sicher sein, dass ich trotz Verbots das Zelt möglichst nahe den Häusern aufgerichtet fand. Zweimal liess ich es wieder abbrechen. Die Gesichtspunkte sind eben verschieden.

In diesem Wald, der aus Fichten und Tannen bestand und eigentlich eher eine bewaldete Wiese war, fand ich eine ganze Zeltstadt. Er ist nach Gulmarg einer der beliebtesten Orte geworden, wohin sich die Herrschaften zurückziehen, wenn es in Srinagar zu heiss wird. Der Maharajah hat sogar ein Haus bauen lassen, wo ein gefälliger Postmeister den Sommer über seines Amtes waltet. Von Sportplätzen u. dgl. habe ich nichts gesehen. Das fiel mir gleich auf. Ich verstand diesen Mangel erst, als ich sah, dass sich das Publikum von Pahalgam fast nur aus Damen und älteren Herren zusammensetzte.

Zu einem Hotel gab der Fürst bis jetzt noch nicht seine Zustimmung.

Diese Ansammlung von Sommergästen macht, dass man dort allerlei bekommen kann: Milch, Hühner, Eier, Hammelfleisch nach dem Gewicht, und sogar Brot. Im Hinterstübchen des Posthauses sind selbst Konserven erhältlich, freilich zu enormen Preisen. Aber andererseits wird durch die vielen Menschen die Freiheit des Zeltlebens fast zunichte gemacht. Die Be-

suchmacherei blüht und darin wird so scharf gerechnet wie in der Stadt; auch passt der eine dem anderen auf, und durch die Diener erfährt man alles, was in den anderen Zelten vorgeht, Wahres und auch Unwahres.

Bald hatte ich die beiden Damen von Islamabad entdeckt. Sie waren äusserst liebenswürdig, wiesen mir den schönsten Lagerplatz — er war am Morgen frei geworden durch den Abzug der Dame mit dem Kanarienvogel. Zum Tee luden sie mich ein in ihre luxuriöse Behausung. Luxuriös, denn sie hatten ein besonderes Zelt, das als Speisesaal und Salon diente und mit Bodenteppichen belegt war. Da aber noch zwei Damen dazu kamen, so gingen die Stühle aus und man setzte sich auf die Kiltas. Erst versuchte man, mir mit grosser Mühe die Anfänge der Kochkunst beizubringen, wie man mit ghi, dem landesüblichen Ersatz für Butter, sparsam hantiert, wie Kartoffeln gesotten werden, ein Rezept, um hartes Fleisch geniessbar zu machen. Dann notierte ich die Preise für Milch, Butter, Eier, Hühner. Lauter sehr notwendige Dinge für den Reisenden im Himalaya.

Abends sass ich behaglich bei der Kerze im Zelt und schrieb den Lieben zu Hause. Da rauschte es plötzlich über mir, und ein grosser Vogel schien sich auf einen Ast der Fichte, unter der ich lagerte, niederzulassen, dicht über dem Zelt. Ich trat vorsichtig heraus und spähte hinauf, entdeckte jedoch zu meinem Staunen, dass es kein Vogel war, sondern ein schönes Eichhorn mit buschigem Schwanz, das angeflogen war. Bis dahin hatte ich nichts gewusst von der Existenz fliegender Eichhörnchen. Aber in diesem Land ist alles möglich. Hatte ich doch in Brindaban schon die Bäume voll fliegender Hunde hängen sehen, den Kopf

nach abwärts; die Engländer nennen sie fliegende Füchse. Also Hunde und Füchse — warum nicht auch Eichhörnchen und vielleicht noch richtige Drachen.

Am andern Tag flogen wir selber aus nach Aro, einem ganz kleinen Ort in einem Seitental. Eine schöne Bergpyramide schliesst dort die Welt ab und kleine Firne schmiegen sich ihr an. Aber im grossen und ganzen bieten diese Täler lange nicht das, was unsere Alpentäler an Schönheiten bergen. Sie sind eher monoton zu nennen. Dazu trägt hauptsächlich die erwähnte, halbierte Bewaldung bei. Die eine Talwand scheint von der Mittelmeerküste genommen, die andere von Norwegen, und daraus wurde ein Ganzes gemacht. Die ästhetische Wirkung ist nicht glücklich.

Am unteren Rand der Nadelwälder läuft übrigens in diesen Tälern ein schmaler Gürtel von Laubwald, der gar nicht in den Begriff von „alpin" hereinpassen will. Er ähnelt dem, was man etwa auf dem Karst bei Triest oder am Eingang der italienischen Alpentäler zu sehen gewohnt ist, nicht aber in der Höhe des Righi oder Pilatus. Da ist ein schöner Ahorn, Ulme und die weissblühende Rosskastanie, Pimpernuss, Berberitzen und Schneeballen. Die prächtigen Schlingrosen, der echte Jasmin und Klematis hängen von den Bäumen, weisse Päonien, gelbes und rotes Kräutleinrührmichnichtan blühen am Rand. Der Perückenbusch spreizt sich, der Essigbaum breitet die schöne Krone aus. Die Haselnüsse wachsen zu richtigen Bäumen und werden daher von dem, der zum erstenmal hierher kommt, nicht erkannt. Und doch wird der Neuling stets behaupten, er habe dort eine Menge Haselnussbüsche gesehen. Er meint damit die Parrottia, die allerdings so täuschend unseren heimischen Strauch nachmacht, dass jeder darauf hereinfallen muss. Erst

wenn man die Fruchtbüschelchen näher betrachtet, entdeckt man den Irrtum.

Als freundlichste Erinnerung an die Heimat zeigt sich in schattigen Schluchten der Nussbaum, der freilich hier, wo er wild wächst, kleine Früchte trägt, die mehr dem Eichhorn und dem Bären schmecken, als dem Menschen.

Auf einer Matte liegen die paar Sennhütten beisammen, die den Ort Aro ausmachen. Dahinter steigt das Tal empor, das zum Pass von Lidarwat führt und über diesen ins Sindtal. Vorn bricht die Matte im Steilabsturz zum Bach hinunter und dort am Rand steht eine einzelne schöne Fichte. Unter dieser lagerten wir und nahmen unser Frühstück ein: Brot, Butter, Eier, ein kaltes Huhn und Hammelzungen. Ochsenzungen dürfen nicht eingeführt werden in Kaschmir, da der Rajah strenggläubiger Hindu ist. Daher darf das Fleisch des heiligen Rindes im Lande nicht verzehrt werden. Das hindert freilich nicht, dass im Basar von Srinagar das Verbotene verkauft wird unter falscher Etikette. Ein behagliches Frühstück war es, als wären wir irgendwo bei Zermatt oder Cortina gesessen, und nicht hoch im Himalaya, schon sieben Tagereisen von der nächsten Eisenbahnstation entfernt. Aber doch konnten wir uns nicht ganz dem Einfluss des merkwürdigen Landes entziehen, in dem wir uns befanden, und bald kam die Rede auf die seltsamen Erlebnisse, die in irgend einer Form den meisten drüben zustossen, die von der Heerstrasse abweichen, oder auch aus sich selbst heraus. Ich erzählte zuerst meine kleine Geschichte mit dem Fakir von Hardwar. Dadurch ermutigt, berichtete mir die Dame zwei Dinge, die sie erlebt hatte. Sie konnten allerdings ebensogut in Europa passieren, „aber“, so

meinte sie, „es ist mir eben drüben nie dergleichen vorgekommen.“

Ich lasse sie erzählen: „Das eine Mal war es in Darjiling. Mein Mann war gerade auf der Tour — im Zelt, wissen Sie — irgendwo drunten im Terai von Nepal, und unsere Verbindung war sehr unregelmässig. Ich schrieb nach Mozufferabad und von dort wurden ihm die Briefe nachgeschickt. Ich wohnte im Rockwood Hotel und war gar nicht wohl, konnte mich schwer von einem Fieberanfall erholen, den ich drunten in Bengalen gehabt hatte. Es war sehr nette Gesellschaft da, Freunde aus Kalkutta und Allahabad, und man verhätschelte mich förmlich. Nun sollte beim Statthalter von Bengalen, der ja im Sommer in Darjiling residiert, ein grosser Ball stattfinden, zu dem wir alle eingeladen waren. Ich hatte natürlich meinem Mann versprochen, mich sehr zu schonen, und lehnte daher ab, obwohl meine Freunde in mich drangen, mitzukommen. Es war schwer, zu widerstehen, und als letzter Hinderungsgrund half nur, dass ich kein Ballkleid bei mir hatte. Da wollte aber das Unglück, dass am Morgen des Balltages die halbjährliche Kleidersendung von London eintraf, und dabei war ein wunderschönes Abendkleid, hellgrün mit weissen Spitzen. Ich muss sagen, dass ich mich vollkommen auf meine langjährige Schneiderin verlassen kann, die genau weiss, was mich kleidet, und also nie vorher Bestimmungen treffe über die Kleider. Nun gab es kein Halten mehr und ich versprach endlich, für eine Stunde mitzukommen. Im Ballsaal aber traf ich zu meiner Überraschung einen Freund meines Mannes, einen Offizier, den ich im Punjab glaubte. Er bat so lange, bis ich zusagte, mich von ihm zum Souper führen zu lassen. In der Tür zum Speisesaal — es war gegen Mitter-

nacht — sagte er lachend: ‚Teddy — das ist mein Mann — weiss nicht, dass ich hier bin; der wird Augen machen, wenn er hört, dass ich Sie zu Tisch führen durfte'. Aber ich bat ihn, nicht zu schreiben, da ich nicht wollte, dass Teddy von anderen meinen Leichtsinn erführe. Am nächsten Morgen wollte ich ihm selbst alles erzählen, so dass er den Brief am zweiten oder dritten Tag gehabt hätte.

Sie müssen nun wissen, dass mein Mann ein flotter Offizier ist, der sich niemals mit Ahnungen oder dergleichen befasst; ich kann mich nicht erinnern, dass wir jemals über derlei gesprochen hätten.

Aber zu meinem grossen Erstaunen erhielt ich am Morgen des zweiten Tages nach dem Ball einen Brief von ihm, worin er mir schrieb, er stehe unter dem starken Eindruck eines Traumes, den er gegen Mitternacht gehabt habe (die Zeit stimmte auf den Balltag) und sende den Brief mit einem besonderen Eilboten zur nächsten Post. Ich möchte ihm sofort telegraphieren, was los sei. Er habe mich in einem grünen Kleid mit Spitzen inmitten einer glänzenden Gesellschaft am Arm unseres Freundes (er nannte ihn) durch eine hohe Doppeltür gehen sehen, und ich hätte gesagt: bitte, schreiben Sie nicht, ich will ihm selbst alles mitteilen.

Na, da war ich schön eingegangen. Wir haben nachher noch viel darüber gelacht. Aber unheimlich blieb mir die Geschichte doch; ich habe nie wieder etwas getan ohne sein Vorwissen.

Die andere Sache war noch grausliger. Damals zog ich mit meinem Mann auf einer Inspektionsreise durch Bengalen. In der Nähe von Ghazipur übernachteten wir in einem kleinen Haus, das zum Vorwerk einer Indigopflanzung gehörte, etwa vier Stunden vom Haus des Besitzers entfernt, den wir kannten. Meine

Tochter war damals etwa zehn Jahre alt und schlief mit mir im selben Zimmer. In der Nacht erwachte ich an einem Gefühl von Beklemmung. Da sah ich mitten im Zimmer einen Mann stehen. Es war ein Engländer, ein alter Herr mit spärlichem, weissem Haar, glattrasiert; auf der linken Wange hatte er eine Narbe, die quer nach der Nase zu verlief. Er trug eine Art Schlafrock aus rotem Stoff mit indischer Stickerei, der ihn ganz umhüllte, stand ganz still und sah mich mit freundlichen Augen an. Zunächst wusste ich nicht recht, wo ich war, wie das so ist, wenn man plötzlich erwacht. Ich hatte keine Angst vor dem Mann, denn sein Blick war, wie gesagt, freundlich. Ich wandte mich nach dem Kind und sah, dass es mit offenen Augen dalag und die Erscheinung ruhig betrachtete. Aber dann bemerkte ich plötzlich, dass ich durch die Gestalt hindurch das Nachtlicht sah, das auf dem Waschtisch stand. Nun schrie ich laut auf; da wandte sich der Mann zur Seite, ging langsam durch das Zimmer und verschwand durch die Wand, hinter der das Zimmer meines Mannes lag. Eine Türe führte nicht hinüber. Ich schrie nochmals, und in diesem Augenblick kam mein Mann hereingestürzt. Er durchsuchte das ganze Haus, fand aber natürlich nichts. Nachher erfuhren wir von dem Pflanzer, dass etwa ein Jahr vorher in dem Zimmer, in dem ich schlief, General . . . an einem Schlaganfall gestorben war. An der Narbe auf der linken Wange und an dem roten Schlafrock war er leicht zu erkennen nach meiner Beschreibung. Das Merkwürdigste an der ganzen Sache war mir, dass die Kleine nicht die geringste Angst zeigte, obwohl sie alles gesehen hatte."

Bei der Rückkehr nach Pahalgam erwartete mich die erste von einer Reihe gleichartiger Szenen. Ich

hatte die Absicht gehabt, von dort nach Amarnath oder Ambernath zu ziehen, wo eine berühmte Höhle sich befindet, in der Wischnu in Gestalt eines nie schmelzenden Eisblockes verehrt wird. Also eine Art Eishöhle von Dobschau. Im Hochsommer ziehen Tausende von Pilgern hinauf. Jetzt, das wusste ich, würde ich noch viel Schnee finden. Von dort wollte ich hinüber nach dem Sindtal, um dann dem Karawanenweg zu folgen, der von Srinagar nach Leh führt und weiter nach Yarkand. Der Schikari sollte im Lauf des Tages die Träger besorgen. Man wendet sich an den Dorfältesten, den Lumberdar, eine Art von Schultheiss. Dieser hat die Leute zusammenzubringen. Sie erhalten vier Annas, d. h. 35 Pfennig für den Tag und haben dafür 50 Pfund 25 Kilometer weit zu tragen. Verköstigen müssen sie sich selbst und für den Rückweg werden sie nicht besonders entlohnt. Es ist blutwenig, aber für dortige Verhältnisse richtig.

Der Schikari empfing mich jedoch mit der Mitteilung, es gäbe in Pahalgam keine Träger. Da dies eine offenkundige Lüge war, die er nicht aufrecht erhalten konnte, so gestand er, die Leute wollten nicht gehen, weil höher droben noch viel Schnee liege. Ich sagte ihm darauf, es sei mir gleichgültig, ob ich über Amarnath oder einen leichteren Pass, den Lidarwat, ins Sindtal gelange. Aber auch das, so sagte er, wollten die Leute nicht tun. Nun fragte ich, ob er dem Lumberdar den Spezialpass, den mir der Maharajah gegeben hatte, nicht gezeigt habe. Darauf zuckte er nur die Achseln. Danach habe ich diesen Pass nicht mehr hervorgezogen, ausser ganz am Ende meiner Reise, wo er mir doch noch dazu diente, einige Hühner und ein Dutzend Eier zu erobern.

Während ich noch mit dem Schikari sprach, sah

ich unter den Bäumen vor dem Zelt drei Männer auftauchen. Der mittlere war ein alter mit einem Fuchsgesicht. Er entpuppte sich als der Lumberdar, der Dorfschulze. Nachdem ich einen Blick in diese Physiognomie getan hatte, begriff ich, dass man gekommen war, um möglichst viel aus mir herauszuschlagen. Zunächst fragte ich, wer die beiden anderen Männer seien. Meine Assistenten, log der Brave. Dann sagte ich ihm, ich wisse, dass es Kulis genug gebe und dass vor zwei Tagen ein Herr über den Lidarwat gezogen sei, mit Kulis von Pahalgam, nicht von einem anderen Ort. Das Joch sei also gangbar. Jetzt solle er mir sagen, warum er trotz des Spezialpasses mir keine Träger verschaffen wolle. Der alte Fuchs war etwas verblüfft, weil ich mehr wusste, als er dachte. Er begann zu stottern von „viel Schnee" und „keine Männer", schien also entschlossen, sein System durchzuführen. Inzwischen hatte ich mir die Karte vorgenommen und studierte. „Sahib," sagte der Schikari, „es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als wir kehren nach Srinagar zurück und gehen auf dem grossen Weg nach Leh".

Ach so — der wollte auch etwas! Ja, das war wohl zwischen den beiden abgekartet. Dem Schikari war der Weg über den Schnee nicht bequem. Wenn ich ihn trotzdem erzwingen wollte, so hatte ich dafür zu bezahlen, sagen wir doppelten oder dreifachen Tarif. Den höheren Betrag bekam aber beileibe nicht der Kuli, sondern der wurde dann zwischen Schikari und Lumberdar geteilt.

Nun gerade keins von beiden, dachte ich, und sagte zu den drei Männern, die noch vor mir standen: Jao.

Jao heisst einfach „geh". Es ist an und für sich durchaus nicht unhöflich, sondern wird in Indien bei

Besuchen angewendet. Wenn nämlich der Hausherr findet, dass ein Gast lange genug da war, so sagt er in höflichster Weise „jao"; der Besucher würde gegen alle gute Sitte verstossen, wenn er vor dieser Aufforderung aufbrechen wollte.

Aber meine drei Besucher glaubten nicht an den Ernst meiner Absicht. Der Lumberdar hatte wohl mit dem Schikari die beiden erwähnten Eventualitäten abgekartet, aber in seinem Interesse lag nur die eine mit dem erhöhten Tarif. So wollte er nicht gehen, ohne noch einen Versuch gemacht zu haben, mich zu ködern. Er begann nochmals mit erhobenen Händen zu beteuern, ich sei sein Vater und seine Mutter. Aber da riss mir die Geduld, denn nach irgendwelchen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Kerl trug ich kein Verlangen, und ich sprach ein zweites Mal das kleine Wort, freilich mit lebhafterer Betonung und indem ich einen Schritt vortrat. Die Wirkung war grossartig. Wie von der Tarantel gestochen, drehten die drei Recken um und rannten den Abhang hinunter, hielten auch nicht an in ihrem Lauf, solange ich sie sehen konnte.

Nachdenklich sah ich ihnen zu. In diesem Augenblick konnte ich nur Mitleid haben mit der Schwäche dieser Rasse. Dann wandte ich mich zum Schikari, der erwartungsvoll dastand. „Besorge für übermorgen acht Pferde," befahl ich — das Wort ist unangenehm für unser Empfinden, die Sache notwendig in diesem Land — „wir werden über den Marganpass und Bhot Kol lá ziehen".

Das passte ihm gar nicht; es war in seinem Gesicht zu lesen. „Sahib, über Srinagar wäre besser," versuchte er nochmals mich umzustimmen. Da ich aber keine Antwort mehr gab, so ging er.

Ich habe nachher gehört, dass derartige Szenen in Pahalgam an der Tagesordnung seien, habe daher auch die Sache nach Srinagar der zuständigen Stelle gemeldet. Aber ich habe nicht gehört, dass etwas geschehen wäre, um dem edeln Schulzen dort sein Handwerk zu legen.

Jedenfalls hatte der kleine Zwischenfall den Erfolg, dass ich statt des vielfach begangenen Weges einen Teil von Westtibet zu sehen bekam, der nur wenigen Europäern seine wunderbaren Schönheiten noch eröffnet hat. Ich möchte diese nicht missen in meinen Erinnerungen. Es hat eben alles seine gute Seite — das sollten wir stets bedenken, wenn uns etwas zustösst, das wir unangenehm nennen.

Am folgenden Tag half ich den irischen Damen die Vorbereitungen treffen für die Regenzeit, die sich hier freilich nur in Gewittern äussert, wie in unseren Alpen. Wir zogen am Abhang oberhalb der Zelte zwei regelrechte Festungsgräben, die sich am höchsten Punkt im spitzen Winkel trafen. Dann rings um den Fuss der Zelte nochmals kleinere Gräben. Später hörte ich, dass sich die Anlage glänzend bewährte bis auf einen Punkt, wo der obere Graben nicht tief genug gewesen war und bei einem Platzregen überlief. Die Flut drang jedoch nur in das Zelt der Diener ein, und denen geschah recht, denn sie hatten durch ihre Faulheit und Flüchtigkeit in der Arbeit die Ursache gegeben.

Am Abend kam der Schikari und meldete mit einem Blick des Triumphes, dass er acht Pferde gefunden habe, die uns für drei Tagereisen begleiten sollten. Ich konnte nun darin noch keinen Beweis für besondere Tüchtigkeit erblicken, denn um diese Jahreszeit kommen immerzu Transporte mit Lebensmitteln nach Pahalgam herauf, die leer wieder zurückkehren

nach Islamabad, wenn sie nicht gerade eine Gelegenheit erwischen, wie mich. Hingegen liess ich mir die drei Tagereisen näher beschreiben und sah gleich, dass sie unnötig kurz gefasst waren und sich sehr gut in zwei zusammenziehen liessen. Als Tagesmarsch wird nämlich im Durchschnitt die Entfernung von 25 km gerechnet, bei hohen Pässen oder in besonders schwierigem Terrain natürlich etwas weniger, hier unten in den bewaldeten Bergen etwas mehr.

Da hier die letzte Gelegenheit war, sich frisches Brot zu verschaffen, so hatte ich zehn der kleinen Laibe eingekauft. Im Augenblick des Packens jedoch kam der Diener mit schreckensbleichem Gesicht gelaufen und meldete, die Hunde hätten alles Brot gestohlen. Er meinte die Pariahunde, deren es eine Menge gibt bei allen indischen Dörfern, bis tief in die Berge hinein. Vielleicht war seine Erzählung wahr, dann traf ihn nur der Vorwurf, dass er das Brot nicht besser verwahrt hatte. Jedenfalls wollte ich wegen dieser Kleinigkeit keinen Zank, bestand jedoch darauf, dass sofort Ersatz geholt werden müsse. Das verzögerte natürlich die Abreise um mehr als eine Stunde.

Ich zog voraus mit Tagesanbruch, das hübsche Tal mit dem schäumenden Fluss wieder hinunter, das ich heraufgekommen war. Die Sonne brannte heiss und Schatten gab es wenig oder keinen. Hier und da spendete ein wilder Kirschbaum seine erfrischenden Früchte. Baum ist freilich zu viel gesagt; diese Kirschenart wächst mehr als Strauch. Die Äste sind zierlich und biegen sich nach aussen, wie unter der Last der Früchte sich neigend, die einer roten Perlenkette gleich, an kurzen Stielen dem Zweig entlang hängen.

In Aschmakam machte ich Halt zum Mittagsmahl:

Brot, harte Eier und etwas kaltes Fleisch. Noch eine Delikatesse zum Nachtisch: getrocknete Aprikosen. Deren hatte ich im Basar von Srinagar einen ordentlichen Vorrat einkaufen lassen. Zunächst sehen sie freilich höchst unappetitlich aus, bis sie in warmer Milch einen Reinigungsprozess durchgemacht haben. Dann könnten sie ebensogut bei Borchart gekauft sein.

Zehn Schritte vor mir hatte sich eine Pariahündin niedergelassen und sah mir sehnsüchtig in den Mund. Sie bekam auch etwas ab, doch auf Annäherungsversuche liess sie sich nicht ein. Gute Behandlung sind die armen Tiere nicht gewöhnt, so haben sie ein grosses Misstrauen gegen den Menschen. Sie sind alle vom selben Typus, kurzhaarig, mit langen, spitzen Ohren, die zusammen mit der ebenso spitzen Nase dem Kopf etwas Wolfsähnliches geben. Das ist sicher durch die häufigen Kreuzungen mit den Schakalen so gekommen, von denen auch die Farbe entlehnt sein dürfte, meist ein helles Gelb.

Als wir am späten Nachmittag unter den herrlichen Platanen von Bâwan das Zelt aufgeschlagen hatten, war die Hündin wieder da. Den ganzen Weg von Aschmakam, über 15 km, war sie uns gefolgt, da die paar empfangenen Brocken die Hoffnung auf mehr in ihr erweckt hatten. Gerade noch zur rechten Zeit bemerkte ich ihre Anwesenheit, denn schon hatte der Diener einen Stein erhoben, um sie wegzujagen. Das entschied. Zwischen dem schutzlosen Tier und dem anmassenden Kerl war die Wahl nicht schwer. Der Diener schimpfte vor sich hin, das ekelhafte Biest würde alles stehlen und anderes, das ich nicht verstand. Der Ausdruck seines zusammengekniffenen Gesichts war dabei höchst unfreundlich und es war klar, dass dies ebensowohl mir wie dem Hunde galt. Nun sah



18. Das untere Kloster in Lamayuru, Westtibet, ca. 3300 m.

ich, dass der Mensch auch noch dumm war, weil er seine Stimmung so zur Schau trug, während der Schikari tat, als sähe und hörte er nichts. Ich begann den beiden ganz gründlich zu misstrauen — eine fatale Sache Menschen gegenüber, mit denen man auf Monate hinaus zusammenleben soll! Aber so blieb das ganze Verhältnis: à filou filou et demi. Ein fortwährender Kampf gegen die beiden, die mir hätten helfen sollen. Der eine dumm, der andere schlau — beide waren darin einig, dass aus dem Sahib so viel als möglich herausgeschlagen werden sollte, dass jede Freundlichkeit von mir ein Beweis von Schwäche war, dass ein Europäer, ein Nicht-Mohammedaner, tiefer steht als der Pariah, der wenigstens in Indien geboren ist.

Sie sind nicht alle so. Ich habe nachher bei der Rückkehr nach Lahore dort einen Diener gefunden, der ebenfalls Mohammedaner war und keine anderen Ideen hatte in bezug auf Islam und Nicht-Islam. Und doch gelang es mir, in ein freundliches Verhältnis mit ihm zu treten, so dass er mir fast anhänglich wurde und kaum mehr einen Betrugsversuch machte. Geschah es dennoch einmal — dann stets auf fremde Anstiftung hin — so genügte eine ironische Bemerkung von mir; er lachte dann leise und die Sache war erledigt. Er war empfänglich für gerechte und freundliche Behandlung und gab niemals eine freche Antwort. Er war eben frei von der ganz unerträglichen Einbildung, die meine zwei Gutedel in Kaschmir besassen. Nun sollte man meinen, das wäre an und für sich gleichgültig, wenn die Leute nur ihren Dienst taten. Unten in Indien wäre es ja auch so, obwohl auch da meine Auffassung des Verhältnisses von Herr zu Diener nicht so schematisch sein mag, so dass ich darunter leide, wenn es mir nicht gelingt, von meinem Boy ein freundliches Ge-

sicht zu sehen. Aber droben im Gebirge, wo ich Wochen hindurch keinen Europäer zu sehen bekam, habe ich es oft sehr peinlich empfunden, dass ich „unter Larven die einzige fühlende Brust“ war. Ich gestehe, dass es mich ethisch nicht förderte, immer auf Mittel sinnen zu müssen, wie ich dem unfreundlichen, kulturwidrigen Wesen der beiden Leute entgegentreten konnte. Denn sie waren nicht nur gegen mich, sie waren gegen alles, was ihren eigennützigen Zielen entgegenstand, gegen Tier wie Mensch. Weder für die Pferde, noch für die Kulis hatten sie ein Empfinden, sie waren nur auf ihre eigene Bequemlichkeit und den eigenen Vorteil bedacht.

Also der Diener wollte den Hund wegjagen, der uns so weit nachgelaufen war. Dagegen beschloss ich, dass das arme Tier einmal gute Tage haben sollte, solange es bei uns bleiben würde. Lange konnte das nicht dauern, denn der erste Gletscherpass musste seinem Folgen ein Ende machen. Es fiel mir ein, dass der Diener in Srinagar, ohne zu fragen, Reis eingekauft hatte, den ich nur esse, wenn es durchaus sein muss. So befahl ich ihm, dem Hund eine Portion zu kochen. Er tat es zwar, machte sie aber in seiner Wut so gross, dass sie für zwei Tage reichte. Die Wut kam hauptsächlich daher, dass er nun den Reis nicht selbst essen konnte.

Am selben Abend wollte ich ihm doch wieder eine Freundlichkeit erweisen und liess ihm einen schönen Teil meines Essens übrig. Aber er belehrte mich sofort und ein für allemal, indem er beide Hände wie zur Abwehr erhob: „Nein, Sahib,“ sagte er in väterlichem Ton, „wir sind Mohammedaner und rühren nichts an, was vom Sahib kommt. Zum Beispiel (reizend, dieses ‚zum Beispiel‘), wenn wir unterwegs ein Schaf kaufen,

so ist die eine Hälfte für den Sahib, die andere für uns. So hat auch der Sahib sein Mehl und wir das unsere. Nein, wir sind Mohammedaner, wir haben alles getrennt."

Was sie nicht hinderte, von meinen Vorräten zu leben, wo sie dazu kommen konnten, wie Mehl und Zucker.

Der nächste Tag führte mich nochmals zum herrlichen Martand hinauf. Eine prachtvolle Morgenstimmung lag über der schönen, seltsamen Ruine, deren goldbraune Töne in der Frühsonne schon zur Geltung kamen. An dem rasch fliessenden Kanal, der sie streift, blühten dichte Polster von weissen Nelken und Disteln mit grossen goldgelben Köpfen. Leiser Duft von Thymian stieg auf. Über den schneeigen Gipfeln des Pir Ponjal lag noch ein rosiger Schimmer. Im Jhelumtal hing der Morgendunst, aus dem der Kegel von Shupiyan, der Takht-i-Suleiman und der Burgfelsen von Srinagar schwarz aufragten. Ganz in der Ferne gen Nordnordwest erglänzte der Gipfel des Nanga Parbat, des letzten Kolosses der Himalayas, wie ein weisses Zuckerhütchen auf dem dunkeln Rand der dazwischenliegenden Ketten.

Dann begann eine lange Wanderung durch die Talflur von Reisfeldern, die ich weiter südlich, von Achabal her, in umgekehrter Richtung schon einmal durchquert hatte. Wir begegneten einer Abteilung Sipahis, von einem indischen Offizier geführt, der höflich grüsste. Dann wurden zwei Flüsse durchwatet. Jenseits des zweiten erwartete mich ein Mann, der mich ansprach. Er war Schikari seines Zeichens und erzählte, er gehe nach Ladakh zu einem Sahib, der ihn telegraphisch von Leh aus bei Cockburn Sahib — dem Agenten in Srinagar — bestellt habe. Der Sahib wolle den ganzen

Sommer da droben bleiben und sein Schikari sei krank geworden. Ich sah jedoch zweifelnd meinen eigenen Gutedel an, ob der wohl auch „krank“ werden müsste.

Mohammed (sprich Mochámm'd) hatte ein freundliches, offenes Gesicht, so dass ich ihm gern erlaubte, sich vorläufig uns anzuschliessen. Ich hatte es auch nicht zu bereuen: er war ein jüngerer Mann als mein Ablu, immer gutgestimmt und höflich, und erwies sich stets hilfsbereit. Es tat mir leid, als er uns zehn Tage später in Suru verliess. Seine Unwissenheit war nicht geringer als die Ablus, aber man freute sich an seinem Schwätzeln, in dem eine erfrischende Naivität zutage trat, frei von dem abscheulichen Dünkel der anderen. Für bare Münze durfte man keine seiner Erzählungen nehmen.

Gegen mittag stiegen wir in grosser Hitze über die erste Hügelkette. Es ging steil in dichtem Wald empor, das letzte Stück sogar sehr steil und unangenehm. Oben auf der Höhe hörte der Wald auf und ein schöner Blick öffnete sich über Matten hinunter nach einem kleinen Dorf, Naubug, darüber hinweg in wohlbebaute, breite Täler und nach der ersten höheren Kette, die wir überwinden sollten. Am Fuss eines schönen Bergkegels erkannte man den Einschnitt des Passes, der nach Kischtwar führt. Der unsrige, der Margan lá, lag weiter nördlich und war von hier nicht sichtbar. Die ganze Landschaft erinnerte stark an die Karawanken im oberen Savetal.

Wir lagerten hier unter Apfelbäumen in wenig verlockendem Obstgarten; es war kein besserer Platz zu finden. Ein hübsches aber furchtbar schmutziges Mädel brachte etwas Milch und ein paar Eier.

Dann folgten lange Unterhandlungen mit dem Lumberdar wegen der Träger für den nächsten Tag, die

endlich zum Ziel führten. Pferde können wegen der schlechten Wege von hier ab nicht mehr mitgenommen werden.

Von hier aus ging der Weg erst durch Reisfelder, dann zwischen Mais und Korn. Der Mais ist freilich nicht mehr so üppig wie im Jhelumtal und reicht nicht viel höher als zur Hüfte. Stellenweise trifft man schon auf Hirse, wo der Boden besonders schlecht ist. Nach etwa drei Stunden beginnt in schönem Wald der Anstieg zum Marganpass. Es ist ein gemischter Wald, viele Rosskastanien, schön in Blüte, beleben ihn, zahlreiche Eiben machen ihn düster. Am Boden zartgrünes Venushaar und kräftigere Farne, auch solche, die ich schon in Sikkim sah. Wenig Blumen: ein grüner und ein prächtiger braunroter Aronsstab, eine dünne Gemswurz, unser unscheinbares Waldvergissmeinnicht.

Von der Tierwelt ist nichts zu sehen ausser ein paar Vögeln, diese freilich reizend. Der flammrote Himalayafink und ein anderer, über und über türkisblauer huschen durch die Büsche, wieder andere mit gelber oder orangefarbener Brust. Der stolzeste war ein glänzend blauschwarzer Fasan mit wallenden weissen Schwanzfedern. Er soll jetzt sehr selten sein, da er ein viel begehrtes Wild ist.

Die sechzehn Kulis klettern ganz ordentlich darauf los. Solch ein schwerfälliger Tross soll mich begleiten, bis ich fast drei Wochen später wieder auf den grossen Karawanenweg stosse. Im allgemeinen kann ich über die Leute nicht klagen — wenn ich sie einmal bekommen hatte —, aber die Mongolen im inneren Himalaya erwiesen sich durchweg als williger und leistungsfähiger als die eigentlichen Kaschmiris, deren Ungeschicklichkeit und Feigheit beim geringsten Anlass zutage trat.

In der Höhe von 3000 m betraten wir die Mattenregion. Dies ist die Grenze des Nadelwaldes, nachdem die Laubbäume schon früher zurückgeblieben waren. Wir stiessen hier am Fuss der Felsen auf den ersten Lawinenschnee, aber auch der Bach war noch vielfach mit Schneebrücken überdeckt. Auf den Matten jedoch blühte alles üppig: die Schachlilie, das Sperrkraut, das Podophyllum, das unsere Weihnachtsrose vertritt; auf den Felsen ganze Polster einer rotvioletten Schwertlilie; im Geröll der prächtige, blaublühende Mohn, dessen Stengel und Blätter dicht mit strohgelben Haaren besetzt sind. Dazwischen dickköpfige lila Primeln, gelber und kobaltblauer Lerchensporn.

Gegen Abend zog sich ein Gewitter zusammen, berührte uns aber glücklicherweise nur mit ein paar Tropfen. Die Nacht war in dieser Höhe kühl genug, so dass ich für den Schlafsack dankbar war, obwohl es nicht zum Frieren kam. Die Kulis kauerten sich unter einem überhängenden Felsen zusammen, ohne sich auszustrecken. Der Gedanke an sie war mir äusserst peinlich, obwohl ich mir sagen durfte, dass die Leute es nicht so empfinden, wie wir meinen. Aber kalt haben sie sicher, nur ertragen sie es als etwas Unvermeidliches. Sein Mitleid muss man für sich behalten, wie Kindern gegenüber, denn sonst kämen sie sich plötzlich vor wie die unglücklichsten aller Menschen und mit der Weiterreise stünde es schlimm. Wer das nicht lernen kann oder mag, der sollte lieber nicht in Indien reisen, keinesfalls abseits der grossen Heerstrasse. Man braucht deshalb durchaus nicht rücksichtslos gegen die Menschen zu sein — nur darf man sie nicht merken lassen, wie man an sie denkt.

Beim Erwachen am anderen Morgen begrüssten mich Edelweiss und blaue Anemonen, die in einer Ecke

des Zeltes wuchsen. Aber die widrige Fratze des Dieners vernichtete rasch die poetische Stimmung. Auch das Waschen in der Morgenkälte war nicht poetisch; ich fand, dass der sehr kühle Wind, der durch das Zelt blies, der Sauberkeit nicht förderlich war. Endlich als dritte Morgenfreude hörte ich etwas an den Kiltas knabbern, die aussen am Zelt aufgestellt waren. Durch die Spalte im Ankleideraum bemerkte ich einen Kuli, der sich grosse Mühe gab, einen der Körbe zu öffnen. Das Handwerk wurde ihm natürlich gelegt.

Die Szene im Morgengrauen, als ich aus dem Zelt trat, war sehr malerisch. In der Nähe das Zelt meiner Leute; davor das Feuer, an dem sie mein und ihr Frühstück bereiteten — sie tranken den Ziegeltee, der aus China über Yarkand-Leh nach Kaschmir gebracht wird. Zehn Schritt weiter ein grosses Feuer, um das die sechzehn Kulis hockten und standen, in Decken gehüllt oder damit beschäftigt, ihre Tragkörbe zurecht zu machen. Ein ungewisses Licht zeigte sich am Horizont, in dem die Umrisse ferner Berge sichtbar wurden. All dies durch das Bewusstsein gesehen, in der Höhe der Dent du midi zu stehen, allein und fern von der Zivilisation, mitten im Himalaya. Diese Bilder verfehlten selbst unter widrigen Umständen ihre Wirkung niemals.

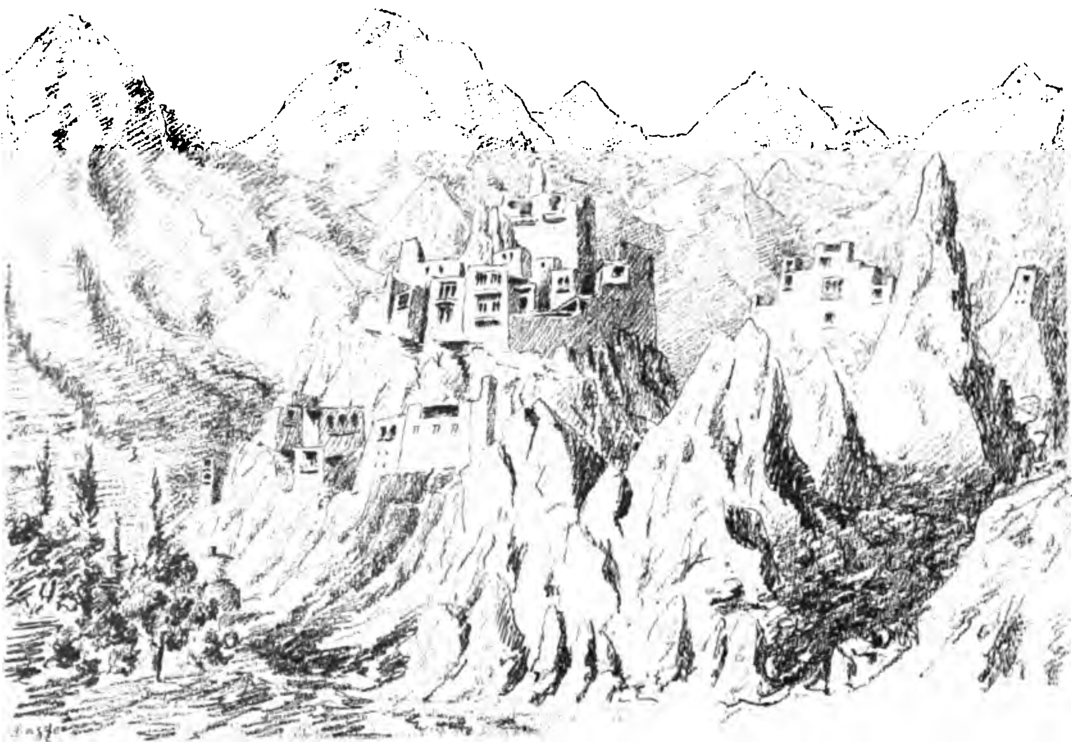
Durch sanfte Matten stiegen wir weiter. Nach und nach wurde es hell. Bald hatte ich einen Anblick, der mir einen Ausruf der Überraschung entlockte. Da lag ein ganzer Abhang vor mir, über und über bedeckt von Rhododendren. Es waren Büsche, etwa in Manneshöhe, das Laub dunkelgrün glänzend, wie poliert, unterseits rostrot, bei den jungen Blättern weissfilzig. Doch vom Laub sah man wenig. Dicht aneinander

sassen die grossen Ballen von zartlila Blüten, jeder einzelne ein herrlicher Strauss. Das Ganze wirkt weit vornehmer als die rotglühende Pracht der Rhododendrenwälder bei Nainital oder Simla.

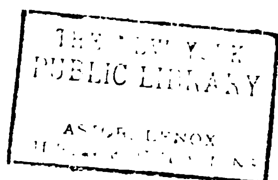
Die Passhöhe ist ein langgestrecktes, hier und da sumpfiges Hochtal, etwa 3400 m über Meer. Ein kleiner, tiefblauer Enzian und die schöne rosenrote Primel bilden hier ganze Teppiche; an den Hängen liegt stellenweise noch Schnee. Gleich hinter dem Pass öffnet sich ein prachtvoller Blick über das Wardwantal weg auf die höchste Gruppe des Zentralhimalaya, den Nun-Kun. Aus einem enormen Gletscherplato erheben sich zwei Spitzen, die eine felsig, dem Finsterarhorn ähnlich, die andere in Matterhornform, aber ganz vergletschert. Die sind schon über 7000 m hoch, aber sie wirken doch nicht anders, sogar weniger als die Alpengipfel, denen sie gleichen, weil eben die ganzen Verhältnisse vergrössert sind. Ist doch die Gletscherebene, der sie entsteigen, schon nahe an Montblanchöhe! Sie liegen von hier freilich noch weit entfernt; später soll ich sie aus nächster Nähe kennen lernen, da ich in grossem Bogen die Gruppe umziehen will.

Die Aussicht ist sonst nicht sehr glücklich von hier, weil man nirgends einen Talboden zu sehen bekommt. Die Gipfel alle, die der Blick umfasst, ragen wenig empor; es sind eigentlich mehr hohe Kämme, die in allen Richtungen sich zu schneiden scheinen. Schnee liegt überall, aber Gletscher zeigen sich keine ausser denen beim Nun-Kun.

Drüben an der Talwand liegt Lutherwan, eine ziemlich flache Grashalde, der Lagerplatz für Jäger. Darüber ein kleines Birkenwäldchen, das freilich mehr einem Besenwald gleichsieht, denn die Hirten verfüttern das Laub an ihre Schafe und Ziegen.



19. Bazgo in Westtibet, ca. 3000 m.



Der Weg hinunter ins Wardwantal wurde kurz vorher neu gebaut und ist daher so gut wie der auf der anderen Seite schlecht ist. Er zieht durch ganz furchtbar steile Grashalden, so steil wie am Port de la Picade bei Luchon, besternt mit der hellgelben Eremuruslilie. Auf den Felsen winken hier und da schöne Rharbarberstauden. Trotz der Steilheit der Hänge treffen wir auf weidende Pferde und bald darauf auch auf Höckerkühe und -ochsen. Der schmale, langgezogene Kopf, die nach unten und rückwärts gebogenen Hörner, die Glotzaugen und der unförmliche Leib geben den Tieren ein sträflich dummes Aussehen; sie wirken vorsündflutlich. Die Mutterkühe sind übrigens zu fürchten, wenn sie ein Junges nähren.

In und aus geht der Weg, durch Dutzende von Rinnen und Schluchten. Oft führt er über Felsrippen weg, wo kein Pferd gehen kann — so sollte man meinen. Stellenweise ist er untermauert, doch ohne Mörtel, so dass schon jetzt im zweiten Jahr seines Bestehens alles herausbricht. An einigen Orten ist er schon ganz hinuntergerutscht oder verwischt, wahrscheinlich durch Lawinen.

Endlich erscheinen wieder die ersten Fichten und gleich darauf taucht der Blick in das langgestreckte, grüne Wardwantal hinunter. Der Fluss hat die graue Farbe aller Gletscherflüsse, dunkelrote Rechtecke verraten, wo der Fuchsschwanz gebaut wird (an Stelle der Hirse). Auf dem jenseitigen Ufer liegen zwei Ortschaften, Wardwan und Inschin. Das erste zählt sechzehn Häuser, das zweite zweiundzwanzig. Diese Blockhäuser ähneln durchaus dem, was man im oberen Rhonetal sieht, bis auf die Farbe, die hier ein helleres Rotbraun ist. Sie sind meist aus Zedern gebaut, so sagt man mir, haben im Unterstock den Stadel, oben

wohnt die Familie. Als Treppe führt ein halbierter Baumstamm hinauf, in den Kerbe gehauen sind für den Fuss. Bei Nacht wird der Stamm hinaufgezogen. Das Dach besteht aus Brettern, die übereinander geschichtet und mit Steinen beschwert sind. Der ganze Anblick entspricht etwa dem von Ulrichen, wenn man vom Griespass herunterkommt. Aber der freundliche Kirchturm fehlt und der Mangel ist für unser malerisches Empfinden bedeutsam.

Das Wardwantal ist dicht bewohnt nach dortigen Begriffen. Bis hinauf nach Suknes zähle ich neun Ortschaften, freilich kaum eine mit mehr als acht bis zehn Häusern. Diese stehen meist dicht beisammen auf kleinen Bergspornen wegen der Lawinen. Oft liegen die Reste von solchen noch dicht beim Ort, manchmal begreift man nicht, wieso er noch nicht weggefegt wurde.

Die Seitentäler sind alle schluchtartig, so dass man nur auf geringe Entfernung hineinsieht. Ein einziges Mal sah ich hoch oben ein Stückchen Gletscher blinken.

Suknes ist der letzte Ort im Tal. Dort musste ich einen Tag untätig liegen bleiben, weil der Schikari nicht für Kulis gesorgt hatte. Ich war damals noch nicht klug geworden und glaubte ihm noch. Er hielt mich einen ganzen Vormittag hin: sie kommen — sie kommen nicht. Endlich gegen Mittag wurde ich grob, da ich wohl sah, dass in den paar Häusern von Suknes alles wie ausgestorben war. Dann behauptete er, er habe einen Mann nach den tiefer liegenden Ortschaften gesendet, um Kulis zu bestellen. Ich hatte ihn schon am Tag vorher während des Marsches gefragt, ob wir bestimmt Träger finden würden in Suknes und ob er nicht besser schon unterwegs sich danach umtun würde. Aber er hatte grossartig geant-

wortet, ich solle ganz ruhig sein, die Leute würden pünktlich zur Stelle sein.

Nun lag er den ganzen Morgen faul in seinem Zelt und war höchst erstaunt und beleidigt, als ich ihn endlich anschrie, warum er jetzt nicht wenigstens selbst gegangen sei, anstatt einen Mann zu senden — was übrigens sicher auch noch erlogen war.

„Bahut dur hai, Sahib — es ist sehr weit," murmelte er. Es war aber kaum eine kleine Stunde. Er wollte offenbar in Suknes ein paar Tage der Ruhe pflegen. Endlich entschloss er sich doch zu dem Gang, da ich deutlich meine Meinung sagte. Aber sein Blick war nicht freundlich.

So konnte ich dann am andern Morgen aufbrechen. Ich verstand dann wohl, warum die Träger nicht willig gewesen waren und der Schikari ebensowenig: die Leute mussten nämlich vier Märsche machen, da kein Ort zwischen hier und Suru lag, wo ich eine neue Schicht finden konnte. Aber das wurde nicht anders, wenn ich auch noch acht Tage wartete.

Bis hierher war uns der Pariahund von Aschmakam gefolgt. Er hatte sich schon so an mich gewöhnt, dass er auf den Ruf kam und vor dem Zelt schlief. Doch schon am ersten Marschtag hinter Suknes sah ich ihn nicht mehr. Der Diener behauptete, er sei wohl zurückgeblieben, aber ich bin der Meinung, dass er zurückgeblieben worden ist; an Steinen fehlte es ja nicht.

Gleich hinter Suknes biegt das Tal scharf nach Osten und verengt sich. Zunächst führt der Weg durch steile Grashalden, in denen üppiges Blühen herrscht. Viel Edelweiss ist dabei, Veilchen, Parnassien und eine reizende Boraginee, dem Vergissmeinnicht ähnlich, doch mit viel grösseren Blumen und silberigem Laub. Hier fanden wir rasch hintereinander

zwei Russelsvipern auf dem Weg liegend, die beide von den Schikaris erschlagen wurden. Es sind schöne Tiere, etwa 40—50 cm lang, ziemlich dick. Der Kopf ist breit und flach, fast schwarz, der ganze Rücken schön gezeichnet in verzogenen Ringen, schwarz, grau, bräunlich und gelblichweiss. Die Unterseite hell. Diese Vipern sind sehr giftig, ihr Biss soll unfehlbar töten und zwar in längstens zwei Stunden. Sie sind besonders gefährlich, weil sie nicht ausweichen wie die übrigen Schlangen, sondern träge an der Stelle verharren, wo sie einmal liegen, so dass man namentlich des Abends Gefahr läuft, auf sie zu treten. Sonst sieht man an Tieren nur einige Schmetterlinge, unserem kleinen Fuchs und dem Taubenauge ähnlich, auch einen hübschen blauschillernden, sowie wenige Vögel: ein schwarzer mit gelbem Schnabel, der wie ein schlanker Star aussieht, und ein reizendes, kleines Ding, schwarz, Rücken und Brust braunrot, auf dem Kopf einen weissen Fleck tragend, das nach Eisvogelart wippend immer knapp über dem schäumenden Bergbach hinfliegt.

Viele Wildbäche müssen überschritten werden, die von der Schneeschmelze stark angeschwollen sind. Brücken gibt es natürlich nicht; so wird man trotz aller turnerischen Versuche bis übers Knie nass. Ich habe das hauptsächlich den Sandalen zu danken, an die ich mich durchaus nicht gewöhnen kann und die mich im Springen unsicher machen.

Über den Grashängen steigen schroffe Felsberge 12—1500 m hoch auf. Das Gestein ist immer noch Kalk, wie die ganzen vorderen Ketten in Kaschmir, doch im Hintergrund des Tales sieht man schon braune Granitwände ragen. Nach einer Wanderung von etwa drei Stunden zieht sich das Tal zusammen in eine

schwarze Kluft mit senkrechten Wänden, aus der der Fluss schäumend hervorbricht. Er muss an dieser Stelle auf einer Lawinenbrücke überschritten werden, die fast über den ganzen Sommer bestehen bleibt und daher sogar auf den Karten verzeichnet ist. Kurz vor dieser Brücke treffen wir auf eine elende Hütte, aus Birkenzweigen erbaut. Hier haust eine Hirtenfamilie. Drei Weiber hocken davor, zwei junge und eine Alte von mindestens sechzig Jahren, die alle von Schmutz starren. Die Alte erhebt sich und tritt auf uns zu. Man könnte fast vor ihr erschrecken. Sie ist lang und hager, trägt eine lose Jacke oder Litewka, die einmal blau war und bis zum Knie hängt, darunter die mohammedanischen Hosen, oben weit, unten enganliegend. Die tragen sie alle und immer aus demselben groben Tuch, blau und rot gestreift, das sie selbst weben. Die Füsse sind natürlich bloss, das Haar ist in lose, dünne Zöpfe geflochten, von denen einige vorn zu beiden Seiten des Gesichts lang herunterhängen. Das verleiht der Alten ein fast hexenartiges Aussehen. Doch ihre Haltung ist wunderbar aufrecht und aus den Augen blickt Intelligenz. Auch klingt die Stimme merkwürdig wohl und jung. Ich könnte nicht sagen, dass Wohllaut in der Stimme im allgemeinen eine Eigenschaft der Frau in Indien wäre. Ausser dieser Alten erinnere ich mich nur noch an einen solchen Fall: Ich sass in Srinagar in meiner Dunga hinter den Strohmatten und schrieb, da hörte ich plötzlich weiche Klagetöne. Es war eine bettelnde Bajadere, ein armes Wesen, das Gesicht von der Syphilis zerfressen. Aber als sie mit ihrer Gabe abzog, zeigte sie einen Gang von vollendeter Grazie.

Die Alte hier vor mir trug sich und ging wie eine Königin, aber eine unsaubere. Sie sprach lange auf

uns ein und der Schikari versuchte mir zu übersetzen. Es dauerte jedoch lange, ehe ich verstand, was sie wollte: eine Ziege hatte sich verstiegen, ob wir nicht ein Fernglas hätten, um das Tier in den Felsen zu suchen!

Ja, die Kultur beginnt selbst im Himalaya einzudringen.

Gleich jenseits der Schneebrücke stieg der Weg steil hinan, bis wir die Höhe der senkrechten Schluchtwände erklommen hatten. Hier öffnete sich ein prachtvoller Blick in ein Seitental jenseits der Klamm. Es war das Kudaruntal, voll grüner Matten, doch stufenweise von senkrechten Felswänden durchschnitten. Im Hintergrund ragten zwei schöne Felsberge, tief verschneit, etwa 5500 m hoch. An ihrer Nordseite liegen der Schischanag oder Spiegelsee und Amarnath mit seiner Eishöhle. Der eine dieser Berge zeigt bis zur Spitze die Schichtenbildung in enormen konzentrischen Bögen in einer Regelmässigkeit, wie ich sie sonst nie gesehen hatte. Der andere besteht aus senkrecht strebenden Schroffen. Der Ausgang des Tales gräbt sich wieder in eine schwarze, engste Klamm ein, völlig unzugänglich. Es ist unbewohnt und kann nur von Südwesten her auf einem schmalen Ziegensteig erreicht werden, der hoch über den Berg am Eingang wegführt, oberhalb der Birkenhütte, an der wir vorübergekommen waren. So war mein Erstaunen gross, als ich plötzlich von der Klamm herauf einen Mann aus den Felsen auftauchen sah. Er war in Lumpen gehüllt und trug nichts bei sich als einen plumpen Kasten, der sich als eine roheste Art von Laute entpuppte, aus Zedernholzbrettchen gezimmert und mit vier Saiten bespannt. Dazu ein ganz primitiver Bogen. Auf die Frage, wo er herkomme, erwiderte der Mann nur mit einer Handbewegung nach

dem Kudaruntal. Ich zeigte fragend nach links, wo unser Weg lag, doch er schüttelte den Kopf und wies nach der Schlucht. Dann bat er um Erlaubnis, mir etwas vorsingen zu dürfen. Ehe er begann, fragte ihn der Schikari aus, woher er stamme und was er treibe. Doch er antwortete nur einsilbig und schien sich um des Schikaris Wichtigtuerei nicht zu kümmern. Er hockte nieder und begann eine lange eintönige Geschichte vorzutragen, offenbar improvisiert und zwar Text und Melodie. Ich konnte nur verstehen, dass es sich um die Heldentaten eines Sultans Suleiman handelte. Es war alles höchst primitiv, das quieksende, kratzende Instrument, der monotone Tonfall, die etwas heisere Stimme, und doch lag ein eigener Reiz darin, wohl hauptsächlich dank der prachtvollen Umgebung und der geheimnisvollen Art, wie der Mann erschienen war. Er konnte nicht schön genannt werden, aber er besass ein paar Augen, als ob eine Welt darin läge. Das ist ja nichts Seltenes in Indien bei beiden Geschlechtern, doch bei diesem Menschen fiel es mir besonders auf.

So geheimnisvoll wie er gekommen war, verschwand er auch wieder. Ich war ein paar Schritte gegangen und wandte mich dann nach ihm um. Aber er war nicht mehr zu sehen, obwohl ich den ganzen Abhang und den Weg überschauen konnte. Es wird ja wohl irgendein Steig in die Klamm geführt haben, doch ich mochte das nicht untersuchen.

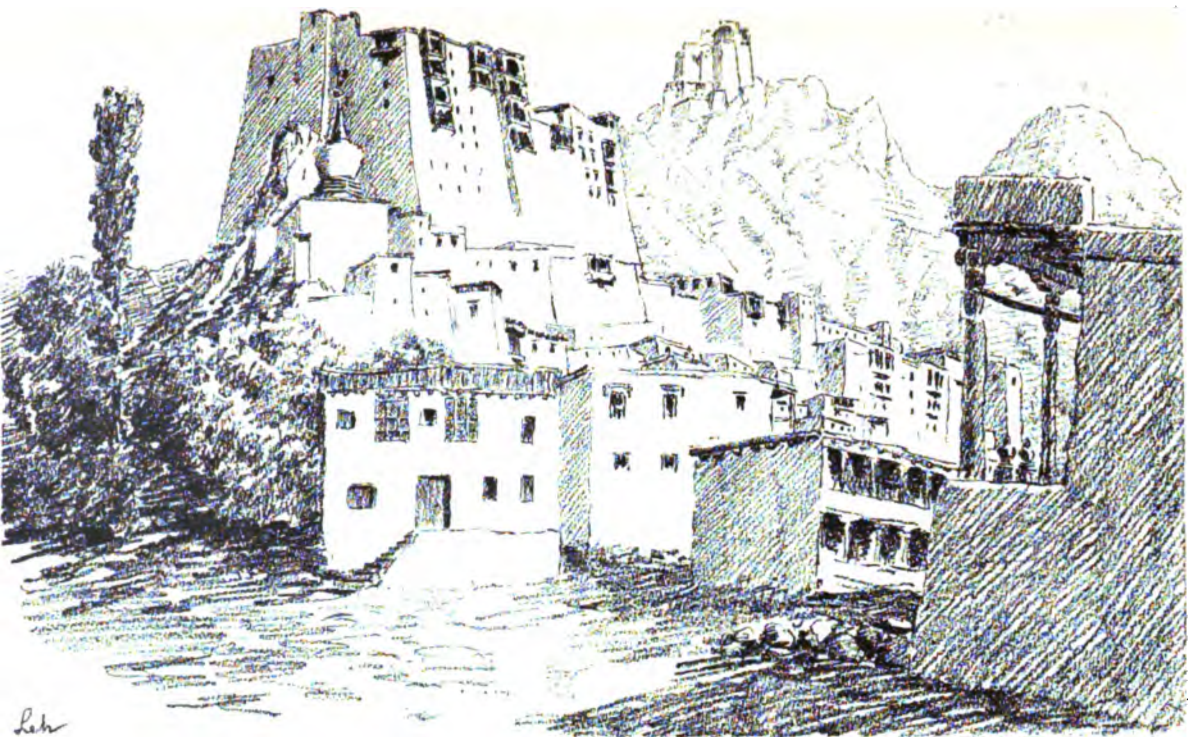
Eine lange, mühsame Steigung manchmal über Lawinenreste und durch Felsen, führte uns endlich auf eine obere Terrasse des Tales, das hier breiter wurde und mit Matten bedeckt war. Hier sahen wir einen ganzen Teppich von gelbem, weissem und tiefrotem Lauch und ebenso waren die Felsen mit allerhand

schönen Alpenblumen geschmückt. Eine Hirtengesellschaft haust in sechs Hütten aus Birkenzweigen, mit Erde und Steinen etwas regendicht gemacht. Es sind sechs Männer, fünf Weiber und ein Dutzend Kinder. Mehrere Glieder der Gesellschaft sind wieder stark syphilitisch. Ein junger Mensch trägt einen der malerischen Röcke aus brauner Kaschmirwolle. Sie liegen eng an bis zu den Hüften, erweitern sich dann schossartig bis zum Knie; die Ärmel unten weit. Ringsum ist der Rock rot eingefasst, auf Rücken, Ärmel und beiden Seiten der Brust laufen reiche Stickereien in Schwarz.

Die Leute hocken stumm um mich her, gewiss eine Stunde lang, und starren mich nur immerzu an. Einer bringt frische Schafmilch, eine willkommene Gabe.

Wir sind hier etwa 3500 m hoch. Das Gebirge setzt sich aus braunem Granit zusammen, vermischt mit Glimmerschiefer und etwas, das ich für braunen Sandstein halte. Gegenüber dem Lagerplatz ragt ein hoher, spitzer Felsberg, dessen ganze uns zugekehrte Seite wie poliert aussieht, vollkommen unersteiglich. Sie glänzt und gleisst in der Abendsonne wie ein Spiegel. Daneben in einem Seitental zwei Schneeberge mit kleinen Gletschern. Die Nacht ist schon sehr kalt; der Schlafsack schützt kaum vor dem durchdringenden Wind, der zu Tal bläst. Dieser Ort trägt seltsamerweise den Namen Humbert.

Viel weiter oben in dem öden Hochtal, dem wir nun folgen, treffen wir nochmals auf eine Schafherde. Ein Hirte kommt auf mich zu, fuchtelt mit den Armen in der Luft umher und schreit immerzu. Endlich wirft er mir seine Mütze vor die Füsse, erhebt beide Hände bis zur Stirn und verbeugt sich tief. Er bittet mich,



20. Leh, der Hauptort von Westtibet, 3500 m.

einem kranken Mann beizustehen. Den haben sie herbeigetragen zum Bachrand. Er hat ein tiefliegendes Geschwür am rechten Oberschenkel. Ich kann da natürlich gar nichts tun, gebe ihm jedoch zur Beruhigung ein ziehendes Pflaster. Bedenklich war dieser Fall nicht, acht bis zehn Tage später musste die Sache aufbrechen und dann war es gut. Ich habe später ganz andere Dinge mitansehen müssen, wobei ich stets eine Art schlechtes Gewissen hatte, weil ich nichts von der Heilkunst verstand.

Bei einer Biegung des Tals genossen wir einen herrlichen Anblick. Der Bhot Kol-Gletscher schloss hier in blendender Weisse das Tal ab. Dahinter erhob sich eine ganz wunderbare Bergpyramide in mächtiger Steilheit. Weiter vorn nackte, zerrissene Schroffen; daneben lugten Gletscher um Gletscher vor.

Wenige Schritte vor der Moräne schlugen wir das Lager in der Höhe von 3600 m. Ich musste mich auf diese Höhe jetzt einrichten, nahm z. B. mein Bad gleich nach der Ankunft, da es abends oder frühmorgens zu kalt gewesen wäre. Auch vertauschte ich immer sofort die Sandalen mit den warmen Filzstiefeln, die ich von Srinagar mitgebracht hatte. Solch kleinen Vorsichtsmassregeln habe ich es, glaube ich, zu danken, dass ich mich auf der ganzen Reise nicht erkältete. Die Temperaturunterschiede mit oder ohne Sonne waren enorm.

Um 5 Uhr am andern Morgen brach ich auf, sobald die Dämmerung begann. Der Anstieg über die Moräne war widerwärtig, wie bei allen Moränen, und lang. Der Gletscher selbst aber war ohne Schnee, in sanfter Neigung. Nur Querspalten sah ich, die breiteste vielleicht 2½ m; überall gute Schneebrücken. An einer Stelle fand ich eine tote Schnepfe auf dem Eise liegend.

Bald holten wir zwei Männer ein, die zwei Yaks über den Pass führten. Hier sah ich zum erstenmal diese interessanten Tiere. Es sind kleine Büffel, mit dem typischen, schönen Kopf und buschigem Schweif, der einer kolossalen Quaste gleicht. Die Sicherheit der Tiere auf dem Eis war bewundernswert; einmal brach das eine mit den Hinterbeinen ein, arbeitete sich jedoch ganz leicht und ohne jede Hilfe selbst heraus.

Je höher man kommt, desto schöner wird das Gletscherbild. Zur Rechten schliesst eine herrliche Eiskaskade ab, hinter der einige „Montblancs" ragen. Das Matterhorn vor uns schaut immer wilder aus. Auf den messerscharfen Graten sind schwere Schneewächten angefroren; teilweise hängen die Felswände vornüber. In den Wänden selbst liegt nur wenig Schnee wegen der Steilheit. Der Pass öffnet sich zur Linken dieser Pyramide. Er ist etwa 4400 m hoch in sanfter Wellung, ohne jeden Bergschrund, und mündet jenseits in ein herrliches Gletscherbecken, in das drei grosse Eiskaskaden stürzen in der Art des oberen Grindelwaldgletschers, und mehrere kleinere. Auch auf dieser Seite bietet der Gletscher keinerlei Schwierigkeiten, nur dass er jetzt, da es Mittag geworden ist, schon viel Wasser führt. Es ist ein beständiges Voltigieren über die teilweise tief eingeschnittenen Bäche. Die Sandalen sind in Kürze in einem Jammervollen Zustand, auch sendet mir jeder Sprung eine schmerzliche Erinnerung zum Scheitel, dass ich keine Absätze besitze.

Eine Stunde unter der Passhöhe, etwa 200 m tiefer als dieser, erreichen wir wieder die Moräne und hier wird gerastet. Von der Pyramide, die uns hier ihre stärker vereiste Rückseite zeigt, donnern zahlreiche Stein- und Eislawinen herunter, aber wo wir sitzen,

blühen Edelweiss, Hungerblümchen, eine dunkelrosa gefärbte Margerite, blaue Astern, und der seltsame Lerchensporn mit den fleischigen, runden Blättern, Corydalis crassifolia, der dem Botaniker als eines der Wahrzeichen der tibetanischen Gebirge gilt. Er ist der erste Beweis, dass wir das eigentliche Kaschmir hinter uns haben und in ein fremdartiges Land hinuntersteigen. Von einem kleinen Grat aus, der über der Moräne ragt, erhalte ich den zweiten. Von dort aus schaut man hinunter in ein tiefes Tal. Der Gletscher verliert sich in enger Schlucht, die Talwände sind mit braunem Schutt bedeckt, so weit man blickt. Nicht wie drüben in Kaschmir oder gar in den Alpen winken grüne Matten herauf, unterbrechen dunkle Wälder die Wildheit. Rot, braun und gelb sind hier die einzigen Töne für das Auge, Felswände, Rippen und Schutthalden bis hinunter zu den schäumenden Flüssen, als ob alles Leben von hier ab erstorben wäre. Gerade hierin liegt ein Hauptunterschied von den inneren Ketten der Himalayas zu den Alpen: dort auch bei der wildesten hochalpinen Szenerie der Kontrast zum freundlichen Tal, ein Kirchturm, eine weidende Herde, eine Landstrasse. Hier das Meer von beschneiten und vergletscherten Gipfeln, und unten wieder nichts als Stein und Öde. Daher eine Wirkung der Stille und Einsamkeit, der Grösse, wie sie in den Alpen nirgends erreicht wird. Aber die Lieblichkeit bleibt zurück. Sie stellt sich selbst dann nicht ein, wenn man weiter unten eine der samtgrünen Oasen erreicht, in denen die Ortschaften liegen. Aus einem Gefühl der Erhabenheit und Grösse, der Majestät bin ich nicht herausgekommen während all meiner Wanderungen in Westtibet und Baltistan, ob ich durch Gletscherbecken oder dräuende Klammen

zog, über Wüsten und zwischen seltsam gefärbten Schuttbergen, oder ob ich in schwellender Oase lagerte: es wirkte alles heroisch, gross, gewaltig, einen Schritt näher zu Gott. Und so kam es, dass ich im Innersten dankbar dafür war, dass ich allein ziehen durfte in dieser wunderbaren Welt, dass ich niemals all die Bequemlichkeiten vermisste, dass mir selbst meine Gutedel die Stimmung nicht verderben konnten, die sich nach Entladung des nötigen Donnerwetters immer sofort wieder einstellte.

Dieses Gefühl verstärkte sich später in fast mystischer Weise und hat mich wochenlang begleitet; doch selbst dann, wenn ich „normal“ empfand, war es immer da im Unterton. Ich fand wenig Verständnis dafür bei den Engländern, denen ich begegnete. Die meisten beklagten sich über den langen Weg, den man von Srinagar herauf zu überwinden hätte, um zu den Jagdgründen zu gelangen, wo „the finest heads“, die schönsten Köpfe zu finden wären, natürlich von Bergschafen. Da war ich immer froh, dass ich selbst keinen anderen Zweck hatte, als das mitzunehmen, was am Weg lag, botanisch und anders.

So absolut ist das mit der Wüste freilich nicht zu verstehen. Der Botaniker findet überall etwas, in Flecken oder vereinzelt in Geröll und Felsen. Die Flora ist verhältnismässig arm an Arten, dafür aber um so interessanter. Auch tierisches Leben herrscht. Da oben am Bhot Kol lá flog ein hübscher Schmetterling geschäftig hin und her, weiss mit schwarzer Zeichnung und zwei orangeroten Flecken auf jedem Flügel, und die gemeine Hausfliege summte. Etwas tiefer zeigten sich zahlreiche Murmeltiere, gar nicht scheu. Ihr Bauch ist lebhaft rotbraun, die Seiten gelb, Rücken und Schwanz fast schwarz. Auch eine kleine, zierliche

Eidechse schlängelte sich durch Steine und Sand. Sie war in der Farbe so dem Boden angepasst, dass man sie nicht sah, wenn sie sich ruhig verhielt. Nur an den Ohren trug sie einen orangeroten Flecken, weiss gerändert.

Wir stiegen ins Tschilungtal hinunter, das wieder einen sehr schönen Gletscherabschluss hat. Dort war der Fluss zu überschreiten, weil auf dem rechten Ufer etwas weiter unten eine senkrechte Felswand das Weiterkommen verhinderte. Dieser Fluss, so nahe seinem Ursprung, ist schon ziemlich stark und fliesst in drei Armen dahin. Die beiden ersten waren seicht und unschwierig, aber der dritte tief und reissend. Das ist bei all diesen tibetanischen Gletscherbächen und -flüssen so, dass man sie am besten frühmorgens überquert, denn die Schneeschmelze ist stark, so dass sie des Abends immer angeschwollen sind. Ich liess mich von einem Kuli Huckepack tragen, wurde aber trotzdem bis über die Knie nass. Schon ganz nahe beim Ufer trat der Kuli in ein tiefes Loch und beinahe hätten wir ein Vollbad genommen. Dieses Loch wurde verhängnisvoll. Die sechzehn Kulis, die sich paarweise bei der Hand fassten und so den Rubikon überschritten, hatten uns gehen sehen und folgten blind unserem Weg. Wir warfen Steine, um ihnen zu zeigen, wohin sie sich wenden sollten, wir schrien, brüllten — es half alles nichts: alle sechzehn nacheinander traten in dasselbe Loch, und es war fast ein Wunder zu nennen, dass trotzdem keiner stürzte.

Eine halbe Stunde tiefer im Tal schlugen wir das Lager nach einem Marsch von zwölf Stunden. Aber die Ereignisse des Tages waren noch nicht vorüber. Als ich im letzten Sonnenschein vor dem Zelt beim Mahle sass, hörte ich ein seltsames Geräusch, wie wenn

in einiger Entfernung ein Lastenzug über eine eiserne Brücke führe; dazwischen dumpfes Gepolter und Knalle wie von Explosionen. In einer Rinne hoch an der gegenüberliegenden Talwand ging eine Schmutzlawine nieder. Es musste wohl ein Gletschertümpel durchgebrochen sein, der Erde, Eisstücke und Felsen mit herunter nahm. Langsam wälzte sich die schwarze Masse abwärts; es dauerte fast eine halbe Stunde, ehe sie kurz vor der Mündung in den Fluss hinter einem Vorsprung verschwand. Ich suchte am andern Morgen nach den Spuren, konnte jedoch nichts entdecken.

Ein leichter Marsch von fünf bis sechs Stunden führte uns hinunter nach Suru, dem ersten Ort in tibetanischem Gebiet. Er liegt in einer Talebene, prachtvoll grün von Gerstenfeldern, und ist in sechs Weiler aufgeteilt. Ausser ein paar jämmerlichen Weiden, unter denen ich lagerte, ist kein Baum zu sehen. Der Unterschied der Häuser mit den malerischen Holzbauten von Kaschmir ist enorm. Hier sind sie aus Steinen aufgeschichtet, oft klumpenweise zusammengebaut. Dann gehen alle Türen nach einer Art von unregelmässigem Hof; in den Aussenwänden ist keine Öffnung. Als Türe dient meist eine Matte aus Weidenzweigen. Das Dach ist flach und ringsum am Rand ist kleines Reisig geschichtet — die Feuerung für den Winter. Hauptsächlich wird allerdings mit getrocknetem Kuhmist geheizt, aber nebenher gehen die Leute stundenweit in die Wüste hinaus und suchen die holzigen Wurzeln und Stengel gewisser Wermutarten zusammen, die hier sehr häufig sind.

Drüben am Fluss steht ein altes Fort, das der Maharajah von Kaschmir erbaut hat: vier Mauern und vier runde Ecktürme. Innen nur ein ringsum laufender gedeckter Gang, keine Zimmer. Es ist jetzt verlassen

und zerfällt. Die Bevölkerung ist noch nicht tibetanisch, aber auch den Kaschmiritypus finde ich nicht recht heraus. Dieser ist direkt semitisch, während hier mehr arische Gesichtsbildung vorherrscht. Wahrscheinlich sind die Leute Nachkommen der Dards, die ich später auch im Industal fand jenseits der Grenze von Baltistan. Sie waren vermutlich reine Arier; ihre Hautfarbe ist weiss, die Gesichtszüge zeigen arischen Schnitt. Im Industal tragen sie eine besondere Tracht, hier in Suru noch die in Kaschmir übliche. Der Kropf ist ein häufiges Leiden; der Lumberdar kommt zu mir und will von einem geheilt sein.

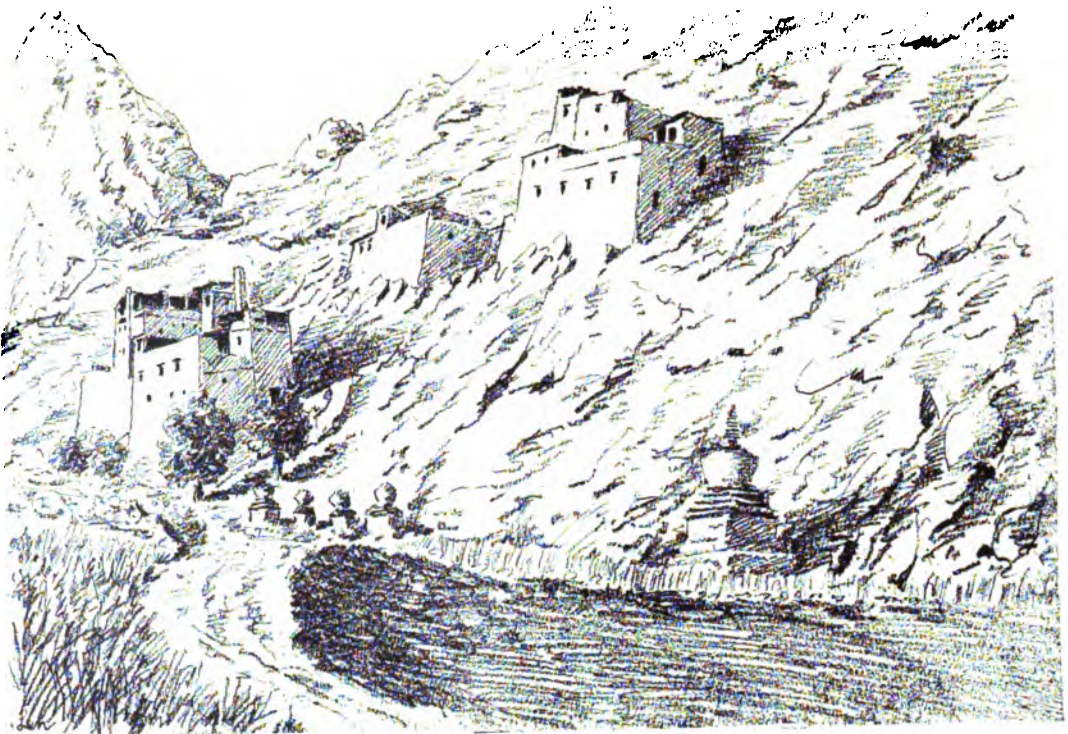
Am späten Nachmittag hatte ich eine hübsche Gelegenheit, den Unterschied zwischen Schikari und Diener zu beobachten. Die Träger waren längst mit Lohn und einem Trinkgeld entlassen worden; aber plötzlich hockten vier von ihnen vor meinem Zelt, und einer hob eine falsche Rupie empor, die ich ihnen gegeben haben sollte. Es war der bekannte Scherz von Süditalien und Spanien. Ich wies sie ab mit der Bedeutung, dass dieses Stück aus Blei nicht von mir komme. Sie zogen zum Zelt meiner Leute hinüber und gleich darauf erschien der Diener bei mir. Sein Turban sass schief vor Aufregung und er haspelte die Worte nur so heraus — man bedenke, eine so wichtige Angelegenheit! „Huzoor, die Leute sind ehrlich und hier oben gibt es überhaupt kein Geld." Da es keinen Zweck hatte, sich mit dem dummen Kerl in einen Zank einzulassen, so schickte ich ihn weg. Nach einer Minute erschien der Schikari mit dem falschen Geldstück in der Hand. „Huzoor, ist das wahr, dass Sie gesagt haben sollen, diese Rupie sei gut?"

„Nein, Schikari, die Rupie ist schlecht, aber ich habe gesagt, sie stamme nicht von mir."

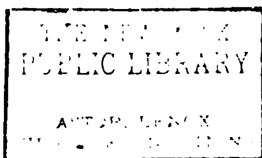
Er grinste und ging, ohne noch ein Wort zu verlieren, und vor den vier Ehrenkulis hatte ich Ruhe.

Aber eine Stunde später, da ich über den ferneren Weg mit ihm beriet, wollte er selbst mich wieder hereinlegen. Von Suru führt nämlich ein Reitweg in drei Tagmärschen hinunter nach Kargil, wo er auf den Karawanenweg von Srinagar nach Leh mündet. Den sollte ich durchaus gehen. Ich hatte jedoch vor, durch das Rungdumtal und über den Kangi lá zu ziehen nach Kangi, um dann erst am Fotu lá auf den grossen Weg zu stossen. Nach der Karte waren es nur sechs Märsche, doch lag ein hoher Pass dazwischen, der meinem Helden sehr gegen den Strich ging. Er brachte zunächst den Lumberdar als Zeugen, dass man das Rungdumtal nicht begehen könne wegen der Flüsse, die stark angeschwollen seien. Auf der Karte jedoch war klar zu sehen, dass nach Überschreitung des Suruflusses nur noch kleine Bäche zu kreuzen waren. „Und das übrige wird sich finden," schnitt ich ab.

Ich habe noch nicht von Surus grösstem Schatz gesprochen, seinem Bergkranz. Der Fluss macht hier eine grosse Schleife, die von einem Bergrücken ausgefüllt wird, dem Purkutse lá. Diesen hatte ich zu überschreiten, um abzukürzen, denn den Surufluss musste ich die nächsten Tage aufwärts verfolgen. Zwei schlimme Brücken führen zum Fuss dieses Rückens, die eine über den Tschilungfluss, die andere über den Suru selbst. Die Brücken sind ohne Mörtel erbaut aus geschichteten Rollkieseln, dazwischen Lagen von Baumstämmen, die sich immer weiter vorschieben, bis von jeder Seite her etwa ein Drittel der Flussbreite erreicht ist. Über das noch offene Drittel legen sich zwei Baumstämme, die wieder mit Weidengeflechten bedeckt sind, von Steinen festgehalten. Diese Matten sind oft



21. Häusergruppe bei Leh, Westtibet.


PUBLIC LIBRARY

nur noch im Umriss da und man muss auf einem Balken hinübertanzen, oder noch schlimmer, die ganze eine Seite der Brücke hat sich gesenkt. Dann ist die Überschreitung ein schweres Stück Arbeit, für Ponies ganz ausgeschlossen. Der Purkutse lá ist mit blühenden Matten bis hinauf bedeckt, zu einer Höhe von etwa 3600 m, vielleicht 600 m über dem Tal. Er bildet eine grüne Insel in diesen Wüstenbergen. Von da oben eröffnet sich ein Panorama, das seinesgleichen sucht. Unten die grüne Talebene von Suru, dahinter gen Norden und Westen drei tiefe Täler mit einem Wald von zackigen Granitspitzen, verschneit und vergletschert. Aber gen Süden und Osten türmt sich die gewaltige Gruppe des Nun-Kun, ganz nahe, nur durch das schmale Flusstal von uns getrennt, in furchtbarer Zerrissenheit. Nadeln, Türme und Eisspitzen drängen sich, und dazwischen ergiessen sich steile Gletscherkaskaden, die an vier Stellen den Talboden erreichen und bis nahe an die Weizenfelder vordringen.

Fast senkrecht unter uns liegt auf einer Felsklippe der Ort Purkutse, zu dem wir auf einem hübschen Kletterpfad hinabsteigen. Die Häuser scheinen mit dem Stein zu verwachsen. Dahinter die letzten grünen Felder, dann ein Geröllhang, mit der sungarischen Kichererbse bedeckt, deren Blüten die Kulis eifrig essen. Ich versuche diesen Leckerbissen, bin jedoch entschieden enttäuscht.

Nun stehen wir am Ufer des Flusses. Gegenüber stürzt ein Gletscher in den Fluss und bildet eine senkrechte Eiswand, blank und blau, wohl 200 m lang und 30 m hoch. Während ich noch stehe und wortlos bewundere, löst sich hoch oben an der Eisklippe ein enormes Stück los und stürzt ins Wasser. Es dröhnt wie ein Donnerschlag, verhundertfacht im Echo. Eine

hohe Wassersäule erhebt sich und breitet sich fächerartig nach allen Seiten aus: eine getreue Wiederholung des Fontänengeysers im Yellowstonepark.

Der Gletscher zwängt sich zwischen zwei Felsrippen ein, deren östliche einer Festungsmauer gleicht und mit einem runden Turm im Flusse endigt. Ihr gegenüber, auf unserer Seite, springt eine der gefürchteten Parris vor, eine senkrechte Felswand, deren Überwindung oft einen Umweg von Stunden kostet. Die Welt scheint also hier abgeschlossen. Aber die Träger zeigen uns, dass der Wand entlang im Wasser ein Weg aus Steinen geschichtet ist. Bei tiefem Wasserstand kann man diesen Weg benutzen, sonst muss man hoch über den Berg wegklettern. Um dorthin zu gelangen, hat man erst eine steile Sandhalde und zwei Lawinen zu überwinden. Das Ganze sieht etwas bedenklich aus, denn es ist offenbar, dass wir in eine Schlucht eintreten werden, wo es schwer sein wird, einen geeigneten Lagerplatz zu finden. Hinter dem Nun-Kun aber steigen schwarze Wolken auf, die nichts Gutes verheissen.

Der Schikari beruhigt mich, er hat sich genau erkundigt: Lagerplätze gibt es genug und von Regen kann keine Rede sein. In Ladakh regnet es nicht. So sagt er, doch der Himmel sagt das Gegenteil und im richtigen Ladakh sind wir noch nicht. Ich warne daher nochmals, ob wir nicht besser hier in der Nähe des Ortes blieben. „Wie Huzoor will, aber regnen wird es bestimmt nicht.“ So lasse ich mich überreden.

Um die gefährliche Ecke geht es leicht, doch nicht ohne nasse Füsse. Gleich dahinter hört der Weg auf. In einer Felsritze, so ziemlich senkrecht, sind Steine teils geschichtet, teils eingeklemmt. Hier sollen wir hinauf. Für uns geht es ja leicht, aber die Träger! Es

stellt sich heraus, dass die drei, die den Zeltapparat schleppen, ganz abladen müssen. Die Stücke werden einzeln hinaufbefördert. Drüben geht es auf steilen, glitschigen Platten hinunter und dann kommen nochmals dieselbe Treppe und dieselben Platten. Es dauert anderthalb Stunden, bis wir diese üble Stelle überwunden haben. Die Kulis stellen sich ungeschickt dabei an, der Schikari verliert die Geduld und pufft. Der Kuli heult. Ich protestiere, aber der Schikari behauptet, es müsse so sein, sonst kämen wir nicht vom Fleck. Ich glaube fast, der Mann hatte recht. Er hat selbst gesehen, dass der Himmel immer schwärzer wird, dass ein Lagerplatz nicht in Sicht ist und wir jetzt nicht mehr zurück können. Es geht in einer engen Schlucht aufwärts, oft über Felsen und Schnee. Von oben beginnen Nebel einzudringen. Gegen fünf Uhr abends erreichen wir einen ebenen Platz, gerade gross genug, um das Zelt aufzuschlagen. Er liegt zwischen zwei hohen Schneewällen, auf der dritten Seite die Felswand, auf der vierten der Fluss. Kaum ist das schützende Dach errichtet, so beginnt es zu regnen. Nun stellt sich heraus, dass wir kein Holz bei uns haben. Dicht neben dem Zelt wachsen ein paar Zwergweiden, aus denen mühsam so viel zusammen gelesen wird, dass es für heute reicht bei meinen bescheidenen Bedürfnissen. Aber schon gegen Abend verwandelt sich der Regen in Schnee und es wird unangenehm kalt, da ein beissender Wind überall hindringt. Die Leute kommen gelaufen und klagen über die Kälte. Sie bereuen jetzt, die warmen Decken nicht gekauft zu haben. Ein Unmensch kann man doch nicht sein trotz aller Schuftigkeit, und so trete ich ihnen noch einige meiner eigenen Decken ab. Die Nacht wird bitter kalt, so dass an Schlafen nicht zu

denken ist. In der Frühe zeigt sich, dass wir regelrecht eingeschneit sind und an diesem Fleck abwarten müssen, was werden wird. Die armen Kulis haben schrecklich gefroren unter einem Felsen, ohne Feuer, und wollen „vorläufig“ wieder heim. Sie versprechen hoch und teuer, wieder zu kommen, sobald das Wetter gut sei. Aber ich muss mein Mitleid unterdrücken: wenn ich sie ziehen lasse, sehe ich sie nie wieder und sitze vollkommen fest in dieser Mausefalle. Zwei von ihnen werden nach Purkutse zurückgeschickt, um Holz und Proviant zu holen mit der Einschärfung, dass ihnen alle Martern bevorstehen, wenn sie im Lauf des Tages nicht wiederkehrten.

Es versprach ein langer Tag zu werden ohne warme Nahrung, mit steifen Gliedern und steifen Gedanken. Als ich so eingemummelt an meinem Tisch sass und weder schreiben noch lesen konnte vor Kälte, da stieg ein Gott hernieder und half. Zwar nichts geschah äusserlich, doch eine unsichtbare, freundliche Hand strich über meine Seele, dass sie plötzlich zu intensivem Leben erwachte und mich mit seligem Empfinden und schönen Gedanken erfüllte. Fast als Zuschauer sass ich wundernd dabei, wie ein wohliger Schauer den andern ablöste, zuletzt sich ebnend in gleichmässige Fröhlichkeit, die weder der kalten Glieder noch der peinlichen, gezwungenen Untätigkeit achtete. Sie wirkte, dass ich die langen Stunden regungslos sass und nur froh war. Ein seltsameres, unlogischeres Begebnis ist mir nicht zugestossen, aber auch keines, das mir so die Tiefen der Möglichkeiten im Menschen erschlossen hätte. Ein Zweifeln an tieferer als physischer Quelle gab es in diesem Zustand nicht; es schien Verbindung hergestellt mit einer Welt, die wir sonst nur ahnen.

Der Zustand hielt den ganzen Tag an. Abends kamen die Kulis mit Holz zurück und wir konnten wieder wohltätige Feuer machen. Ein warmes Abendbrot und heisser Kaffee erwärmten mir die Glieder. Aber ich hätte dessen nicht einmal bedurft. Auch die kalte Nacht war mir nicht peinlich, ich konnte sogar ein wenig schlafen. Am nächsten Morgen war es noch trübe, doch gegen Mittag brach die Sonne durch. Und von diesem Augenblick ab verklang der Höhenton in mir langsam, als wäre er vor den äusseren günstigen Umständen geflohen.

Am Nachmittag sahen wir jenseits des Flusses eine Ibexherde, fünfzehn Köpfe stark, die der Schnee heruntergetrieben hatte. Unser Lager schien diese Bergschafe nicht im geringsten zu stören, als wüssten sie, dass wir keine Waffen bei uns hatten.

Am dritten Tag brachen wir bei herrlichstem Wetter auf und zogen durch die Schlucht hinauf über viel alten und neuen Schnee, über Felsen und Schutt, meist ziemlich steil. Den Weg musste man sich oft suchen, sonst war ein schmaler Pfad vorhanden. Gegen zehn Uhr hatten wir eine obere Terrasse erreicht und hier wurde das Tal breiter und flacher. Hier stand ich auch dem gewaltigen Nun-Kun gerade gegenüber. Zum Greifen dicht vor mir ragten seine drei mächtigen Pyramiden ins Himmelsblau, mit messerscharfen Eisgraten und blendenden Firnen. An zweien ist kaum ein Stückchen Fels zu sehen, die dritte, höchste, zeigt eine dunkle Gipfelwand und Platten etwas tiefer. Ein breiter Gletscher senkt sich von den dreien zu Tal, endet jedoch in hoher Frontmoräne. Die Vorberge aus braunem Granit erheben sich rechts in furchtbaren Platten zu Kuppenform, links steigen sie als zerrissener Nadelgrat bis zum Fuss der östlichsten Spitze hinan.

Die Talsole ist hier etwa 3800 m über Meer, die Berge zur Linken erheben sich zu 5800, der Nun-Kun zu 7150 m.

Es geht nun sechs bis sieben Stunden lang fast eben über Matten weg. Einmal treffen wir auf weidende Pferde (die Stelle ist auf der Karte als Ort verzeichnet), doch Menschen, gar Wohnungen sind nicht sichtbar. Zu beiden Seiten fortwährend die grossartigsten Gebirgsbilder, riesige Wände, Türme, Gletscher und Seitenschluchten. Ein prächtiger Felssturz geht von der linken Talwand hernieder mit donnerndem Getöse und Flintengeknatter, gerade vor uns.

Gegen Abend passieren wir sumpfige Stellen, wo halbhohes Weidengebüsch wächst. Der Fluss strömt hier in viele seichte Arme geteilt dahin. Wolken von grossen Schnaken überfallen uns. Sie setzen sich zu Tausenden in die Kleider; von Gesicht und Händen sind sie leicht zu entfernen, ehe sie stechen, denn die Tiere sind merkwürdig träge. Obwohl diese Nachbarschaft nicht verlockt, müssen wir doch gleich hinter dieser Stelle am Fusse einer Felswand lagern, um vor dem scharfen Wind geschützt zu sein, der sich erhoben hat. Es ist auch zu spät geworden, um noch weiter zu gehen. Seltsamerweise scheinen die Schnaken dort oben wie die Menschen zu Bette zu gehen, denn bei einfallender Dämmerung verschwinden sie bis zur letzten.

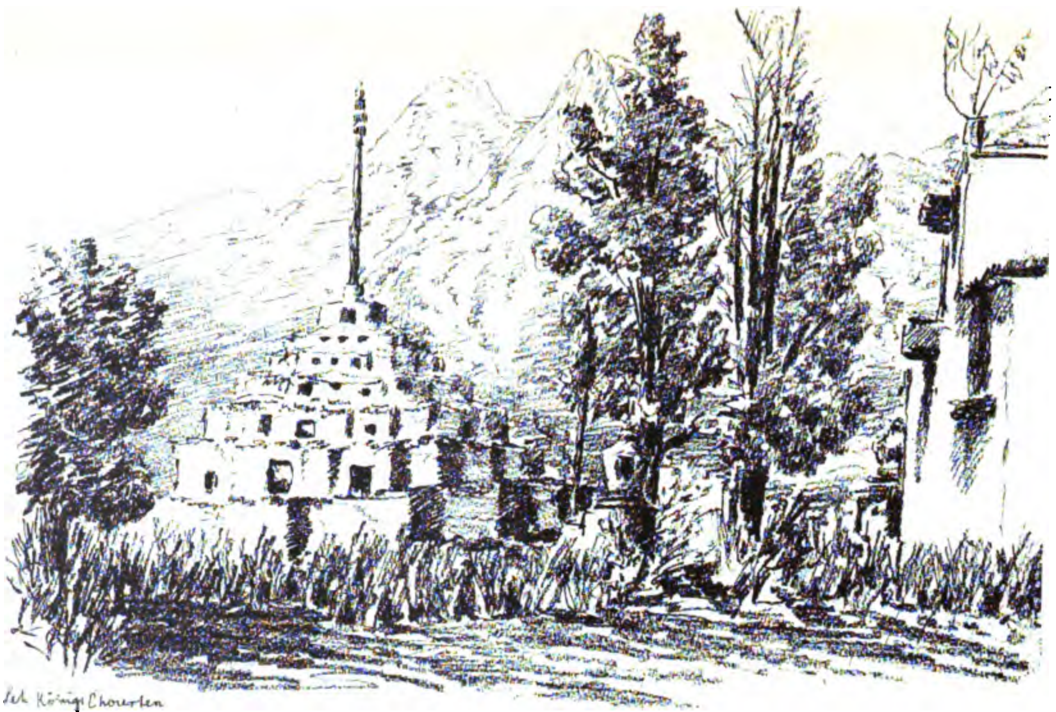
Jenseits eines kolossalen Trümmerkegels, der offenbar als Rest eines Bergsturzes das Tal weithin bedeckt und den Fluss ganz an die linke Bergwand gedrängt hat, erreichen wir am andern Morgen Zulidoc, den ersten buddhistischen, tibetanischen Ort. Das Tal ist von hier ab breit und eben, in einiger Ähnlichkeit mit dem Kessel von Partenkirchen, aber fast in der Höhe der Zugspitze liegend und in riesige Verhältnisse

übersetzt. Das muss man sich immer vorhalten. Ein märchenhaftes Bergpanorama beginnt sich zu entfalten. In der Ferne heben sich von einem dunkeln, schneegekrönten Berg weiss die Häuser der Rungdum Gonpa ab, des ersten buddhistischen Klosters, das ich schauen soll. Es ist noch fast drei Stunden bis dorthin. Der Ort Zulidoc besteht aus etwa zehn einzelnen Häusern, weit zerstreut, deren jedes aussieht wie eine freilich dürftige Festung. Auch die ersten Tschorten stehen hier. Der Tschorten ist die tibetanische Form der Dagoba, ein seltsames Bauwerk, so ziemlich einer Kaffeemühle gleichend. Jeder setzt ein solches Bauwerk hin zu Ehren Buddhas oder eines verstorbenen Lamas, wo und wie er mag. Wie in Birma werden die alten nicht repariert; man lässt sie zerfallen und baut daneben ein neues. Bei reicheren Ortschaften sind diese Tschorten oft sehr gross und sauber ausgeführt, gar verputzt und mit einem gemalten oder tönernen Buddhabild in einer Nische geschmückt. Dann stehen die Om Mani-Mauern dabei. Das sind lange, niedrige Mauern, auf die jeder mindestens einmal im Jahr einen Stein niederlegt, dem er die buddhistische Formel Om Mani Padmi Hum, d. h. o du Kleinod in der Lotosblume, eingeritzt hat. Diese Mauern soll man stets zur Rechten liegen lassen, weshalb sich der Weg immer zu ihren beiden Seiten hinzieht. Hier oben in dem kleinen Bergdorf, wo alles roh aus losen Steinen geschichtet ist, hat man Mauer und Tschorten in eins vereint. Meist sitzen hier drei kleine Tschorten nebeneinander wie die Kochtöpfe auf dem Herd.

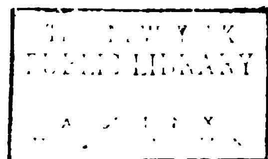
Es ist ein buddhistischer Feiertag. Bei unserem Nahen strömen die paar Dutzend Einwohner herbei, alle in Festkleidern. Die Stoffe und Kostüme schwer, auf das kalte Klima berechnet, im Grundton dunkelblau.

Doch hier und da ein buntes Tuch, ein rotgestreiftes Gewand. Die Weiber haben noch nicht den Ladakhi-Kopfputz, sondern verhüllen das Haar mit einem Tuch; ihr Schmuck sind breite Bänder aus Korallen, die sich von Ohr zu Ohr ums Kinn ziehen, um den Hals tragen sie Ketten aus Glasperlen und Wachsröhrchen, bunt gefärbt. Die schweren Ohrgehänge denen von Bhotan ähnlich, aus Goldfiligran mit Kornalin oder Türkismutter. Über den Schultern hängt ein Ziegenfell. Bei den Männern fehlt nie die Lamamütze, mit Pelz gefüttert, deren Rand bei schönem Wetter aufgestülpt wird, bei Kälte noch den Hals deckt. Auf der Brust und am Gürtel prangen die grossen Amulette aus Silber, Kupfer oder Eisenblech, oft mit chinesischen Schriftzeichen geschmückt. Sie enthalten eine Gebetschrift und ein Votivtäfelchen. Diese Täfelchen sind hergestellt aus Lehm und der Asche eines Lamas; die Masse wird in Formen gedrückt, meist oval im Umriss, mit einem Buddha in einer der drei Stellungen verziert, der lehrenden, ruhenden oder meditierenden. Aber wenn es sich um die Asche eines besonders heiligen Lama handelt, so werden vier- oder dreieckige Tafeln verfertigt, kunstvoll verziert mit Symbolen und Darstellungen aus Buddhas Leben, rot oder grün bemalt und vergoldet. Die Engländer nennen diese Tafeln in wenig respektvoller Weise potted Lamas, etwa „eingemachte Lamas“.

Wir ziehen nun durch die kieserfüllte Talebene hinauf. Murmeltiere spielen am Berghang; in grasigen Stellen beim Wasser nisten weissbrüstige Schnepfen; ein kleiner Vogel, Brust und Kopf gelb, fliegt zwitschernd hin und wieder; zwei Wildgänse tummeln sich bei einer Lache. Alle diese Tiere lassen uns bis dicht an sich herankommen, ein sicheres Zeichen dafür, dass ihnen niemand etwas zu leide tut.



22. Der Königstschorten in Leh, Westtibet.



Wir überqueren ein Seitental, in dessen Hintergrund Gletscher blinken. Dann naht sich vom Kloster her ein kleiner Zug: der Oberlama kommt mir zu Pferd entgegen, mich feierlich zu empfangen. Er ist ein wohlbeleibter Mann, die Augen listig, Nase und Mund sinnlich, das Gesicht rot und blatternarbig. Er trägt den roten Lamarock und ebensolche Mütze. Im rechten Ohr einen silbernen Ring, aber im oberen Ohrrand befestigt; am Mittelfinger der rechten Hand einen goldenen Ring mit blauem Stein. Ein gewöhnlicher Lama in gelbem Rock reitet hinterher, ein drittes Pferd ist für mich bestimmt. Ausserdem noch zwei Diener. Die Begrüssung ist zwar notgedrungen stumm, aber freundlich. Ich erkundige mich durch den Schikari, woher die Leute von meinem Kommen wissen. Am Tag vorher hat uns ein Bote des Amtmanns von Kargil überholt, so scheint es. Der hat uns gemeldet.

Das Pferd ist eine angenehme Zugabe, denn wir haben jetzt zahlreiche Bäche zu überschreiten. Wir sind in den weiten Boden eingetreten, wo fünf grosse Täler zusammenstossen. Gegen Süden, nach Zanskar zu, öffnet sich ein prächtiges Gletscherbecken. Es mag zwei Stunden sein bis dorthin über die topfebene, total vermuhrte Fläche. Ringsum erheben sich die Berge zu 6000—6600 Meter, ein Gesamtbild von seltener Grossartigkeit und ungeheurer Ruhe. In der Mitte der Kiesebene ragt ein einsamer Felshügel, teilweise mit grünem Rasen bekleidet. Auf diesem thront das Kloster. Im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, steht es in einem brandenden Meer. Dann sind die Mönche wochenlang von der Welt abgeschnitten.

Auf halber Höhe des Felshügels, gen Norden, weist mir der Oberlama einen ebenen Rasenplatz zum Lagern an. In den letzten zehn Jahren waren zwei Sahibs

hier, erzählt er, der letzte vor vier Jahren. Beide waren aus Zanskar gekommen. Ob ich auch nach Zanskar will? Nein, zum Kangi lá. Der Mann zieht ein ernstes Gesicht.

Oben am düsteren, fast fensterlosen Klosterbau öffnet sich eine kleine Pforte, und die Mönche kommen im Zug heraus, mich zu bewillkommnen. Es sind ihrer 25, alle im gelben Gewand. Ein kleiner, alter geht allein voraus, die anderen paarweise hinterdrein. So ziehen sie den Hügel herab vor mich hin. Der Alte trägt eine hölzerne Platte, auf der eine ebensolche Schüssel steht voll Mehl. Es ist ein freundlicher Willkommgruss, doch ein Blick auf Hände und Gesicht des Mönchs macht mich erschaudern. Nein, dieses Mehl kann ich in meinem Haushalt nicht verwenden. Ich stippe zwei Finger in die Schüssel und führe sie symbolisch zum Mund. Das genügt. Nun schaaren sich die Mönche dicht um mich her mit lautem Gemurmel. Ich ahne schon, was sie wollen, aber ich frage doch den Schikari, der tibetanisch versteht, um den Leuten nicht Unrecht zu tun in Gedanken.

„Bakschisch," lautet die lakonische Antwort.

Ja, so hatte ich's verstanden. Also gut, reden wir Geschäft. Zunächst einen Kreis ziehen mit dem Bergstock, denn die allzu grosse Nähe dieser Menschen ist nicht wünschenswert; sie haben sich offenbar alle seit langer Zeit nicht gewaschen. Dann meine Rede: „Ich danke euch für euern Empfang. Wir wollen Freunde sein. Wenn ich dann übermorgen abreise, und ihr habt mir alles geliefert, was ich brauche, Holz, Milch, Hühner, Eier; wenn ihr mir 16 tüchtige Träger stellt und ein Pferd für mich selbst; wenn dann alles gepackt ist und ich zufrieden bin, dann bekommt ihr ein schönes Bakschisch."

Die Leute waren ordentlich, sie sahen's ein, und der dicke Oberlama lächelte vergnügt.

Am späteren Nachmittag wurde ich feierlich im Kloster empfangen. Den einzigen Eingang bildet eine kleine Tür, hinter der ein doppelt geknickter Gang unter dem Haus durch zum Hof führt. In diesem Gang baumelt ein sonderbares, ausgestopftes Tier von der Decke. Es hat die Grösse einer mittleren Bulldogge, ähnelt im Kopf vielleicht einem Schwein, wenn man sich den Rüssel wegdenkt. Der Leib ist unförmlich, die kurzen Beine sind fast wagrecht abgestreckt; die Haut glatt und glänzend, dunkelgrau gefärbt. Das Monstrum ist nicht zu erkennen, wird mir jedoch erklärt als Lhasahund. Warum es da oben hängt, kann ich nicht erfahren.

Der Hof bietet ein ganz seltsames Bild. Der Boden besteht aus dem nackten Fels, der stellenweise notdürftig geebnet und durch das viele Gehen geglättet ist, wie poliert. In der Mitte steigt er an und hier erhebt sich ein grosser Tschorten, die beschriebene Kaffeemühle. Sie ist hier sorgfältig beworfen und trägt eine hölzerne Stange, wohl 2½ Meter hoch, auf die wieder dreizehn hölzerne Scheiben gereiht sind, von unten nach oben an Grösse abnehmend. Stock und Scheiben sind rot bemalt, das Ganze krönt eine blecherne, vergoldete Krone.

Die Scheiben entsprechen wohl sicher den Schirmen, die den Stupen und Dagoben in Indien aufgesetzt wurden. Einer dieser Schirme hat sich ja bis auf den heutigen Tag erhalten in der Tschaitya, dem grossen Felsentempel zu Karla im Dekkan. Wenn ich nicht irre, so steht der Schirm (oder Kreis, was er wohl darstellen soll) im Okkultismus als Symbol für die manifestierte Welt; wo es also sieben Schirme sind, soll

auf sieben manifestierte Welten hingewiesen werden. Nun entspricht ja dies tatsächlich der Auffassung der indischen Okkultisten seit uralter Zeit: sie lassen Gott sich zunächst im Logos manifestieren, der sich in drei teilt. Das ist die Dreieinigkeit (Brahma, Schiwa, Wischnu im Hinduismus), denen wieder die drei Welten (Körper, Seele und Geist) entsprechen. Aber aus der Dreizahl leiten sie die Vierzahl ab, so dass man drei obere und vier untere Welten oder Ebenen erhält, sieben im ganzen. Die sieben ist daher in der indischen Zahlenmystik die heiligste Zahl, auf der unser ganzes Weltsystem „aufgebaut" ist. So findet sie sich z. B. auch in den birmanischen Pagoden wieder, die stets sieben Stockwerke tragen und, wie soeben gesagt, in den sieben Schirmen der indischen Dagoben. (Ob der Schirm als Ehrenbezeugung, wie er in China üblich ist, hiermit zusammenhängt?)

Dass nun hier in Tibet der Schirme oder Scheiben dreizehn sind statt sieben, muss auffallen. Zufall ist es sicher nicht, denn im Buddhismus ist nichts Zufall, sondern alles beruht auf alten Überlieferungen, wenn auch die Lamas nur selten mehr Aufschluss darüber geben können oder wollen. Vielleicht hängt die Zahl mit der okkultistischen Tradition zusammen, die in der 13 das Symbol des weiblichen Prinzips sieht.

Übrigens bin ich betreffs der Lamas zu der Überzeugung gekommen, dass sie durchaus nicht alle die unwissenden, törichten Menschen sind, wie wir immer annehmen. Ich habe den Teschilama in Kalkutta gesehen, als er dort den Prinzen von Wales besuchte, und fand sein Gesicht mit einem äusserst intelligenten, ja vergeistigten Ausdruck. Ebenso lebt bei Leh ein Lama, dessen Bild man nur anzusehen braucht, um sofort zu wissen, dass er kein gewöhnlicher Mensch

ist. Nur liegt immer der enorme Unterschied vor, dass wir Europäer eben auf die Exoterik hin erzogen sind und deshalb dem Orientalen, dessen Geistesrichtung eine esoterische ist, nicht das geringste Verständnis entgegenbringen. Sein „Wissen" erscheint uns als Unwissenheit. Bei den meisten ist es ja auch so, aber beim einzelnen braucht es nicht zu sein. Nur soll man nicht denken, dass ein solcher esoterisch denkender und fühlender Mensch sich für verpflichtet halten muss, dem ersten besten Europäer, der sich „interessiert", sein Innerstes zu enthüllen. Er weiss, dass er nicht verstanden werden kann, und so schweigt er oder spricht Äusserlichkeiten. Deshalb werden speziell die Missionare niemals in die tatsächliche Religionsauffassung der bedeutenden Lamas eindringen, sondern immer nur das rohe Äusserliche, das Fratzenhafte des Lama-Buddhismus sehen. Ganz selbstverständlich. Aber auch solche Europäer, die ihrer Tätigkeit in Tibet kein religiöses Dogma zugrunde legen, werden nichts erfahren, wenn sie nicht gelernt haben, das orientalische Denken zu erfassen. Dazu gehört wenigstens ein vorhergehendes Studium der indischen Esoterik.

Andererseits sind die Mitteilungen, die uns z. B. durch eine Blavatsky zuteil wurden, ebenso ungeniessbar, weil sie in der Methode so gänzlich verfehlt sind, auf das Unkritischste höchste Esoterik neben Geschichtchen setzen wie vom Wunderbaum zu Kumbum, von dem lebendig werdenden Mondscheinbild oder von der Buddhainkarnierung in ein einjähriges Kind, das anfängt zu predigen. Selbst wenn diese Dinge wahr wären, gehörten sie doch nicht in ein Buch, das für Europäer bestimmt ist zu ernstem Studium, jedenfalls nicht in dieser Form. Wir haben ja vor dem Orientalen im allgemeinen die kritische Fähigkeit

voraus — wir sollten sie nach jeder Richtung hin benützen, zur Einschränkung der Vorurteile für und gegen eine Sache oder einen Menschen.

Von den Mönchen im Rungdum-Kloster kann ich freilich nicht sagen, sie hätten einen vergeistigten Eindruck gemacht; auch in den Zügen ihres rotberockten Oberhauptes war nur Bauernschlauheit zu sehen.

Links von dem Eingang, durch den ich gekommen war, lag an der Mauer der Vorrat von Brennmaterial aufgeschichtet, Reisig und ein grosser Haufen von getrocknetem Kuhmist. Die buddhistischen Umwohner betrachten es als gottgefälliges Werk, dürre Äste den Mönchen zuzuschleppen, oft drei und vier Tagereisen weit her. Dieses fromme Denken der Menschen ist für das Kloster eine Lebensbedingung, da ja in der ganzen Gegend kein Baum wächst und nur selten die niedrigen Weiden. So sah ich im Rungdumtal, das etwa 40 Kilometer lang ist, Weidengebüsche nur an zwei Stellen und dann noch immer dünn und mager; dazu vielleicht ein Dutzend mannshoher vereinzelter Weiden von einer anderen Art, die einen weissen Stamm besitzt, wie unsere Birke; von sonstigem Buschwerk nur einen einsamen Rhamnus dahuricus, kaum einen halben Meter hoch.

An der Ostseite des Klosterhofs führt ein ziemlich breiter Gang in den eigentlichen Bau, wo die Mönche wohnen. Die Tür steht offen und so sieht man an der Decke des Ganges drei weitere Lhasahunde baumeln. Zwei davon sind geplatzt, das Stroh hängt ihnen zum Leib heraus. Ich frage, ob kein lebendiges solches Tier da sei, aber das wird verneint.

An der Südseite des Hofes tritt man über zwei natürliche Felsstufen zu einer kleinen Terrasse. Der Ausblick von diesem Söller ist überwältigend schön

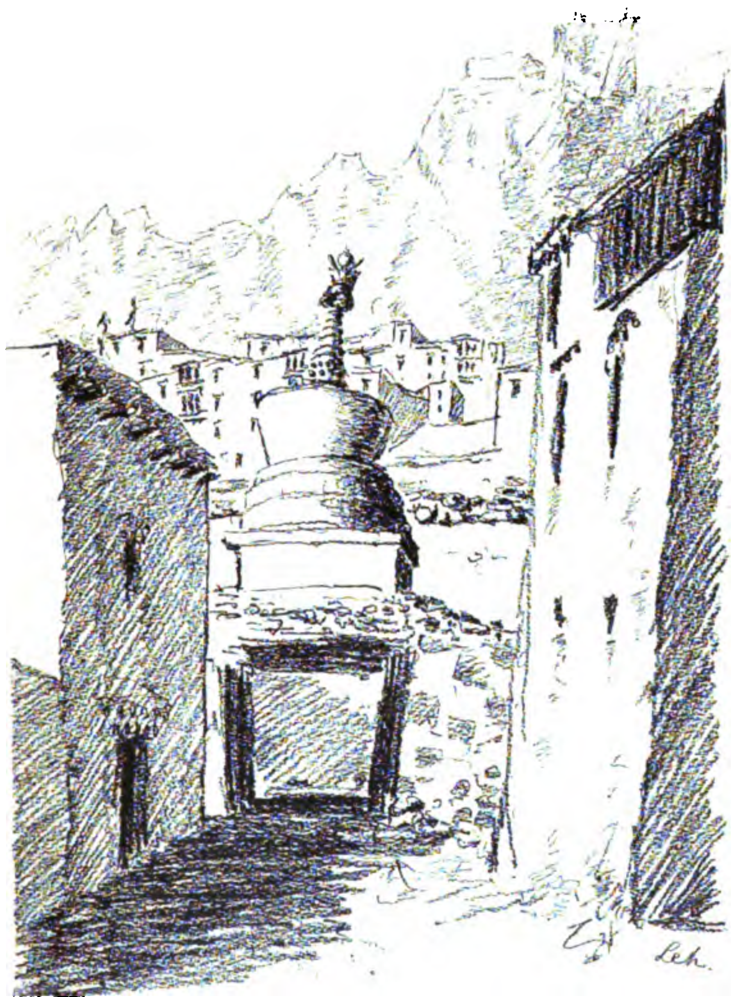
und grossartig auf die weite Geröllebene und das ganze Gebirgsrund. Auf der Mauer sind drei Gebetmühlen angebracht, senkrecht stehende, einfache Holzzylinder, die in tibetanischer Sprache geschriebene Gebete enthalten. Jede Umdrehung kommt einem Hersagen des Gebetes gleich und wird dem einzelnen oder auch dem Kloster im ganzen angerechnet. Die hölzernen Achsen der drei Zylinder tragen oben wagrechte, hölzerne Windräder, so dass die Mühlen fast beständig in Bewegung sind. Andere sieht man mit Wasserrädern in Verbindung gebracht und man kann in naher Zukunft vielleicht noch solche erleben, die mit Elektrizität getrieben werden.

Die ganze Nordseite des Hofes nimmt der Tempel ein. Er ragt etwas höher als der Wohnbau und hat wie alle Baulichkeiten hier ein flaches Dach. Die Fassade ist gelblich vermörtelt, und grobe, senkrechte Linien sind zur Verzierung in dem Bewurf gezogen. Der obere Rand wird durch einen seltsamen Fries gebildet, etwa 30 Zentimeter hoch: es ist einfach Reisig dicht zusammengedrängt geschichtet und nach aussen gleichmässig abgeschnitten worden. Als Einfassung laufen unten und oben zwei Reihen dickerer Äste. Diese sind weiss bemalt, die Reisigenden schwarz. Gleich darunter zieht sich ein breiter Streifen von roter Farbe, ebenfalls wagrecht über die ganze Breite des Tempels, und als Schmuck sind fünf einfache Messingschüsseln in ihn eingelassen, die konvexe Seite nach aussen.

Unten öffnet sich ein flacher Portikus, von zwei Säulen getragen. Seine Wände sind mit pünktlich ausgeführten Malereien bedeckt, das Rad der Wiedergeburt und Episoden aus Buddhas Leben darstellend. In einer Nische wieder einige Gebetmühlen. Das

Innere erhält sein Licht nur durch die Tür. Es ist ein ziemlich niedriges, aber tiefes Rechteck. Vorn stehen einige grosse, chinesische Gongs und indische Trommeln. Zwei leicht erhöhte Streifen ziehen sich am Boden durch die ganze Länge des Raumes, mit zerschlissenen Decken belegt; auf diesen hocken die Mönche einander gegenüber bei ihren „Gottesdiensten". Von der Decke hängen zahllose Prozessionsfahnen, gestickt und gemalt, teils offenbar von hohem Alter. An den Seitenwänden liegt in hölzernen Gestellen die Bibliothek geschichtet, ausnahmslos Manuskripte in Sanskrit oder tibetanischer Schrift, soweit ich konstatieren konnte. Sie sind zum Teil auf eine Art Pergamentpapier geschrieben, wohl chinesischen Ursprungs, zum Teil auf Palmblätter, in besonderer Weise präpariert. Die Kalligraphie ist überall ganz wunderbar, man muss genau zusehen, um nicht zu glauben, dass man Drucke vor sich hat. Die Schriften auf den Palmblättern sehen aus wie graviert.

Im Hintergrund stehen die Statuen der Buddhas und Boddhisattvas. Sie sind sehr roher Natur, wahrscheinlich aus bemaltem Stuck, und haben keinen künstlerischen Wert. In keiner Weise können sie sich mit den prachtvollen japanischen Bronzen vergleichen, deren eine in Buddhgaya zu sehen ist, noch mit den raffiniert naturalistischen Figuren im chinesischen Buddhatempel zu Bhamo in Oberbirma. Vor und neben ihnen allerlei Geräte: Kupferflaschen mit frischen Blumen; Handglocken, darunter solche mit chinesischen Schriftzeichen; Butterschalen; ein kupfernes Amulett, Ga'u genannt, auf dem ein mystisches Diagramm eingraviert ist; Dordschen, das sind Gebetsszepter aus Messing, und zwar an den Enden gerundete, sowie solche, die beiderseits in dreiseitige Spitzen aus-



23. Gasse in Leh, Westtibet.

laufen. Diese sollen, so wird mir gesagt, bei einem Gewitter auf die Hausschwelle gelegt werden, um den Blitz abzuwehren, und dazu wird eine Handglocke geläutet. Ferner eine Reihe der Buddhatäfelchen aus Lehm, teilweise äusserst fein ausgeführt. In einer Schale voll Mehl stecken ein Dutzend dünne Räucherstangen, die süssen Weihrauchduft verbreiten.

Es wären viele Fragen zu stellen, aber in meiner absoluten Unkenntnis des Tibetanischen muss ich mich sehr beschränken, denn auch im Hindostani bin ich mehr aufs Praktische als aufs Philosophische eingerichtet, und mein Schikari wäre ausserdem wohl kaum der geeignete Dolmetscher, um Fragen zu übermitteln, die nach der Esoterik gehen. Ob sie wohl der dicke Oberlama beantworten könnte? Zweifel sind erlaubt, sogar berechtigt, wenigstens wenn man nach dem Prinzip schliessen will, dass die reine Seele eine reine Aussenseite bedinge. Irgend etwas erregt sein Missfallen am linken Bein. Er bückt sich und zieht ungeniert den hohen, pelzverbrämten Filzschuh herunter. Strümpfe trägt er nicht. Was da zum Vorschein kam an — Patina, davon will ich lieber schweigen. Aber er lacht vergnügt und freut sich an meinem Interesse für seinen Tempel, verlangt auch sofort wieder Bakschisch, als wir ins Freie treten, gibt sich jedoch ebenso schnell zufrieden, da ich ihn an unseren Pakt erinnere.

So wie dieser Tempel sind sie alle. Wer nicht hier herauf in tibetanisches Land vordringen kann, dem gibt schon der Tempel von Bhutia Busti (d. h. Bhutiadorf) bei Darjiling eine gute Anschauung des Typus, freilich in sehr vereinfachter Form.

Dreimal am Tag scheinen sich die Mönche zu einer allgemeinen Gebetsübung im Tempel zu versammeln, und zwar um 6 Uhr früh, 11 Uhr vormittags und 5 Uhr

abends. Wenigstens hörte ich zu diesen Stunden das Dröhnen der Gongs, gefolgt von laut hergeplapperten Gebeten.

Am Abend vor der Abreise stellte sich ein leichter, feiner Regen ein; es war der letzte, den wir für lange Wochen haben sollten, denn in Westtibet regnet es im Sommer nicht. Auch kam der Schikari und brachte mir einen Mönch, begleitet von einem Dutzend anderer, der vor einer Woche mit einem Kuli über den Kangi lá herübergekommen war, den Pass, den ich jetzt überschreiten wollte. Er erzählte Schauerdinge: der Schnee reichte ihnen bis zum Hals, sie wurden beide schneeblind, drei Tage lang kämpften sie um ihr Leben usw. usw.

„Huzoor, wir können da nicht gehen," beschwor mich der Schikari, „es ist lebensgefährlich". Der Diener stand im Hintergrund und schimpfte still vor sich hin. Die Mönche schwatzten alle zusammen.

„Schön," sagte ich und zog die Karte hervor, „so gehen wir über Zanskar".

„Ja, über Zanskar ist es viel leichter," antwortete der Chor.

Ich las: „Da ist ein Pass von 4800 Metern, einer von 5100, einer von 5400 und noch einer von 4800."

Die Gesichter wurden lang und länger, und der Widerstand war gebrochen.

Die Nacht war kalt und regnerisch, aber am andern Mittag hellte sich der Himmel auf und gegen ein Uhr konnten wir abziehen. Fünfzehn Träger, lauter kräftige Tibetaner, und ein Yak begleiteten uns, ausserdem ein Pferd für mich. Der Abschied von den Mönchen war keineswegs sentimental. 27 Hände streckten sich aus und bedrängten mich so, dass ich wieder mit dem Alpenstock einen Kreis um mich ziehen musste. Ich

übergab dem Oberlama die enorme Summe von vier Rupies, worauf er sofort mehr verlangte, aber doch profitlich schmunzelte. Noch lange schauten uns die gelben Gestalten nach, in Gruppen verteilt über das grüne Felseneiland, als wir über das Geröll wegzogen, in die Berge hinein. Nach etwa anderthalb Stunden mühsamen Marsches mussten wir dreimal über den Fluss, dann begannen die Felswände sich zusammenzuziehen; aus dem Tal wurde eine Klamm. Wir bogen ab und erklommen auf einem schmalen Gemsensteig die linke Talwand. Es ging nun immer in steilen Schutt- oder Grashalden auf und ab, im ganzen immer höher. Tief unten sah man hier und da den Fluss schäumen, wo ein Seitenbach eine Öffnung in die senkrechten Uferwände gerissen hatte. Faul wie ich war, blieb ich auf dem Pferd sitzen, obwohl der „Weg" keineswegs dazu geeignet war. An einer besonders unangenehmen Stelle schien das Tier einen Schwindelanfall zu bekommen, es stolperte und fiel, glücklicherweise nach der Bergseite. Nach dieser Erfahrung gab ich meine Faulheit daran.

Nach und nach verschwand die Vegetation fast völlig, nur noch Kräutlein der Kruziferenordnung, ein Steinbrech und dergleichen Kleinzeug war hier und da zu sehen. Hingegen entfaltete sich ein grossartiges Farbenbild in Stein. Wir zogen in einem Riesenkessel, umgeben von himmelhohen Mauern, ohne besonders hervorragende Gipfel. Oben lag Schnee und kleine Gletscher hingen zwischen den Zacken. Dunkelbraune Felsrippen zogen sich von dort herab und durchsetzten die Schutthänge in allen Schattierungen von braun, rötlich und gelb. Hier und da brach blauer Schiefer durch oder ein fast feuerrot gefärbter Fels. Weiter unten viel hellgrüner Sandstein und ein ganzer blutroter

Bergrücken. Von überall sah man Bachrinnen mit 10—20 Meter hohen, senkrechten Wänden herabkommen, um sich der Hauptklamm anzuschliessen. Eine einzige Öffnung führte im Hintergrund zwischen zwei Trümmerbergen aus diesem Kessel, und von dort kam offenbar der Fluss aus dem oberen Zanskar her. Aber die Hoffnung, dies möge der Kangi lá sein, wurde sofort vernichtet durch den Pferdekuli. Er wies nach links. Da stieg jenseits des Flusses eine schmale, steile Schneerinne hinauf bis fast in die Höhe der Gipfel. Mir ahnte nicht viel Gutes bei diesem Anblick, denn der Ort, wo wir nun lagern sollten, mochte schon an die 4300 Meter hoch sein, und bis da hinauf war mindestens noch ein Unterschied von 12—1400 Meter.

Nach einer Nacht, die wir der Kälte wegen so kurz als möglich machten, ging es durch ein Gewirre von seltsamen Schluchten, deren Felstürme im Morgengrauen ganz gespenstisch wirkten, hinunter zum Fluss. Man war an dieser Stelle wie in einer engen Kammer eingesperrt und sah nur den Himmel über sich. Gerade gegenüber mündete eine engere, ebensolche Klamm, die schon nach wenigen Schritten sich weiterem Einblick entzog durch vorspringende Felsen. Hier bestieg ich zum letztenmal das edle Ross, um die schäumenden Wasser zu überschreiten. Ich wollte es dann nach Hause schicken, doch die Leute bestanden darauf, es noch weiter mitzunehmen, da ich es höher oben wieder benutzen könnte. Ich muss nun sagen, ich habe noch nie ein Pferd klettern sehen wie dieses. Von Weg war von hier ab keine Rede mehr. Steil ging es aufwärts über Felsen und schauderhaftes, plattiges Geröll. Unter den Hufen des Tieres gingen beständig Steinlawinen nieder, selbst wir konnten keinem Schritt trauen. So kletterten wir eine Stunde aufwärts, dann stiegen wir

in die schneegefüllte Rinne ein, die uns nun ohne Unterbrechung bis zur Passhöhe führen würde. Hier sollte ich wieder aufsitzen, so meinte der Schikari, und es stellte sich heraus, dass er der Ansicht war, ich könnte das Pferd überhaupt mitnehmen über den Pass. Ich glaube auch fast, es wäre möglich gewesen, denn unser wohlbepackter Yak überwand alles spielend, und offenbar haben sich die dortigen Pferde etwas von der Gemsenart angeeignet. Aber unsere europäischen Begriffe von Tier- und Menschenwürde legten ihr Veto ein; daher musste der Pferdekuli umkehren zu seiner grossen Enttäuschung, denn was galt ihm das Tier, wo es sich um ein grösseres Trinkgeld handelte?

Bis gegen neun Uhr ging es ohne technische Schwierigkeit aufwärts über den hart gefrorenen Schnee. Die hohen Wände der engen Rinne schützten uns vor der Morgensonne. Aber dann erreichten wir den Gletscher und traten damit in steile Schneefelder hinaus, die schon länger beschienen waren und nicht mehr so ganz tragen wollten. Immerhin war das Hindernis des Einsinkens nicht sehr gross bis zum Gipfel, auch Spalten traten auf dieser Seite des Joches nirgends zutage; sogar die Steilheit nahm ab, je höher wir kamen. Aber etwas anderes stellte sich ein, das bewirkte, dass ich mein Lebtag an diesen Anstieg denken werde: die Atemnot. Schon am Bhot Kol lá hatte ich bemerkt, dass von 3600 Meter ab das Herz unruhig wurde und das Atmen ungleichmässig. Aber was war es dort gegen die letzten anderthalb Stunden am Kangi lá? Hier wurde es nach und nach so, dass mir schien, als wäre mein Körper aus Blei, als lägen mir eiserne Bänder um Brust und Stirn und ein Strick um den Hals. Zugleich machte das Herz förmliche Sätze oder schien auszusetzen, und die Anstrengung des Luft-

schnappens wurde so gross, dass ich noch drei Tage lang nachher Muskelschmerzen in der Brust spürte. Mehr als 10 Schritte konnte ich zuletzt nicht mehr machen, ohne mich niederzusetzen. Törichterweise verschaffte mir lautes Stöhnen Erleichterung. Der Stolz des Alpinisten war völlig gebrochen in mir, als ich mit Aufbietung aller Energie endlich gegen 11 Uhr oben anlangte und mich einfach in den Schnee fallen liess. So wie ich fiel, blieb ich eine Stunde lang liegen. Mein einziger unchristlicher Trost war, dass es dem Schikari nicht besser ergangen war, nur war er so weiss, wie ein Kaschmiri eben sein kann, während ich meinte, alles Blut im Kopfe zu haben. Wie aber die Kulis mit einem halben Zentner auf dem Rücken hinaufkommen konnten, bleibt mir ein Rätsel. Sie sind freilich in diesen Bergen geboren und daher besser angepasst als unsereiner. Für mich selbst habe ich später feststellen können, dass ich mich durchaus nicht anpasste in dieser Hinsicht, sondern eher empfindlicher wurde.

Der Kangi lá ist nur wenige hundert Fuss niedriger als die umliegenden Gipfel, woraus ich schliesse, dass er nicht viel unter 6000 m sein kann. Eine Höhenangabe findet sich auch auf der sonst ausgezeichneten englischen Generalstabskarte nicht. Vielleicht ist er noch von keinem Europäer überschritten worden, da er auf keiner wichtigeren Route liegt.

Auf der Passhöhe steht ein Steinmandl, in dem dürre Äste stecken. Sie tragen Stofffetzen, auf denen buddhistische Gebete gedruckt sind in Sanskrit und tibetanisch. Diese Steinmandl sieht man im ganzen tibetanischen Gebiet auf allen Pässen und vielen Gipfeln.

Auf der Nordseite zieht sich ein grosser Gletscher

hinunter, tief verschneit, mit vielen Spalten und einem weit offenen, prachtvollen Bergschrund, der nur an der linken Bergseite zu überschreiten ist. Unten verschwindet der Gletscher in einer finsteren Schlucht, wie am Bhot Kol lá, aber zu seiner Linken ragt in der Tiefe ein Bergsporn vor, auf dem der Pfad als helle Linie zu erkennen ist. Er scheint bei einem sonderbaren Felsgebilde zu enden, das täuschend eine mittelalterliche Burgruine nachahmt, mit Bollwerken, Mauern und Türmen. Um so täuschender, als der ganze Rücken sonst glatt ist, da er aus Sand und kleinem Geröll besteht. Gegen Osten und Süden ist der Ausblick auf das weite Becken beschränkt, aus dem wir heraufgestiegen sind. Sein Stirnreifen von hängenden Gletschern wirkt seltsam, noch seltsamer tief unten der blutrote Hügel, an dessen Fuss wir die letzte Nacht verbrachten. Gen Westen gähnt das Rungdumtal und darüber die unvergleichliche Nun-Kun-Gruppe, in dessen kolossale Firnwelt man von hier aus einen tiefen Einblick tut. Die zahlreichen anderen Schneespitzen daneben scheinen klein im Vergleich. Aber gen Norden starrt ein Wald von Matterhörnern. Vergebens sucht man nach einem Ausdruck, um die Gewalt dieser Gebirge zu schildern. Weit, weit gegen Nordosten ziehen sie sich hin, dicht vor uns fast schwarz oder in sattem Braun, dann übergehend in blaue und zartviolette Tinten, alle mit weissen Mänteln oder Kappen, viele ganz darein gehüllt.

Hier oben kriecht als einziges sichtbares Lebewesen eine schwarze Spinne über den Schnee. Wohl vier oder fünf ihrer Art zähle ich, etwa so gross, wie unsere gewöhnliche Hausspinne. Sie scheinen voll Lebens, rasch in den Bewegungen. Wovon sie wohl leben mögen?

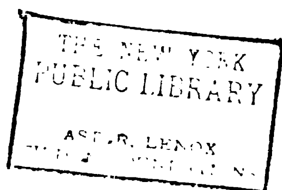
Eine Stunde scharfen Abstiegs bringt uns wieder auf festen Boden, zu einer kleinen Kuppe, die sich in steilem Abfall nach dem Rücken mit der Burgruine senkt. Wohl noch gegen 5000 m hoch, begrüssen uns da schon die ersten Blütenpflanzen, ein prächtiger Rittersporn, Delphinium Brunonianum, eine gelbe Schmetterlingsblüte, Thermopsis inflata, ein zierliches Hahnenfussgewächs, Oxygraphis polypetala, und eine besondere botanische Seltenheit, Lagotis globosa. Es ist eine kleine, tiefblaue Kugelblume, bis jetzt nur von zwei anderen Stellen im Himalaya bekannt. Alle diese, dazu noch die schon erwähnte Corydalis crassifolia, wachsen im Sand und Geröll ohne eine Spur von Humus.

Bald erreichen wir die Burg, die selbst von der Nähe gesehen noch täuschend wirkt, und steigen oder vielmehr rutschen im Schutt in das darunter liegende tiefe und enge Tal, dessen Abschluss ein schöner Gletscher bildet, höchstens eine Wegstunde weiter westlich. Hier am Bachrand, am Fuss des romantischen, senkrechten Burgfelsens, inmitten eines wahren Blumenteppichs, namentlich von zartlila Geranien, erwarten wir die Karawane. Erst drei Stunden später erscheinen die ersten Träger hoch oben am Berg, und dann ist es ein hübsches Schauspiel, sie in langer, gebrochener Reihe herabsteigen zu sehen. Sie klagen alle über Kopfweh und wollen „gedoktert“ sein — „Dakter“ spricht der Diener —, beruhigen sich aber, da ich ihnen versichere, morgen werde alles gut gehen, und dann gebe es Trinkgeld.

Im Frühjahr ist der „Weg“ von hier nach Kangi nicht zu begehen, denn er führt ständig in Bach- und Flussläufen, ein halbes Dutzendmal quer durchs Wasser, natürlich ohne Brücken, durch Felsentore, Schluchten und breitere Täler. Das Land scheint von Gigan-



24. Indusschlucht bei Singkermon, Baltistan.



ten aufgebaut; jede einzelne dieser Klammen, jeder einzelne Talschluss wäre eine Berühmtheit in Europa. Der Ort Kangi selbst ist am Zusammenstoss fünf solcher Schluchten gelegen. Durch ein Felsentor mit fast senkrechten, 800—1000 m hohen Wänden gelangt man hinein, durch einen Riss in den Bergen, der Taminaschlucht ähnlich, nur zwanzigmal länger und zehnmal tiefer, verlässt man ihn wieder. Die Sonne erschien in Kangi gegen ½9 Uhr und war um 4 Uhr wieder verschwunden. Am Grunde dieses Felsenkessels breitet sich auf einigen Schuttkegeln die samtgrüne Oase aus von Gerstenfeldern. Ein einziger magerer Obstgarten ist dabei mit wenigen Aprikosenbäumen. Drei oder vier Weiden am Bach bilden den übrigen Baumschmuck. Der Ort selbst baut sich auf ähnlich den Dörfern an den italienischen Seen: Haus über Haus, mit Terrassen, rohen Veranden, wenigen und kleinen Fenstern, zu oberst ein Klösterlein. Dutzende von Tschorten, Om mani-Mauern dabei und etwas, das ich sonst nirgends sah: seichte, kreisrunde Vertiefungen, am Rande mit Steinen belegt und einer in der Mitte. Ich konnte nicht erfahren, wozu diese Kreise dienten, vermute aber, dass sie irgendwie mit dem Kult zusammenhängen. Die Missionare in Ladakh wussten nichts davon.

Hier zeigte sich zum erstenmal der ganze Charakter der tibetanischen Wüstenflora. Unter etwa achtzig bis hundert wildwachsenden Pflanzen, die ich hier im Laufe eines Tages sammelte, waren etwa dreissig, die diesen Wüstenbergen eigentümlich sind. Fast alle haben sie tiefgehende Wurzeln und auffallend gefärbte Blüten, meist gelb, blau oder weiss, aber keinen Duft. Viele von ihnen treten in Masse auf und bedecken oft ganze Strecken, doch niemals so dicht, dass der Boden

nicht durchschiene. Daher kommt, dass sie auf einige Entfernung für das Auge keine Rolle mehr spielen, oder besser gesagt, dass die Berge völlig kahl scheinen.

Von der Insektenwelt, die mit der Befruchtung dieser Pflanzen beauftragt ist, habe ich fast nichts gesehen; Schmetterlinge scheinen so ziemlich ganz zu fehlen. Auch Vögel sieht man nur selten; die Krähen sind schon seit Suknes verschwunden, hingegen zeigt sich hier und da ein Kolkrabe, ein mächtiger Geselle mit furchtbarem Schnabel.

Einen ebenso furchtbaren Schnabel, wenn auch in anderem Sinn, hatte mein edler Diener in Kangi, als ich Rechnungsablege von ihm verlangte und fand, dass er mich auf das schauderhafteste betrog. Die unangenehme Unterhaltung endete damit, dass ich ihm erklärte, wenn er noch ein Wort sage, so könne er auf der Stelle packen und seinen eigenen Weg suchen nach Lahore zurück; ich könne auch ohne Diener reisen. Sein Trinkgeld für den verflossenen Monat habe er vorweggestohlen, und wenn es nicht anders werde, so wolle ich ihm auch für den nächsten Monat keines geben.

Am gleichen Tag war ein Nagel am Feldstuhl einzuschlagen, was den Schikari anging. Da unsere eigenen Nägel „verloren“ schienen, so liess er es im Dorf besorgen und verlangte vier Annas dafür. Ich legte ihm stillschweigend die Hälfte dieser Summe hin, worauf er mich ansah und ebenso stillschweigend das Geldstück einsteckte.

Es ist ja nicht wegen der geringen Summen, aber die Leute achten den Herrn gar nicht mehr, der sich's gefallen lässt.

Der Zug durch die Kangischlucht war das Abenteuerlichste, was ich erlebte auf dieser Reise. Zwei

Wege führten hinaus nach der Karawanenstrasse, so sagte man mir, der eine über einen hohen Pass, der andere, der bessere, durch eben diese Schlucht. Ich muss gleich erklären, dass hier von Weg keine Rede war — wie mag da erst der „schlechtere“ aussehen? Wir hatten sechs Pferde erobert in Kangi, vier als Lasttiere, zwei zum Reiten für mich und den Diener. Ausserdem neun Träger, sechs Leute für die Pferde und ein Fohlen, das sich noch nicht von der Mutter trennen liess. Gleich hinter dem Ort schlossen sich die Bergwände zusammen und nun begann eine sechsstündige Wanderung zwischen meist senkrechten Mauern, die zu etwa 1200 m aufsteigen mochten, in deren Verlauf wir gegen zwanzigmal den Fluss zu überschreiten hatten. An einzelnen Stellen blieb nichts anderes übrig, als eine Strecke weit im Wasser zu ziehen; an anderen wieder mussten wir auf halsbrecherischen Stegen hoch hinauf über eine Felswand und gleich wieder herunter, wo ich nicht für möglich gehalten hätte, dass Pferde gehen konnten. Einmal brach an solcher Stelle der ganze „Weg“ in die Tiefe und riss beinahe ein Tier mit. Er musste erst wieder gebaut werden, ehe die andern durch konnten. Am längsten hielt uns eine der Durchquerungen des Flusses auf. Hier war ein enormer Felsblock von oben heruntergestürzt und verursachte eine tiefe Strömung, natürlich an einer der engsten Stellen, wo durchaus kein Ausweichen nach rechts oder links in die Höhe möglich war. Die Pferde zeigten hier Angst und weigerten sich, hinüberzugehen. Kulis wurden vorausgeschickt; man warf ihnen einen Strick zu, dessen anderes Ende am Lasttier befestigt wurde. Unter Ziehen und Stossen wurde so jedes einzeln hinübergezogen, zuletzt das meinige, wobei mir das Wasser bis über die Knie ging.

Die Pferde stolperten während des Übergangs beständig wegen der rollenden Steine am Grunde; es war fast ein Wunder zu nennen, dass keines fiel. Fohlen und Mutterstute mussten zusammen befördert werden, sie weigerten sich durchaus, getrennt zu gehen. Diese eine Stelle hielt uns über eine Stunde auf.

Gegen Mittag erreichten wir das Ende der Schlucht, ohne weiteren Schaden, als dass der Lederbezug der Reisekörbe in Fetzen herabhing, durch das viele Anstossen an Felsecken, und dass ein Kuli einen Schuh im Wasser verloren hatte. Ich muss den Leuten von Kangi das Zeugnis ausstellen, dass ich nur durch ihre Willigkeit und Tüchtigkeit so glimpflich weggekommen bin. Ich zweifle sehr, ob dieser heikle Zug mit den feigen und ungeschickten Kaschmiriträgern so gut abgelaufen wäre.

Eine prachtvolle Felspyramide schliesst diese Schlucht ab, wo sie in ein breiteres, ödes Tal mündet. Auf der anderen Talseite winkt als Zeichen der Zivilisation der gemauerte Karawanenweg von Srinagar nach Leh, begleitet vom Telegraphen. Man muss wissen, was der Bau dieser Linie bedeutet in einem Land, wo die Stämme, die als Stützstangen dienen, wochenweit hergebracht werden müssen über hohe Pässe, und wo nach jedem Winter viele neu aufgerichtet werden müssen.

Nun beginnt ein langer, peinlicher Aufstieg in ödester Landschaft zum Fotu lá, einem Pass, etwa 4000 m hoch. Der scharfe Duft verschiedener Wermutarten erfüllt die Luft; die graugrünen niedrigen Stauden beziehen ganze Hänge, bringen aber keinen freundlichen Ton in die Landschaft.

Nach und nach öffnet sich ein weiter Blick rückwärts gegen Kaschmir zu, wo sich ein welliges Hoch-

land dehnt, unterbrochen von Gebirgszügen und einzelnen Bergen, deren manche wieder von falschen Burgruinen gekrönt sind. Vor uns reckt sich ein gewaltiger Bergstock, voll Spitzen, Zacken und Türmen, eine riesenhafte Wiederholung des Rosengartens bei Bozen.

Aber von der Höhe des Passes tut sich eine Märchenlandschaft auf. Ein weites Rund von beschneiten, enormen Felsriesen, die einen Kessel bilden. Kolossale, gelbe Schutthalden, die in der Tiefe braune und violette Töne annehmen. Im Hintergrund, quer durch in halber Höhe, ein weisser Streifen, aufgelöst in fast eiförmige Hügel, vermutlich eine Kreideschicht, vom Regen ausgewaschen. In der Mitte des Kessels eine tiefgrüne Oase, aus tiefen Schluchten aufsteigend, gekrönt von senkrechten Konglomeratfelsen. An und auf diesen zusammengepackt die weissen Häuser und Klöster von Lamayuru. Die Felsspitzen sind teilweise durch Brücken verbunden, auf denen die Häuser ruhen. Grosse Tschorten ragen dazwischen auf. In den tiefen Spalten zwischen den Felssäulen sind Querböden gezogen und dergestalt Höhlen geschaffen, die als Vorratsräume dienen. Sie sind nur von oben zugänglich mittels Leitern. Dem ganzen Weg entlang von der Passhöhe bis zum Ort Om mani Mauern und Hunderte von Tschorten, viele andere noch zerstreut in der Oase.

Lamayuru ist eines der sonderbarsten Bilder aus diesem sonderbaren Land, aber es steht nicht vereinzelt. Bazgo, Leh und andere Orte reihen sich ihm würdig an. Malerisch im Sinne des Malers kann man sie nicht nennen; ich habe Aquarelle gesehen von einer englischen Dame, auf denen dies deutlich zum Ausdruck kam. Als Bilder waren sie künstlerisch, und doch

wurde jeder Beschauer nur durch die Seltsamkeit des Dargestellten angezogen. Die oft grotesken Umrisse der Konglomeratfelsen — ich sah Friese von verschiedenen Formen, darunter einen, der enorme Löwentatzen nachahmte —; der unvermittelte Kontrast zwischen Oasen und Wüstenbergen; die ganz allgemeine Betonung des Kyklopischen, Masslosen in Form und Farbe der Landschaft; die Durchsichtigkeit der Luft, die jede Entfernung unterschätzen lässt; das alles bedingt den Ausschluss dessen, was unsere Maler Stimmung nennen würden. Trotzdem bin ich persönlich durch dieses Land in einer besonderen „Stimmung" gegangen, die ganz offenbar eben durch die Umgebung ausgelöst wurde. Ich habe aber nicht bemerkt, dass einer der Europäer, die ich dort traf, von dieser Stimmung etwas empfunden hätte, ganz im Gegenteil: Die meisten sahen nur die allgemeine Öde und Unfruchtbarkeit und klagten über die Monotonie. So musste ich notgedrungen dahin kommen, zwischen Stimmung und Stimmung zu unterscheiden: die des Malers von ausser herein, die meinige in Ladakh von innen heraus. Die erste Gemeingut all derer, die überhaupt einer „Stimmung" fähig sind, die andere das Resultat einer besonderen Orientierung der Gedanken- und Gefühlswelt. Womit ich zugebe, dass ich ein völlig subjektives Urteil ausspreche, indem ich sage, dass die öden Täler von Westtibet mir den höchsten Gefühlswert vermittelt haben, den ich bis jetzt erfuhr.

Seit dreiundzwanzig Tagen zum erstenmal wieder traf ich in Lamayuru mit Europäern zusammen. Es berührte mich seltsam, von all den Komplikationen und Kleinigkeiten des zivilisierten Lebens sprechen zu hören als von etwas selbstverständlich Wünschenswertem. Mir lag das alles dort so fern. Ein Offizier

mit seiner Frau kamen schon von einem Jagdausflug zurück. Sie klagten über den langen Weg nach Srinagar und waren enttäuscht, von mir nichts Neues von dort zu hören. Zwei andere Offiziere reisten nach Leh in Eilmärschen, „um den langen Weg abzukürzen" zu den Jagdgründen an der tibetanischen Grenze. Ein vierter, ganz junger, schloss sich mir an. Er war ein richtiger nice boy, der einzige von all denen, die mir begegneten, der Verständnis hatte für etwas anderes als Jagd, obwohl diese auch seinen Reisezweck ausmachte. „Eigentlich haben Sie recht," sagte er nachdenklich, „die Tiere sind lebendig viel schöner, und es gibt so viel Interessantes hier, geologisch, botanisch, ethnographisch — und was noch. Aber unsereiner kann da nicht mitmachen."

Er sass aber doch brav zwei Stunden lang neben mir und half mir Pflanzen umlegen.

Am nächsten Morgen war grosse Transportnot, da vier Karawanen abziehen wollten. Alle anderen kamen anstandslos weg, nur ich nicht, dank der bewährten Untüchtigkeit meines Schikaris, obwohl ich der erste am Platz gewesen war. Mein neuer junger Freund holte mich ein, da ich vorausgegangen war im Vertrauen auf des Schikaris Versicherung, alles sei in Ordnung, und sagte lachend: „Ihr Gepäck wird später kommen, denn Ihre Leute hatten nicht für Pferde gesorgt."

„Wa — as?" — ich verstand nicht gleich, denn der Schikari hatte mir den Lumberdar in Person vorgeführt, einen stupiden Menschen, der seine kleine, primitive Spindel handhabte, während er alles zusagte, was ich verlangte.

„Das war nicht der Lumberdar," erklärte mir der Offizier, „sondern irgendein Kuli. Vorhin entdeckte mein Träger, dass sie alle Pferde in die Berge getrieben

hatten, um nicht mitgehen zu müssen. Na, ich habe jetzt gesorgt, aber nach einer Stunde oder so wäre Ihr Schikari nachgekommen und hätte Sie zurückgeholt. Ich glaube, Sie haben keine guten Leute."

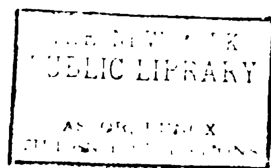
Ja, das war nun ganz sicher. Mir standen aber doch meine paar Haare zu Berge ob eines solchen Masses von Dummheit, Frechheit und Gleichgültigkeit. Als der Schikari uns später einholte, trug er eine Miene zur Schau wie ein geschlagener Hund. Ich war wieder gutmütig und sagte nichts. Aber in Leh kam es dann zur ersten Katastrophe.

Bald nach Lamayuru bogen wir in das Industal ein und zogen nun dem gewaltigen Strom entlang aufwärts. Vor Khala-tse wird er auf einer hohen Holzbrücke überschritten, die durch ein kleines Fort verteidigt ist, von den Kaschmiris erbaut. Denn Westtibet ist erobertes Land, heute noch, obwohl keine Garnisonen dort liegen. Nur die Steuereinnehmer kommen jedes Jahr regelmässig und schüren neu den Hass der Ladakhis gegen Kaschmir. Der Gouverneur, Wesir genannt, residiert im Winter in Skardu, im Sommer in Leh und wird seinerseits von einem englischen Residenten überwacht, der den Sommer über ebenfalls in Leh wohnt.

Khala-tse ist der Aufenthaltsort eines deutschen Missionars, des Herrn Francke, der sich durch seine Studien in tibetanischer Sprache und Folklore einen schönen wissenschaftlichen Namen erworben hat. Ich sollte ihn aber erst auf der Rückreise kennen lernen. Jetzt zogen wir durch den grossen Ort durch, ohne uns aufzuhalten. Bald hinter Khala-tse ragt auf einem einsamen Felsen am Indus, abseits vom Weg, die Ruine eines Dardschlosses, das noch vor der tibetanischen Invasion erbaut war. Merkwürdige Inschriften be-



25. Der Weg in der Indusschlucht bei Singkermon, Baltistan.



stätigen dies. In dieser ganzen Gegend sind Inschriften und Zeichnungen primitivster Art auf den Felsblöcken häufig. Sie stellen meist Jagdszenen dar: Männer zu Fuss oder zu Pferd schiessen mit Pfeilen auf langgehörnte Bergschafe. Die Schriftzeichen ähneln wohl den persischen. Nebenher gehen viele weniger alte Inschriften des Om mani padmi hum in tibetanisch und Sanskrit, und Herr Francke hat dafür gesorgt, dass jetzt auch christliche Sprüche in tibetanischer Schrift in den Felsen des Industales verewigt sind.

Wie Wick vorhergesagt hatte, mussten wir in Nurla volle vier Stunden auf unser Gepäck warten. In dieser Zeit statteten wir einer Karawane von Yarkandis einen Besuch ab, die in einer Karawanserai Halt machten. Es waren zwei sehr nette Händler, die bis in Bombay gewesen waren und nun in ihre Heimat am Rande der Wüste Gobi zurückkehrten, nach einer Abwesenheit von vierzehn Monaten. Beide hatten sie dicke Hälse, eine Krankheit, die schon Marco Polo als fatale Eigentümlichkeit von Yarkand erwähnt. Sie sprachen ein schwer zu verstehendes Hindostani, zeigten sich aber intelligent und willig, uns zu verstehen. Sie waren Mohammedaner und durchaus nicht von mongolischem Typus. Der eine hatte seine Frau mitgenommen: wir sahen sie nachher auf dem Marsch; dick vermummt bis oben hinauf, sass das unglückliche Wesen auf dem Pferd, unglücklich wegen der herrschenden Hitze.

Übrigens forderten uns die beiden auf, wir sollten doch nach Yarkand weiter reisen. Da ich sagte, ich könnte das schon wegen des Geldpunktes nicht, lachte der Ältere nur und meinte, das sei kein Hindernis, für die ganze Reise komme er auf, ich brauche ihm nachher nur einen Scheck auszustellen auf Moskau.

„Auf Moskau?" fragte ich erstaunt.

„Jawohl, auf Moskau," denn die nächste Reise gehe über Samarkand und Tiflis dorthin. Die dauere zwei volle Jahre. Immer abwechselnd, einmal nach Hindostan, einmal nach Russland.

Der Mann sprach offenbar die Wahrheit. Meinem einfachen Verstand blieb es dunkel, wie solche enormen Reisen gewinnbringend sein konnten.

Schön war das selbstverständliche Vertrauen zu mir, dem Europäer.

Endlich kam Wicks Schikari und meldete, das Gepäck sei da und die Zelte schon bereit. Zu unserer Überraschung fanden wir aber schon ein drittes Zelt in der Nähe der unsrigen.

„Es wird hier oben auch schon überfüllt," meinte Wick nachdenklich, „— zu viel Menschheit. Kommen Sie, wir wollen die Herrschaften begrüssen."

„Herrschaften —?"

„Ja, es ist ein Herr und eine Dame." Das wusste er schon von seinem Jäger.

Ich widersprach, denn mit den Engländern kann man selbst in der Wildnis nicht vorsichtig genug sein, solange man nicht vorgestellt ist. Aber Wicks Selbstvertrauen und Neugier trugen den Sieg davon.

Vor dem Zelt, das den unsrigen abgekehrt war, sahen wir einen Herrn sitzen. Er bot uns den Rücken, drehte sich jedoch um, als er uns kommen hörte. Es war das wohlbekannte Gesicht des französischen Herrn, den ich von Lucknow und Srinagar her kannte. Gänzlich unvermutet führte uns das Schicksal hier oben im Himalaya zusammen.

Er und seine tapfere kleine Frau, die den Strapazen der Reise immer ein vergnügtes Gesicht entgegensetzte, waren prächtige Menschen, und wir schlos-

sen uns bald so aneinander an, dass die drei bis vier Wochen, die wir zusammen reisten, den Grund legten für eine dauernde Freundschaft.

Nach dreitägiger, heisser Wanderung durch das seltsam prächtige Industal, bogen wir endlich um den letzten Bergsporn, der uns die Aussicht auf Leh noch verdeckt hatte. Zur Rechten ragt der isolierte Granithügel von Pituk, hinter dem der Strom ziemlich geradlinig von Südosten herabkommt. Auf diesem Felsen stehen ein einsames Kloster und ein paar alte Warttürme. Zur Linken dehnt sich die sanft ansteigende Wüste in Dreieckform, zwischen dem Indus und zwei zerrissenen, zerklüfteten Granitketten. An der Spitze des Dreiecks, wo sich die Berge zusammenschliessen, winkt eine der tiefgrünen Oasen, und aus ihr ragt das hochstrebende Königsschloss von Leh empor. Die letzten acht Kilometer bis dorthin waren mehr ermüdend als die langen Märsche, die wir schon hinter uns hatten, denn man sieht das Endziel immer vor sich, und doch scheint es nicht näher zu kommen. Der Weg führt kerzengerade über Stock und Stein, oft durch tiefen Sand. Er ist einfach durch Steine markiert, sonst in keiner Weise hergerichtet. Aber ein paar kleine Schluchten sind überbrückt.

Endlich erreichten wir das Stadttor von Leh, einen bunt bemalten mohammedanischen Bau, und bogen in die einzige Basarstrasse des Ortes ein. Sie ist modernen Ursprungs und an und für sich reizlos. Pappelreihen rechts und links; armselige Häuser, einige davon mit den buddhistischen Gebetszweigen besteckt; ein paar jämmerliche einheimische Verkaufsbuden und der einzige „europäische“ Laden, der seit ein paar Jahren über den Sommer sich aufgetan hat. Ich möchte hier gleich beifügen, dass sich der Besitzer

dieses Ladens als der anständigste und gefälligste aller Geschäftsleute in Kaschmir erwies, mit denen ich zu tun hatte.

Im Hintergrund der Strasse erhebt sich das Schloss, ein ganz gewaltiger Bau von acht oder zehn Stockwerken, der sich nach oben pylonenhaft verschmälert. Dort wohnten die mongolischen Könige von Ladakh, ehe sie von den Dogras, den Herrschern von Kaschmir, vertrieben wurden. An der linken Ecke ragt ein Riesen-Tschorten, zur Rechten auf einer noch höheren Felszacke klebt ein halb zerstörtes Kloster.

Durch die Güte der Herrnhuter Missionare erhielten wir einen hübschen Lagerplatz in einem abgeschlossenen Garten, wo wir alle drei unsere Zelte aufschlagen konnten.

Leh wäre ein idealer Sommeraufenthalt für den, der die dünne Luft verträgt. Es liegt eben schon 3500 m hoch und das dürfte vielen auf die Dauer nicht bekommen, da es auf die Herztätigkeit beunruhigend wirkt. Sonst wäre es, wie gesagt, ideal: vollkommen staubfrei, kein Regen, den Tag über schön warm, bei Nacht kühl, Gänge nach allen Seiten, ohne viel zu steigen, in der Oase und in der Wüste, frisches Bergwasser. Mit der Verproviantierung freilich hapert es.

Man bekommt Schaffleisch, Hühner, Eier und Milch, sonst nichts. Der besonderen Güte der Missionare hatten wir noch einige Leckerbissen zu verdanken: frisches Brot und einige Kartoffeln, auch einen Teller mit echtem, deutschem Backwerk. Ausserdem hat die Regierung hier eine Niederlage von Mehl errichtet, aus der jeder durchziehende Europäer ein gewisses Quantum beziehen kann, erster Güte für sich, zweiter für seine Leute. Es soll vor einigen Jahren vorgekommen sein, dass zwei englische Herren mit einem

Spezialpass ankamen, durch den sie auch berechtigt waren, jedes beliebige Quantum Mehl zu beanspruchen. Sie reisten nach dem Pamir weiter und nahmen den ganzen Regierungsvorrat mit, so dass alle, die nachher kamen, nichts mehr vorfanden und dadurch in grosse Schwierigkeiten gerieten. Denn es ist kaum möglich, von den Einwohnern Mehl zu erhalten, da sie nur das zum Selbstunterhalt Nötige produzieren.

Aus der Tatsache dieses Depots kann man schon entnehmen, dass der Verkehr in Leh im Lauf der Jahre sehr gestiegen ist. Früher wurden jedes Jahr für ganz Kaschmir nur zweihundert Pässe ausgegeben, jetzt, wo der Eintritt unbeschränkt ist, erreicht die Zahl der Europäer, die jährlich Leh besuchen, schon einhundert. Es sind fast ausnahmslos englische Offiziere, die in den dortigen Bergen jagen wollen. In dieser Zahl sind stets etwa zehn bis zwölf Damen inbegriffen. Dem Maharajah ist diese Zunahme des Verkehrs sehr angenehm, denn er erhebt hohe Abgaben für die Berechtigung zur Jagd.

Leh ist voll von malerischen Winkeln und Ecken; seine Merkwürdigkeiten sind das aus Holz geschnitzte Portal des Schlosses, das den Renaissanceformen nicht allzufern steht mit seinen Säulen und geschnitztem Quergebälk; das erwähnte Kloster, wo ein Riesenbuddha sitzt, grell bemalt, der merkwürdigerweise nur bis zum Hals in der Halle untergebracht ist, während der Kopf die Decke durchbricht und eine kleine Kapelle auf dem flachen Dach ausfüllt. Den Sinn oder Grund dieser seltsamen Guillotinierung konnte ich nicht erfahren. Der eigentliche Tempel des Klosters liegt einen Stock höher und ist ein kleines, finsteres Loch, in dem aber eine feine und interessante, gemalte Darstellung des Lebensrades hängt, über einen Meter im Durch-

messer. Gleich daneben zieht sich eine gefährlich aussehende, fast stützlose Holzveranda um einen Eckturm, von der man eine prachtvolle Aussicht geniesst. Die Oase dehnt sich breit und weit in einem Hochtal gegen den Khardong-lá-Pass hinauf, das sie mit grünem Teppich und dunkelm Pappel- und Weidengebüsch ausfüllt. Einige Orte und einzelne Gehöfte sind darin zerstreut, andere Häuser kleben an den plattigen Berglehnen. Aus dem Grün ragt ein eigentümliches Bauwerk auf, der Königstschorten. Er ist nach Art einer zierlichen Stufenpyramide gebaut, doch vieleckig im Grundriss, und auf allen Stockwerken mit zahlreichen Löchern oder Törchen versehen, in die Votivtafeln oder heilige Texte geschoben werden. Eine hohe Stange überragt ihn, an der zwei runde Scheiben übereinander befestigt sind. Jede Scheibe ist ringsum mit Rossschweifen verziert, die lustig im Winde flattern. Diesen Gebrauch habe ich bei den singhalesischen Buddhisten nicht gesehen, wohl aber taucht er in Birma wieder auf, wo bei jeder grossen Pagode besondere Gestelle dafür vorhanden sind — nur werden dort statt der Rossschweife Frauenhaare geopfert. Noch etwas weiter östlich türmt sich eine richtige, 30 m hohe Stufenpyramide auf, der von Sakkhara täuschend ähnlich. Aus der ganzen buddhistischen Welt ist mir sonst kein Beispiel von so geformten Tschorten bekannt.

Gen Westen zieht sich die Wüste zum schimmernden Indus hinunter, und jenseits des Stromes erhebt sich ein Berggewirre, das auch jetzt, Anfang August, noch Schneekappen trägt, da es wohl in die sechseinhalbtausend Meter hineinragt.

Zu Füssen des Klosterfelsens, in der Wüste, erstreckt sich eine Om mani-Mauer, fast zwei Kilometer lang. Zwei enorme Tschorten schmücken ihre Enden.

Dabei finden sich in friedlicher Nachbarschaft ein mohammedanischer Begräbnisplatz und ein ganzer Wald von grossen und kleinen Tschorten, teilweise mit barocken Verzierungen. Es sind sehr alte darunter, manche davon halb zerfallen, so dass ihr Inhalt an Votivtafeln offen zutage liegt.

Hier in Leh sind übrigens am besten einige Formen von solchen buddhistischen Bauwerken zu beobachten, die von den Tschorten abweichen. Da ist zunächst die rein buddhistische Lota, ein viereckiges oder rundes Häuschen, dessen hohles Inneres zur Aufnahme der Votivtafeln bestimmt ist. Andere scheinen noch aus der vortibetanischen Zeit zu stammen und sind wohl von den Dards übernommen worden. Das sind schlanke, viereckige Pfeiler, die Ecken oft mit roten oder gelben Streifen eingefasst. Obendrauf sitzt aufrecht ein Bündel von dürrem Gras und Zweigen, aus dem ein eiserner Dreizack ragt. Der Dreizack ist ja heute noch ein durch ganz Indien verbreitetes Symbol, das die meisten Schiwatempel krönt. Es wäre demnach nicht ganz auszuschliessen, dass der Ursprung der Dardreligion im ältesten Hinduismus gefunden werden könnte. Was die Reisigbündel bedeuten sollen, konnte ich nicht aufklären, es scheint mir immerhin wahrscheinlich, dass eine tiefere Symbolik darin steckt, als die einer blossen „Naturverehrung", wie die Missionare meinen. Ich schliesse das aus dem folgenden: Man sieht öfters an den Häusern von Leh und anderen Orten der Umgegend eine Art von Veranda angebracht nach Art der türkischen Balkone, mit drei Bögen in geschnitztem Holz. Von der Ferne sieht es aus, als sässe in jedem Bogen ein Mensch. Es sind aber keine Menschen darin, sondern drei Tschorten. Sie sind jedoch nicht, wie sonst unfehl-

bar alle Tschorten Westtibets, einfach gemauert oder vermörtelt, sondern stets bemalt, und zwar der linke rot oder gelb, der mittlere weiss, der rechte schwarz oder blau. Der Umstand, dass diese Bemalung nur in der Kombination der drei Tschorten auftritt, weist darauf hin, dass sie nicht zu der Idee des Tschorten selbst gehört. Ebensowenig gehört die Dreizahl dazu, die in einen geschlossenen Rahmen zusammengefasst ist. Wenn es so wäre, so müsste sie sich überall da finden, wo überhaupt Tschorten errichtet werden. Diese ziehen sich nun durch ganz Tibet, bis zum eigentlichen China hinüber, und immer in derselben Form der Kaffeemühle. Aber die geschlossene Dreizahl ist auf der chinesischen Seite nicht zu sehen, sondern nur in Westtibet. Daraus scheint mir zu folgen, dass hier eine Anpassung, eine Übernahme eines Gebrauches stattgefunden hat, der dem Kultus des unterjochten Volkes, also der Dards, entnommen wäre.

Die nächstliegende Erklärung ist die, dass es sich um ein Symbol für die drei Welten handelt, die materielle, seelische und geistige, die Dreiteilung des Logos, die im Hinduismus in Brahma, Wischnu und Schiwa verkörpert wird. Der Buddhismus kennt sie wohl, verkörpert sie aber natürlich nicht, braucht also auch kein Symbol dafür. Es fehlt auch tatsächlich in allen buddhistischen Ländern, die ich kenne, bis auf diesen einen Fleck.

Nach welcher „Auffassung" die Farben angeordnet sind, weiss ich nicht. Im modernen Okkultismus könnte rot für die materielle Welt stehen, weiss für die geistige, blau für die seelische. Aber darüber lässt sich streiten. Eine einheitliche, feste Auffassung besteht ja auch in Westtibet nicht mehr darüber, da die Farben wechseln. Es scheint nur noch die Erinnerung

da zu sein, dass die drei Tschorten überhaupt gefärbt sein müssen. Vielleicht ist noch beachtenswert, dass ich bei ihnen niemals die Stangen mit den 13 Scheiben sah; sie waren stets nur durch einen Knauf abgeschnitten.

Manchmal sieht man sie übrigens auch am Wegrand in einem besonderen Loggienbau.

Ich meine nun, wenn hier ein von den Dards übernommenes Symbol vorliegt, das esoterische Bedeutung hat und nicht „einfacher" Naturverehrung entspricht, so liegt es nahe, dasselbe anzunehmen für das andere Symbol der Dards, den Pfeiler mit Reisigbündel und Dreizack. Ob übrigens nicht von da der tibetanische Gebrauch stammen könnte, Kloster- und Hausdächer mit den Ästen zu bestecken, an die Gebetsfahnen befestigt werden? Auch diesen Gebrauch habe ich in keiner anderen buddhistischen Gegend gesehen.

Häufig sieht man dort oben die Stangen der Tschorten gekrönt von einer wagrechten Mondsichel, in der eine aufrechte runde Scheibe ruht. Das erinnert auffallend an gewisse ägyptische Symbole.

Ferner ist oft ein scheinbar sinnloser kleiner Anbau den Tschorten angefügt. Herr Francke gab mir die Erklärung dafür. Früher wurde ein verstorbener Lama auf solch gemauerter, kleiner Terrasse verbrannt und dann gleich der Tschorten daran gebaut, in den man die Votivtafeln legte, die man aus Lehm und der Asche des Lamas verfertigt hatte. Heute verbrennt man die Leichname einfach irgendwo im Wüstensand, baut aber gedankenlos immer noch eine Stufe an die Tschorten an.

Von Leh aus unternahm ich noch einen Ausflug auf den Khardong lá. Es ist eine stramme Tagestour, landschaftlich nicht besonders lohnend. Auf sandigem und steinigem Weg geht es lang durch die Oase, dann

steigt man durch öde Täler aufwärts, bis man eine elende Steinhütte erreicht, die als Schutzhaus dienen soll. Von hier ab wird die Steigung schärfer, der Weg schlechter. Mein Pony wollte hier nicht mehr weiter. Im Absteigen lüftete ich zufällig die Satteldecke, und da sah ich, dass der ganze Rücken des armen Tieres eine einzige grosse Wunde war. Die Unmenschen hatten einfach die Decke darüber gelegt. Ich bekenne, dass ich nach dieser Entdeckung keine freundlichen Worte für den Schikari und den Ponytreiber hatte. Der edle Schikari schwieg dazu, aber der Ladakhi erhob die Hände und jammerte: Hu — hu —. Da sah ich ein, dass ich mit diesen unwissenden Leuten nicht rechten konnte und liess ab. Aber natürlich bestieg ich das Pferd nicht mehr. So musste ich den letzten, schlimmsten Anstieg zur Passhöhe zu Fuss machen, wieder ein hartes Stück Arbeit in der dünnen Luft. Der letzte Teil geht über Firnfelder, doch die Höhe, bei etwa 5400 m, fand ich schneefrei. Die Aussicht lohnt nicht. Man sieht nicht einmal den Gletscher auf der anderen Seite, der etwas tiefer liegt und sich in den steilen Wänden verbirgt. Aber der Gletschersee an seinem Fuss ist sichtbar, eine schwarze Wasserfläche in kahlster Umgebung, auf der, wie im Märjelensee am Eggishorn, Eisblöcke schwimmen. Dann zieht eine enge, finstere Schlucht zum Tal des Schayok hinunter. Talsohle und Fluss halten sich versteckt, darüber weg blickt man über die jenseitige Tallehne auf eine eintönige, gelbe Hochebene, die von fernen Bergen abgeschlossen wird. Dorthin zieht der Weg zum Karakorumpass und weiter nach Yarkand.

Nur gen Westen sind vergletscherte Hochgipfel sichtbar. Es sind die Berge nördlich des Schayok, die den Blick auf den Karakorum verschliessen.

Kurz unter dem Pass, dicht am Firnfeld, in der Höhe von etwa 5200 m, fand ich noch eine blühende Pflanze, eine schöne violette Primel, in voller Üppigkeit.

Beim Herabsteigen von diesem Pass waren übrigens die besonderen Vegetationsverhältnisse dieser Gegenden schön zu beobachten. Die Grenze des ewigen Schnees liegt etwa bei 6000—6600 m. Darunter folgt eine öde Zone. Dann wieder, etwa zwischen 4800 und 4000 m, ein Gürtel üppigen Gras- und Krautwuchses, in dessen unterem Teil auch hier und da niedriges Gebüsch anzutreffen ist, Lonizeren oder ähnliches. Dieser Gürtel entspricht etwa der Hochmattenregion der Alpen. Von ihm aus schwemmen die Bäche durch die folgende wüste Region Erde zu Tal, die sie an ihrer Mündung in die grossen Ströme rechts und links absetzen. Am ganzen Oberlauf des Indus wie am Schayok und am Surufluss sind alle Oasen, in denen sich die Ortschaften bergen, durch solche Ablagerungen der Seitenbäche gebildet, nicht durch die Ströme selbst. Erst in diesen Oasen ist dann Baumwuchs möglich.

Hier trafen wir auch auf einige Herden der sonderbaren Zwergziegen, die überall hier gezogen werden. Sie sind wahre Liliputaner in ihrer Rasse.

Die Männer in Ladakh machen im allgemeinen einen recht stupiden, stumpfsinnigen Eindruck, sind auch stets hässlich für unseren Geschmack, während die Weiber trotz des mongolischen Typus oft hübsch zu nennen sind mit offenem, fast zu freiem Blick und gerader Haltung. Diesen Unterschied zum Vorteil der Frau führen viele auf die Sitte der Polyandrie zurück, die hier herrscht. Ein Mädchen heiratet immer sämtliche Brüder aus einer Familie. Man sagt, dass damit

Hand in Hand gehe die Sitte, von den Mädchen, die geboren werden, nur eines leben zu lassen, und dass so Grenzen gesteckt werden sollen einer Zunahme der Bevölkerung, die bei den beschränkten Ertragsmöglichkeiten des Landes bald bedenklich werden könnte.

Die Tracht der Männer ist dieselbe, wie ich sie schon vom Rungdumtal beschrieb, nur tragen sie vielfach schon Schuhe mit gestickten Ornamenten chinesischen Stils. Bei den Frauen ist namentlich der Kopfputz sonderbar. Hinter den Ohren stehen senkrecht zwei grosse halbrunde schwarzwollene Lappen vor, wie Scheuleder. Das Haar ist fast ganz versteckt unter einem schweren, rotbezogenen Stück Filz, das auf der Stirn beginnt, bis auf den Rücken reicht und dicht besetzt ist mit zierlichen Amuletten aus Silber- und Goldfiligran, ovalen Kornallinen und Stücken von Türkismutter, reihenweise aufgenäht und nach der Grösse zusammengestellt. Wenn ein Mädchen geboren wird, fängt die Mutter schon an, Steine zu sammeln für diesen Kopfputz, der dann bei der Verheiratung ein gutes Teil der Aussteuer bildet. Dazu kommen grosse Ohrringe, aus Silber fein gearbeitet; auf der linken Brust eine zierliche silberne Fibel, mit Türkisen besetzt, von der an silbernen Kettchen ein Dutzend kleine Toiletteninstrumentchen herabhängen. Silberne Armbänder und eines aus weisser Muschel geschnitten. Am Gürtel eine grosse Fibel aus Messing und graviert, der zwei Bündel dünner Lederriemen entspringen, an den Enden mit Kaorimuscheln verziert. Das eine Bündel wird in der Hälfte seiner Länge von drei kupfernen Nadelbüchschen zusammengehalten, das andere von einem Amulett. Die Kleidung selbst ist schwer und meist in dunkeln Tönen, um die Schultern liegt ein Ziegenfell.

Während unseres Aufenthaltes lud uns der Wesir zum Tee ein. Es war ein sonderbares gesellschaftliches Ereignis. Die Missionare, wir, doch ohne die Dame, und ein englischer Vermessungsbeamter, der gerade durchreiste, trafen dort zusammen. In den beiden Zimmern, die wir sahen, lagen viele persische und afghanische Teppiche, doch alle von geringem Wert. Wir sassen auf Stühlen um einen Tisch her; Tee, Kuchen und Zigaretten wurden uns vorgesetzt. Eine Unterhaltung wollte durchaus nicht zustande kommen. Der Wesir war ein kleiner, ziemlich beleibter Herr, von einer haarsträubenden Unwissenheit. Ausserdem haperte es mit seinem Englisch. Was sollte man da reden? Die meiste Zeit unterhielten wir uns unter uns, doch mit grösster Vorsicht, denn man kann nie wissen im Orient, ob nicht doch einer der Diener Englisch versteht und was dann aus einer frei ausgedrückten Meinung alles gemacht wird.

Der englische Resident bewohnt ein hübsches Haus inmitten schöner Baumgruppen. Er war abwesend zu jener Zeit, so dass wir ihn leider nicht begrüssen konnten. In einer Ecke des Gartens sind die Missionare beerdigt, die hier oben während der Ausübung ihres schweren Berufes starben. Zehn Jahre müssen sie aushalten, ehe sie wieder einmal nach Europa zurück dürfen; manch einer widersteht den harten Wintern nicht. Sie haben mir erzählt, dass sie meist mit Kuhmist heizen müssen, da das Holz zu teuer ist, und dass sie daher nicht mehr als elf Grad in den Zimmern erzielen. Leider habe ich, während dieses Buch gedruckt wurde, erfahren, dass inzwischen auch Herr Doktor Shawe dort zur Ruhe bestattet wurde, der mir in Leh so freundlich mit Rat und Tat beigestanden war.

Mit meinen französischen Freunden zusammen zog

ich wieder talabwärts denselben Weg, den wir gekommen waren. Zweimal kreuzten wir Europäer in den drei Tagereisen bis Khala-tse. Ein paar freundliche Worte wurden gewechselt. Dann traf ich unverhofft am schäumenden Indus mit den Herrschaften zusammen, die mich in Achabal so freundlich zum Tee aufgefordert hatten. Da standen wir und plauderten eine Stunde lang im Bewusstsein, dass wir in diese Stunde zusammendrängen mussten, was eine Freundschaft begründet, denn die Wahrscheinlichkeit war, dass wir uns nie wieder sehen würden.

Auch mehreren Lamas zu Pferd begegneten wir. Sie wichen uns in grossem Bogen aus und läuteten die kleine Glocke, die vorn am Halse des Pferdes hing, um die bösen Einflüsse zu verjagen, die von uns kommen mussten.

In Khala-tse verbrachten wir einen Tag mit Herrn Francke, dem ich viele interessante Mitteilungen über Land und Leute in Westtibet verdanke. Unter seiner Führung hatten wir auch Gelegenheit, aus einem längst zerstörten Tschorten hoch in den Bergen über 600 Jahre alte Votivtafeln auszugraben, deren Inschrift später von Herrn Doktor Vogel in Lahore entziffert wurde.

Dann schlug die Stunde der Trennung. Zwei bis drei Kilometer weit zogen wir noch zusammen, bis zu dem Fort bei der Indusbrücke. Hier bogen meine französischen Freunde nach links über den Fluss, während ich auf dem rechten Ufer blieb. Noch eine Stunde lang gingen wir nebeneinander her, durch die tief eingerissene Schlucht getrennt, und winkten einander zu. Endlich verschwanden sie in dem engen Seitental, das gegen Lamayuru hinaufführt. Doch wir wussten, dass wir uns in wenigen Wochen wieder sehen würden.

In Skirbichan, dem nächsten Ort, hatte ich einen

der prachtvollsten Lagerplätze im Industal. Er lag hart am Rande des Steilabfalls zu der Schlucht, in der tief unten der Indus toste und schäumte. Gleich rechts davon gähnte die Seitenschlucht des Baches, dem die Oase ihre Existenz verdankte. Ihre hohen Wände bestanden ganz aus Schutt, mit grossen Granitblöcken vermischt. Zweimal an jenem Nachmittag hörte und sah ich grosse Stücke der Schluchtwand losbrechen und hinabdonnern. Von einem Garten auf der andern Seite hing schon ein grosses Stück frei über dem Abgrund. Es geschieht nichts, um dieses Zerstörungswerk aufzuhalten.

Jenseits des Indus ragen steile, vielfarbige Granitberge in schönem Halbrund, talab verengt sich der Bergkranz, talauf, woher ich gekommen war, weitet er sich in breiter Hehre. Vergletscherte Gipfel schauen herein.

Der Sonnenuntergang und die folgende Mondnacht an dieser Stelle waren einzig. Ich genoss sie lange, in meinen Mantel gehüllt, vor dem Zelt sitzend, und konnte kaum ein Ende finden, den Melodien des Stromes zu lauschen.

In Skirbichan hatte die Ernte begonnen und so sah ich, wie diese Leute das Getreide dreschen. Es geschah durch — Büffel, die im Kreis umhergetrieben werden, und denen man die Frucht im Halm unterschiebt.

Skirbichan ist der letzte buddhistische Ort im Industal, damit auch der letzte mit tibetanischer Bevölkerung. Auf seinen Om mani-Mauern fand ich die schönsten Gravierungen, da hier fast nur gelbe Sandsteinplatten verwendet werden, die leicht einzuritzen sind, aber auch viel rascher verwittern. Es waren grosse Stücke darunter, mit ganzen Buddhafiguren, auf

dem Lotus sitzend, kunstvoll umrahmt, sehr sauber und genau ausgeführt. Ich habe lebhaft bedauert, wegen der Transportschwierigkeiten keine davon mitnehmen zu können. Die Leute hätten nichts dagegen eingewendet.

Die Schwierigkeit, Transport zu erhalten, war hier gross. Der Lumberdar, ein alter Mann, blieb dabei, es gebe weder Pferde noch Kulis. Gute Worte blieben vollkommen wirkungslos. So musste ich mich entschliessen, den Ton zu ändern. Aber selbst das half nicht, er glaubte noch nicht, dass es ernst gemeint war. Ob er sich wohl dachte, ich würde in seinem Ort das Ende meiner Tage abwarten oder davonfliegen oder was sonst? Erst als ich ihn bei der Schulter ergriff und ordentlich schüttelte, entdeckte er, dass wohl ein Pferd zu finden wäre. Beim zweiten Schütteln gab es deren zwei, beim dritten hatte ich schon vier, und dann kamen die noch fehlenden Kulis langsam nach. Die ganze unangenehme Verhandlung dauerte über eine Stunde. Die ganze Stupidität dieses Menschen erfasste ich aber erst nachher. Es war ausgemacht, dass ich bis Nabi Branksar gehen sollte, von wo der Saumpfad über den Tschorbat-lá abzweigt. Dort würde ich übernachten und die Kulis wechseln. Das wurde lang und breit besprochen. Als ich aber gegen Mittag in Nabi Branksar anlangte, stellte sich heraus, dass dies nichts weiter war als ein Name für die Stelle, wo der Weg sich teilt. Keine Spur weder von einem Haus noch von einer Oase. Es war auch den Kulis ganz selbstverständlich, dass sie bis Dah, dem nächsten Ort, gehen würden; keiner dachte daran, umkehren zu wollen. So gab es diesen Tag einen langen Marsch von etwa 50 km.

Aber der Weg war prachtvoll, eine ununterbrochene

Folge von herrlichen Bildern. Kurz vor Dah liegen sich zwei Oasen gegenüber in langgestreckten, schmalen Streifen. Der Pfad zieht sich hoch darüber hinweg durch senkrechte Felswände. Der Strom ist hier tief in eine Felsklamm eingezwängt, so eng, dass es möglich war, eine Brücke von Baumstämmen darüber zu schlagen. Es ist die letzte ihrer festen Art bis weit hinunter.

Hier begegnete ich auch der einzigen Schlange auf diesem ganzen Weg, einer sandfarbigen Viper. Der Kuli, der bei uns war, rannte bei ihrem Anblick schreiend ein weites Stück, ohne sich umzusehen.

Die Bevölkerung dieser Orte besteht aus Dards. Das ist sofort an den arischen Gesichtszügen zu sehen, die etwa dem Typus von Rajputana entsprechen. Weiter unten, etwa von Kharmang ab, tritt der semitische Schnitt der Kaschmiris wieder in den Vordergrund, denn dort hat eine starke Einwanderung aus Kaschmir stattgefunden; doch hier oben, in diesen verlorenen Dörfern von Baltistan, die von jeder Verkehrsstrasse abgeschnitten sind, scheint sich die Urbevölkerung ziemlich rein erhalten zu haben. Eine äusserliche Spur irgend einer Religion habe ich hier nicht entdeckt, von der Sprache verstand ich nichts und weiss nicht, wohin sie gehört. Mit den Rajahs von Kharmang und Tolti konnte ich mich in Hindostani verständigen, aber beide Männer waren Kaschmiris.

Von Dah ab begann eine Märchenwanderung bis Kharmang durch die unsagbar grossartige Schlucht des Indus, die drei Tage dauerte. Was ich im Rungdumtal erfahren hatte, stellte sich hier wieder ein: eine seltsame Veränderung oder Erhöhung des Bewusstseins. Ich hatte die Empfindung etwa, als ob alles, was ich sah, in mir selbst gewesen wäre, als ob jeder Stein,

jeder Baum, jeder Mensch einen Teil meines eigenen Lebens ausgemacht hätte. Das lässt sich nicht beschreiben. Wer es aber einmal an sich erfahren hat, der weiss, was Leben heisst, und begreift vieles, was ihm bis dahin dunkel schien.

Dieser Teil des Industales ist sicher der wildeste, durch den ich wanderte. Oft engen sich auf weite Strecken die Wände zusammen und fallen senkrecht in den Fluss. Von Weg ist da kaum zu sprechen. Über die langen und steilen Trümmerhalden klettert man mühsam von Block zu Block; kleine Steinhäufchen, auf den grössten Granitblöcken geschichtet, zeigen die Richtung an. In und aus geht die Kletterei durch weite und enge Buchten, oft dicht zum Wasserrand, und wo es geht, auf Sandbänken am Rand des Flusses — wobei ich einmal in Triebsand geriet. Dann wieder 4—500 m hoch hinauf und quer durch schlimme Felswände, auf Bändern, kaum breiter als der Fuss. An einer Stelle, hoch über dem Strom, wo ein solches Felsband jäh abbrach, war etwas tiefer ein kurzer Balken wagrecht in eine Felsritze getrieben. An seinem äusseren Ende war ein Zapfen eingesteckt und gegen diesen lehnte sich ein Längsbalken, der steil nach unten führte zu einem neuen Felsband, wo er mit ein paar Steinen festgerammt war. Es mögen ursprünglich zwei oder drei abwärts führende Balken nebeneinander gewesen sein, doch bis auf den einen waren sie verschwunden, jedenfalls hinabgestürzt. Der Balken war nicht einmal eingekerbt, sondern glatt behauen, und an der senkrechten Felswand gab es auch keinen Halt ausser der natürlichen Rauheit des Gesteins. Abgesehen von den übrigen Bedenklichkeiten dieser Stelle hing das Leben davon ab, ob der Zapfen im Querbalken hielt oder nicht. Man darf sich freilich in solchen Fällen erst, nachdem

man darüber weg ist, klar werden über diese Einzelheiten. Für jemand, der etwas Übung im Klettern hat und nicht an Schwindel leidet, sind freilich keine besonderen Schwierigkeiten hierbei, aber wie die Kulis mit dem Gepäck durchkamen, namentlich mit den unbequemen Zeltstangen, schien fast ein Wunder.

Auch in diesem Teil fehlt es nicht an freundlichen Überraschungen. Man biegt um eine schroffe Felsecke und sieht plötzlich in steilen Terrassen eine saftige Oase unter sich liegen. Um diese Jahreszeit wirken sie gar prächtig, denn die Aprikosenernte ist in vollem Gang, und auf allen Hausdächern und flacheren Felsen sind Massen der entsteinten Früchte zum Trocknen ausgelegt, die auf solche Weise farbenfrohe Flecken in dem üppigen Grün bilden.

In der grossen Oase von Hördös tauchten nochmals drei Tschorten auf, in primitivster Weise unter ein Dach gebracht durch zwei Steinpfeiler und darübergelegte Zweige. Aber sie waren nur roh aus Steinen geschichtet und halb zerfallen. Dicht dabei stand das erste wiederkehrende Zeichen des Islam, eine wohlgehaltene Ziarut, das Grab eines Heiligen. In dieser Oase hielt ich in einem schattigen Felskessel wohlverdiente Rast von der langen Wanderung durch die sonndurchglühten Talwände. Ein klarer Bach durchströmte ihn, an dessen Ufern grossblumiges, dunkelrosa Springkraut wucherte. Der ganze Boden des Kessels war mit saftigem Gras austapeziert. Einige vollbeladene Aprikosenbäume boten ihre Früchte dar. Aus den Felsritzen sprossen zarte, zierliche Farne, darunter unsere wohlvertraute Mauerrute.

Fast gegenüber von Hördös grünt eine andere Wohnstätte auf dem jenseitigen Ufer. Diese Menschen wohnen sich also gegenüber, doch wenn sie zusammen-

kommen wollen, haben sie eine Reise von vier bis fünf Tagen zu machen, hinauf oder hinunter, bis zu einer Brücke und wieder zurück. Der Fall ist nicht vereinzelt. Sie haben deshalb gelernt, sich durch Rufen zu verständigen. In dieser reinen, dünnen Luft trägt der Schall weit, wenn er richtig gehandhabt wird. Sie scheinen zu diesen Unterhaltungen immer solche Stellen zu wählen, wo das Rauschen des Stromes durch einen tiefen Einschnitt des Bettes gedämpft wird. Ich habe mehrfach solche Gespräche mit angehört, mein ungeübtes Ohr vernahm freilich nichts weiter als die gleichmässig wiederkehrende Endung oooh —. Übrigens sah ich viel weiter oben, in Nurla, noch ein weiteres Auskunftsmittel der Bevölkerung. Dort ist die nächste Brücke die von Khala-tse, etwa sechs Stunden unterhalb. Die Leute von Nurla haben jenseits des Indus hoch in den Bergen, in der Mattenzone, Plätze, von wo sie das Gras herabholen. Hinaus gehen sie über die Brücke. Dann befestigen sie ein Seil in der Felswand am Fluss, ihrem Ort gerade gegenüber. Auf irgend eine Weise bringen sie das andere Ende zum jenseitigen Ufer. An diesem Seil lassen sie die Heubündel herabgleiten, nach Art der Holzgleiten in den Alpen. Zuletzt folgen sie selbst bis auf den letzten Mann, der das Seil löst und über die Brücke heimkehren muss.

Boote gibt es im ganzen Oberlauf des Indus nicht, obwohl die Strömung an manchen Stellen nicht so stark ist, dass das Übersetzen nicht möglich wäre.

Eine prächtige Szenerie entfaltet sich da, wo der Surufluss in den Indus mündet. Sonderbarerweise treffen sich die beiden Ströme nicht im spitzen Winkel, sondern fliessen fast direkt ineinander in gerader Linie und biegen dann zusammen im rechten Winkel ab.

Man sieht daher tief in das Surutal hinein, bis es sich schluchtartig verschliesst. In der Ferne bietet die Oase von Oldingtan dem Auge einen Ruhepunkt. Dort ist in letzter Zeit nach Gold gesucht worden, doch wie ich höre, ohne Erfolg. Hoch oben an einem Granitberg winkt ein dunkelgrüner Fleck, offenbar eine verlorene Gruppe von Wacholderbäumen. Ihr Auftreten ist das sicherste Zeichen, dass wir die eigentliche tibetanische Region hinter uns haben und in Baltistan eingetreten sind. Auf unserer Seite das grüne Becken von Mörol. Sonst nur enorme Granitberge und einige Schneegipfel.

Vom Surutal her kommt der Reitweg ins Industal, der von Srinagar über Kargil nach Skardu führt. Wir können ihn aber erst zwei Tagereisen weiter unten, in Kharmang, erreichen, denn vorher gibt es keine Brücke. Der Weg scheint viel begangen zu sein, denn an einem Tag sehen wir zwei Karawanen dahin ziehen.

Bei Singkermon, wo wir wieder einmal eine Parri, d. h. Felswand, durch stundenlanges Klettern überwinden mussten, um jenseits über sonderbare Kreidefelsen abzusteigen, öffnet sich eine der grossartigsten Gebirgslandschaften, die es geben mag. Gegenüber stürzt ein schöner Wasserfall fast direkt in den Indus, darüber hängt auf einem Felsrücken eine Oase voll schwellender Aprikosenbäume und steif ragender Pappeln. Dann schliessen sich die himmelhohen, senkrechten Wände zusammen zu einem dräuenden, finsteren Tor, in dem der Strom zu verschwinden scheint. Kulissenartig schiebt sich dahinein Wand um Wand. Hoch darüber ragen noch vergletscherte Spitzen.

Auf dieser ganzen Strecke geht nur höchst selten ein Europäer. Das wird am deutlichsten dadurch bewiesen, dass in allen Orten, wo wir rasten, sofort die Leute kommen und „gedoktert“ sein wollen. „Dawa

mangta," d. h. sie wollen Arznei, sagt der Schikari. Aber wie hilflos stehe ich mit meinen paar Hausmitteln den Dingen gegenüber, die ich da zu sehen bekomme! Fälle von Krebs, Dysenterie, Lupus, Syphilis sind nicht selten, am häufigsten jedoch Augenleiden und mehr oder weniger bösartige Geschwüre. Meistens kann ich nicht mehr tun, als Reinlichkeit empfehlen und ein Biskuit schenken. Eine humoristische Note kam herein durch einen, der darüber klagte, dass ihm das Bergsteigen Herzklopfen, Schwindel und Kopfweh verursache.

„So bleibe unten im Tal," sagte ich ihm natürlich. Er und die anderen freuten sich unbändig über diesen „guten Witz", und ich musste ihm mühsam erklären, dass ich es ernst meine, weil er wahrscheinlich einen Herzfehler habe.

Kurz vor Kharmang schieben sich von beiden Seiten zwei weissschimmernde, glitzernde Marmorberge an den Fluss, ein seltsamer Anblick. Kharmang ist der Hauptort des oberen Baltistan und Sitz eines Rajahs. Es ist ein grosser Ort, in flacher Ausbuchtung inmitten üppiger Felder gelegen. Daraus ragt vollkommen isoliert ein Felskegel, ähnlich dem in Le Puy in Mittelfrankreich. Er trägt ein altes Fort und ist nur auf Stufen zu ersteigen, die in den lebendigen Fels gehauen wurden.

An diesem Tag waren wir dreizehn Stunden unterwegs gewesen und hatten vier hohe Felswände überwinden müssen, die letzte, als Kharmang schon in Sicht war. Sie kostete noch über eine Stunde steilen Kletterns.

Der Rajah kam sofort mit seinem Sohn und vieler Begleitung zu meiner Begrüssung angeritten. Er war ein älterer Mann, mit langem Haar, bleicher Gesichts-

farbe, schmächtig von Figur. Er trug die weiten mohammedanischen Beinkleider und einen Kaftan aus geblümtem englischen Kattun. Auch die Satteldecke war aus Kattun, und ebenso der Sonnenschirm, den ein Diener über ihn hielt, rosa mit kleinen Blümchen. Wir tauschten einige höfliche Worte und er nahm eine Zigarette von mir an. Dann lud er mich ein, dem Polo beizuwohnen, das er zu meinen Ehren veranstaltete. Schon kam der Zug der Spieler, voraus ein Trompeter, drei Trommler und ein Flötist, dahinter acht oder zehn Männer, durchaus nicht festlich gekleidet, auf gut gehaltenen Ponies. Der Rajah mit seinem etwa zwölfjährigen Sohn, einem hübschen, aufgeweckten Burschen, und seinen Begleitern setzte sich an die Spitze und so zogen sie alle miteinander hinunter zu dem tiefer liegenden Poloplatz. Das war ein schmales, langgezogenes Stadion, mit kurzem Gras bewachsen; an jedem Ende bildeten zwei Steinpfeiler das Ziel.

Ich selbst blieb oben auf einer Terrasse, von wo ich alles übersehen konnte, und setzte mich auf einen Feldstuhl, den der höfliche Rajah für mich mitgebracht hatte, da mein eigenes Gepäck noch nicht angekommen war.

Das Polospiel ist von den Engländern in Baltistan vorgefunden worden und unabhängig davon noch an einem anderen Punkt Innerasiens, in Tschitral, wenn ich nicht irre. Kein grösserer Ort dort oben ist ohne seinen Poloplatz, und die Männer zeigen ohne Unterschied eine grosse Leidenschaft für das Spiel.

Ehe begonnen wurde, bekam ich noch anderes zu sehen. Ein Teppich wurde ausgebreitet und der Rajah setzte sich darauf, der Sohn zu seiner Linken, die anderen daran anschliessend zu beiden Seiten im Halbkreis. Die Zigarette, die meiner Tasche entstammte,

ging von Mund zu Mund; jeder durfte einen Zug daran tun. Ein Diener hielt den rosa Sonnenschirm. Die „Musik“ setzte wieder ein.

Nun trat ein bärtiger Mann vor, der einen langen, blauen Kittel trug um die Lenden, von einem schmutzigen Tuch zusammengehalten. Die Zuschauer klatschten rhythmisch in die Hände, und der Mann begann zu tanzen. Das Groteske dieser Sprünge und Verrenkungen war von unwiderstehlicher Komik — aber ich durfte natürlich nicht lachen. Der Kerl versuchte, graziös zu sein, schwang die Arme und wiegte den Körper, wie er es offenbar von den Tänzerinnen gesehen hatte. Er löste im Eifer sogar seinen Gürtelschal und schwang ihn hin und her. Es wirkte wie ein Bär im Ballettrock, doch den Herrschaften von Kharmang schien es zu gefallen.

Dann schwangen sie sich alle auf die Ponies und das Polo begann. Von irgend einem System, von der Befolgung fester Spielregeln, war keine Rede. All diese Männer wollten einfach ihre Kraft verwenden, auf und ab galoppieren, den Ball getroffen haben. Es langweilte mich bald, aber ich musste anderthalb Stunden aushalten, ehe sie genug hatten. Dann folgte nochmals ein Bärentanz, und endlich zogen sie nach einer Abschiedsbegrüssung davon.

Am nächsten Morgen hatte ich die härteste Schwindelprobe meines Lebens zu bestehen. Ich meine den Übergang über die Seilbrücke von Kharmang. Diese Teufelserfindung muss ich etwas näher beschreiben. Auf den Uferfelsen ist eine drei bis vier Meter hohe, dreiteilige Mauer errichtet; die vierte Mauer nach der Landseite zu fehlt. Die Seitenmauern sind durch sechs wagrechte Balken verbunden, je drei in senkrechter Reihe, doch eine Reihe höher als die andere gelegt.

Über die Frontmauer sind die Seile der Brücke gelegt und dann durch die sechs Balken heruntergezogen in Schlangenlinie; die Enden liegen lang auf dem Lande auf und werden einfach durch getürmte Steinhaufen festgehalten.

Über die Balken klettert man auf die Frontmauer und hat nun die Brücke vor sich, in die man hineinsteigen soll. Es geht steil hinunter bis zur Mitte und drüben noch steiler wieder hinauf, weil das andere Ende höher liegt. Diese Bogenform wird natürlich durch das Gewicht der Seile verursacht. Vier Seile sind für den Fuss berechnet, zwei als Geländer für die Hände. Alle anderthalb bis zwei Meter läuft ein dünneres Querseil, um die vier unteren Seile mit dem Geländer und unter sich zu verbinden, so dass sie beisammen bleiben. Aber da die Seile aus lauter einzelnen Weidenzweigen geflochten sind, ohne weitere Verwendung von Draht, so dehnen und lockern sie sich rasch durch den Gebrauch, und das Resultat ist, dass von den vieren, auf die man treten soll, immer eines oder mehrere tiefer hängen zwischen zwei Knoten, so dass man lange Strecken oft nur auf einem einzigen dahintanzen muss. An den Seilen für den Fuss sind wenigstens die Zweigenden sauber abgeschnitten, an denen für die Hände stehen sie lang heraus, dicht und scharf, wie die Stacheln eines Igels. Ausserdem liegen diese Geländer so weit auseinander, dass man keinen eigentlichen Halt an ihnen hat, sondern nur eben die Hände auflegen kann. Denn — und das ist das Schlimmste — um das Zusammenklappen der Geländer zu verhüten, sind an drei Stellen feste Äste quer durchgesteckt. Die Äste sind gekrümmt, so dass ihre Mitte tiefer liegt, als die Enden. Es ist aber immer noch Magenhöhe. Darunter wegzuschlüpfen ist

ausgeschlossen, darüber wegzusteigen scheint im ersten Augenblick ebenso unmöglich, da man fast keinen Halt hat. So war es ein peinlicher Moment, als ich zu dem ersten dieser Äste gelangte. Wenn etwas geschehen muss, dann geht es ja auch, und so lernte ich, vorsichtig darüber wegzuklettern, denn ein Umkehren gab es nicht. All das ginge noch, wenn die Brücke feststände. Durch das Gehen jedoch schwankt sie auf und nieder und der Wind treibt sie hin und her. Als ich sie überschritt, betrug diese Schwankung nach der Seite gewiss einen Meter. An stürmischen Tagen ist sie unpassierbar.

Das eine ist sicher, dass kaum einer es wagen kann, während des Übergangs einen Blick auf das strömende Wasser zu tun. Viele Einheimische getrauen sich nicht, solche Brücken zu überschreiten, andere ziehen sich einen Sack über den Kopf und lassen sich im Tragkorb von einem Kuli hinüberbefördern.

Es kommt auch vor, dass die ganze Geschichte bricht. Ein Engländer erzählte mir von einem Freund, dem dies zustiess. Er klammerte sich sofort mit beiden Händen an eines der Geländerseile, hatte das Glück, in tiefes Wasser zu fallen und nicht auf einen Stein, und wurde, da er nicht losliess, von der Strömung mit dem Seil zum Ufer geschwemmt.

Ich hatte hier einen kleinen Triumph über meinen Schikari. Der nahm als selbstverständlich an, dass ich nicht wagen würde, allein hinüberzugehen, und wartete mit beschützender Miene am Eingang auf mich. „Nun gehen Sie recht vorsichtig hinter mir, Huzoor,“ sagte er.

Aber ich liess ihn stehen und schärfte ihm ein, dass niemand auf das schwanke Ding treten dürfe, solange ich nicht das andere Ufer erreicht hätte. Ich brauchte dann 25 Minuten zum Übergang, der Schikari

hingegen fünf Minuten länger. Er schimpfte weidlich auf den Rajah, der die Brücke so schlecht im Stand hielt.

Dr. Duke schätzt die Länge der Brücke auf etwa 75 m, mir kam sie viel länger vor.

Drüben erreichten wir den Karawanenweg und nun waren wir geborgen. Es kam noch eine einzige schlimmere Stelle, wo der Indus den Weg fortgerissen hatte und man hoch über eine Felswand auf einem schlechten Notsteig ausweichen musste. Aber er war immerhin für Pferde gangbar und so fanden wir keine Schwierigkeit dabei. Vor Tolti, das in einem Loch liegt, wohin im Winter kein Sonnenstrahl dringt, passiert man die erste von drei prächtigen Stromschnellen. Sie ist fast eine Stunde lang. Von einem Seitental stürzt eine mächtige Frontmoräne herab, deren Gletscher längst verschwunden ist. Es mag jedoch auch ein Bergsturz gewesen sein, der vor langer Zeit das Tal versperrte und den Indus zwang, sich durchzugraben. Es ist hier eine lange Folge von niedrigen Fällen und Strecken voll grosser Granitblöcke, hoher Wogen und schäumendem Gischt. Das Getöse ist ohrenbetäubend.

Von hier ab erweitert sich das Tal, der Strom wird breiter und ruhiger bis zu der Stelle, wo der Schayok einmündet. Die Berge sind immer grossartig, der Wüstencharakter bleibt derselbe, doch die Oasen mehren sich.

In Tolti erhielt ich nochmals den Besuch des dortigen Rajahs, der mir einen Teller voll schöner Aprikosen und seinen zweijährigen Sohn zum Bewundern brachte.

Bei Parkuta konnte ich hübsch beobachten, wie ein Mann und zwei halbwüchsige Jungen auch ohne Brücke über den Strom gelangten. Jeder band sich zwei aufgeblasene Ziegenhäute an die Schultern, über die sie ihr bisschen Kleider legten. Dann ruderten sie mit

den Armen quer durch. Sie landeten an unserem Ufer etwa einen Kilometer unterhalb der Stelle, wo sie ins Wasser gegangen waren. Nie habe ich solch erstaunte Gesichter gesehen wie die der beiden Jungen, als sie mich erblickten. Da sie am anderen Ufer wohnen, so hatten sie wohl noch nie einen Europäer zu sehen bekommen.

Der Zusammenfluss der beiden Ströme ist wieder höchst sonderbar. Der Schayok fliesst in gerader Linie, während der Indus scheinbar talaufwärts in ihn mündet und im spitzen Winkel abbiegen muss. Da auf diese Weise die Wassermassen einander entgegenströmen, so entstehen grosse Wirbel und Wellengang. Die Bergformen sind hier prachtvoll, vom Schayoktal ragen grosse, spitze Hörner herein.

Jenseits liegt die grosse Oase von Kiris, zu der man übersetzen kann auf einem Floss, das von aufgeblasenen Ziegenhäuten getragen wird.

Vor Skardu weitet sich das Tal zu einem Kessel. Das breite, grüne Schigartal öffnet sich gen Norden und die Vorketten des Karakorum werden sichtbar.

Skardu ist der Hauptort von Baltistan und der Winterwohnort des Wesirs. Ein altes und ein neues Fort des Maharajah von Kaschmir beherrschen den Ort, der sich weit über den unebenen Talboden zerstreut. Das alte dient heute nur noch als Karawanserai. Die Häuser liegen in Gruppen inmitten der Felder, oft von wüsten Strecken getrennt. Ein kleiner Basar ist vorhanden, in dem es allerhand zu kaufen gibt, auch wollene Tücher aus Chemnitz und französische Spielkarten, freilich in Bombay gedruckt und mit indianisierten Figuren. Der Fluss zieht in einiger Entfernung in grossem Bogen dahin, erst nordwärts, dann gegen Nordwesten. Direkt nach Nordwesten dehnt sich ein

breites, wüstes Trockental, das weiter unten wieder in das Haupttal mündet. Zwischen beiden erhebt sich ein gewaltiger, wilder Bergstock, etwa wie der Bürgenstock zwischen den Armen des Vierwaldstättersees ruht. Der Kranz von Gebirgen ringsum ist von einziger Grossartigkeit und Erhabenheit.

Eines Bekannten aus Europa muss ich noch Erwähnung tun, den ich in Skardu antraf: Der Maikäfer.

Nach zwei Ruhetagen brachen wir auf, um über die Deosai-Ebene nach Kaschmir zurückzukehren. Den Plan, über den Alumpi-lá nach Astor zu ziehen, hatte ich aufgeben müssen, da ich mir in Tolti durch einen Fehltritt etwas weh getan hatte am Fuss. Es hinderte mich nicht sehr, doch lange Fusswanderungen konnte ich nicht unternehmen. Ich fand Pferde genug für den Transport, mehr als ich brauchte. Es kommen stets im Sommer Lebensmitteltransporte von Srinagar herüber. Die Unternehmer sind nur zu froh, wenn sie einen Rücktransport finden, denn meist müssen sie leer wieder heimziehen. Diese Pferde konnte ich die elf Tage bis zum Wularsee behalten, so dass ich von nun ab der lästigen Auftritte mit den Lumberdars überhoben war.

Ein junger Offizier von Peshawur schloss sich mir an, der von einem wenig ergiebigen Jagdzug im Schigartal zurückkam und nun auf dem Deosai noch nach braunen Bären fahnden wollte.

Eine Stunde elenden, steinigen Weges quer durch den Talboden von Skardu brachte uns an das enge Felsentor, das den Eingang bildet zu einem steilen, schluchtartigen Hochtal. Durch dieses geht der Anstieg zum Burji-lá. Skardu liegt 2400 m hoch, der Burji-lá 4800 m. Die Höhe ist daher nicht in einem Tag zu erklimmen mit einer schwerfälligen Karawane,

Am Eingang des Tales machen die Wüstenpflanzen von Westtibet und Baltistan Halt. Dort stehen die letzten Büsche der schönblauen Perowskia. Im Tal selbst herrscht verhältnismässig üppige Vegetation und schmückt Hänge wie Felsen, auch Buschwerk dabei, die Stachelbeere und zierliche Spierstauden. Höher oben dann Wacholderbäume; auch die Birke taucht zu oberst wieder auf. Das ganze Bild ähnelt einem Alpental.

Der Weg ist erträglich, aber nicht gut, an vielen Stellen offenbar durch Wasser und Lawinen beschädigt und nicht oder kaum ausgebessert, obwohl er in diesen paar Monaten viel begangen wird, weil er die kürzeste Verbindung nach Srinagar bietet. Auf dem Karawanenweg über Dras braucht man wohl eine Woche länger. Dafür ist er sicherer und bequemer, denn die Deosai-Ebene ist berüchtigt für ihre bösen Launen. Zu jeder Jahreszeit muss man dort eines Schneesturmes gewärtig sein, und von Mitte September bis fast Ende Mai vermeidet man sie ganz. Im Winter sammeln sich ungeheure Schneemassen dort an.

Bei etwa 4000 m schlugen wir unser Lager am Rand eines klaren Baches. Dann verbrachte ich einen gemütlichen Abend mit dem Offizier. In unsere Mäntel gehüllt sassen wir vor dem Zelt und plauderten über manche der tief lehrreichen Erfahrungen, die Indien vermitteln kann.

Noch vor Sonnenaufgang brach ich auf am andern Morgen, denn ich wollte möglichst weit gelangen an diesem Tag, um das Deosai in zwei Tagen hinter mir zu haben. Der junge Herr schlief noch, er hatte es nicht so eilig. Gleich hinter dem Pass wollte er sich südöstlich in die Berge schlagen und dort eine Woche verweilen.

Bei Tagesanbruch waren wir schon in öder Hochgebirgsregion. Das Gepäck kam freilich weit hinterdrein, denn die Pferde, die man über Nacht frei weiden lässt, mussten erst hoch von den Bergen herabgeholt werden, wohin sie gestiegen waren. Zur Rechten, unter uns, starrten die letzten, dünnbelaubten Birken. Darüber ragte ein vereinzelter Marmorfelsen. Dann gelangten wir zu den ersten Schneefeldern. Hier lag ein Pony, das sich wenige Tage vorher den Fuss gebrochen hatte und getötet werden musste. An die zwanzig grosse Aasgeier sassen dabei und liessen uns ganz nahe herankommen, ehe sie wegflogen. Sie können nicht direkt aufsteigen wegen ihrer Schwere, sondern machen erst mit halbgeöffneten Schwingen einige groteske Sprünge, ehe sie sich schwerfällig erheben. Sie fliegen auch nicht weit, sondern lassen sich auf den umliegenden Felszacken nieder, um zu ihrem Frass zurückzukehren, sobald wir vorbei sind. Sie zerreissen den Leichnam nicht, machen nur ein oder mehrere Löcher in die Haut, gross genug, dass sie den Kopf durchstecken können. Auf diese Weise wird sauber alles erledigt, bis nur Haut und Knochen zurückbleiben. Die Vögel sind nicht auf das Gebirge beschränkt, im Dekkan habe ich dicht an einer belebten Landstrasse dasselbe Schauspiel gesehen, und in Bombay, Kalkutta und anderwärts, wo Parsis leben, verrichten sie noch andere Arbeit. Der Parsi darf bekanntlich seine Toten weder bestatten, noch verbrennen, um die Elemente nicht zu verunreinigen. Er legt sie daher auf den besonders errichteten „Türmen des Schweigens“ aus und überlässt alles andere den Geiern. Man sagt, dass nach einer bis zwei Stunden die Arbeit getan ist.

Eine Stunde nach Sonnenaufgang erreichte ich die Passhöhe des Burji-lá, klomm jedoch sofort noch auf

eine der umliegenden Felsspitzen, der Aussicht wegen. Es ist hier alles schneefrei, sogar noch ein paar blühende Pflanzen sitzen in den Steinritzen, freilich alle zwerghaft. Hier oben, bei etwa 5000 m, genoss ich den grossartigsten Rundblick. Nach Süden dehnt sich das Hochplato von Deosai, nach allen anderen Richtungen steigt Kette hinter Kette empor von felsigen und vergletscherten Gipfeln. Tief eingeschnittene Täler und Schluchten öffnen sich, in denen noch der Morgendunst blaut; zum Industal hinunter geht der Blick frei durch die Schlucht, aus der ich kam; die Talsohle leuchtet als sonngoldener Fleck herauf.

Im Hintergrund jedoch ragt etwas, das seinesgleichen auf Erden nicht hat. Es ist der Hauptkamm des Karakorum. Man sieht die Einschnitte, in denen die grössten Gletscher der Welt ausserhalb der arktischen Zonen ruhen, der Biafo, Baltoro und Hispar. Darüber starrt ein Halbrund von Riesenzacken gen Himmel, von vielen kleineren unterbrochen. Der höchste ist der K^2, zugleich der zweithöchste Berg der Erde, aber K und Gusherbrum und andere stehen ihm nicht viel nach.

Der Zug über die Deosai-Ebene nahm zwei volle Tage in Anspruch. Es ist keine eigentliche Ebene, sondern ein hügeliges Plato, von vielen Flussläufen durchschnitten, das sich durchweg auf einer Höhe von 3600—4000 m hält. Die Hügel sind kuppenförmig und tragen fast durchweg auf der Nordseite noch Schneeflecken, die sich also das ganze Jahr hindurch halten müssen, da wir schon Ende August schreiben. Dieser Umstand allein zeigt schon das rauhe Klima der Gegend, da sie doch noch ziemlich tief unter der Schneegrenze liegt. Gen Südosten dacht sich das Plato langsam ab; dorthin fliessen die Wasser in den Schigarfluss

zusammen — nicht zu verwechseln mit dem anderen Schigar, der von Norden kommend bei Skardu in den Indus mündet. Weiter unten fällt der Schigar in den Schingo, dieser in den Dras, dieser wieder in den Surufluss, an dessen Vereinigung mit dem Indus bei Mörol wir vorüberkamen. So gehört das ganze Gebiet noch nicht zum eigentlichen Kaschmir, sondern zu Baltistan. Auf allen Seiten wird das Plato von höheren Gebirgen umschlossen, denen man jedoch ihre Höhe nicht ansieht, weil der Boden allmählich zu ihnen ansteigt. An einer einzigen Stelle öffnet sich ein Ausblick auf den Nanga Parbat, den Riesen des Nordwesthimalayas; doch nur seine Spitze wird sichtbar.

Es ist eine eintönige Wanderung über dieses Hochplato. Ein wahrer Blumenteppich deckt die Täler und südlichen Hänge, ganze Felder von Edelweiss, Eisenhut, Kreuzkraut, Wermutarten, Gentianeen; aber alle von gedrängtem Wuchs, niedrig und dicht, als duckten sie sich vor einem Feind zusammen. Viele Pflanzen legen sich platt auf den Boden. Der Feind ist der eisige Wind, der hier fast beständig weht, und der Schnee, den er auch im Hochsommer mit sich bringen kann. Ein Busch oder gar ein Baum ist nirgends zu finden — sie könnten hier nicht leben.

Man sollte nun denken, dass, wo so viele Blumen blühen, auch eine rege Insektenwelt bestehen müsste, der die Befruchtung der Blüten anvertraut wäre. Sie muss wohl da sein, aber gesehen habe ich davon nichts ausser ein paar einzelnen Hausfliegen, die schwerfällig, halb betäubt schienen. Die Einsamkeit auf den Alpengipfeln ist gross, doch immer freundlich durch den Blick in ein bewohntes Tal; die Einsamkeit auf den vorderen Ketten der Himalayas wird stets gemildert durch das Rauschen der Bäume, in den Hoch-

tälern Westtibets durch die Stimmen der Flüsse und Ströme. Hier auf dem Deosai fliessen die Wasser kraftlos und still dahin, kein Summen eines Insekts, kein Zwitschern eines Vogels unterbricht die Lautlosigkeit. Es ist das Einsamste, was es geben kann. Man hört sich atmen.

Bewohnt ist die Ebene natürlich nicht, sie wird nicht einmal als Weideplatz benützt trotz ihres Kräuterreichtums, wegen ihrer unsicheren Witterungsverhältnisse.

Aber doch ist Leben da. Von Zeit zu Zeit ertönt ein schriller Pfiff. Das ist eines der zahlreichen Murmeltiere, denen die Gegend zu eigen gehört. Die putzigen Gesellen sind hier nicht so scheu wie sonst. Sie machen ihr Männchen, wenn sie jemand kommen hören, und lassen ganz nahe an sich herankommen, ehe sie blitzschnell im Bau verschwinden. Es scheint die gewöhnliche, gelbe Art unserer Alpen zu sein, nicht mehr die mit dem braunroten Wams wie in den inneren Ketten.

Der erste Wandertag war schön, doch gegen Abend setzte ein abscheulicher, rauher Wind ein, der die Nacht im Zelt ungemütlich gestaltete. Auch die dünne Luft machte sich wieder fühlbar und erschwerte das Atmen. Am zweiten Tag war der Himmel bezogen und wurde immer drohender. Der Wind hielt an. Ich drängte vorwärts, aber die flachen Hochtäler wollten kein Ende nehmen; immer wieder öffnete sich ein neues, das man durchmessen musste. Endlich am späten Nachmittag wies der Schikari auf eine Talwand vor uns: der Sarsingarpass. Er ist etwa 4200 m hoch, nicht viel über der Talsohle, so dass der Anstieg kaum eine Stunde in Anspruch nimmt. Oben treffen wir auf ein Plato, von einer wüsten Trümmermasse bedeckt.

Das Gehen für die Ponies wird schwierig in diesem Gewirre von Blöcken; an mehreren Stellen sieht man die Reste verunglückter Tiere. Zwei Seen sind eingebettet in dieses pflanzenlose Trümmerfeld, jeder etwa einen Kilometer lang und halb so breit. Ihr Wasser ist kristallklar und dunkelblau; kein lebendes Wesen darin sichtbar.

Hier schlagen uns die ersten Schneeflocken ins Gesicht. Ich wende mich zurück: eine dichte, graue Wolke füllt das Tal aus dem ich heraufstieg. Die Lasttiere, die eine Stunde hinter uns kommen, erhalten noch ihr Teil dieses Winterwetters und der arme Offizier, der mich ein Stück begleitete, hatte so darunter zu leiden, dass er, wie ich später hörte, am Burzilpass eine Woche lang krank lag. Ich selbst entgehe ihm gerade, denn nun bin ich am Rand des Passes angekommen und hier macht auch der Schneesturm Halt. Ein steiler Abstieg führt in einer Stunde hinunter ins grüne Schingotal, wo Kühe und Pferde weiden. Nach drei Tagen gibt es wieder frische Milch als Labsal.

Kaum haben wir bei Sonnenuntergang das Zelt aufgeschlagen, so erreicht uns das schlechte Wetter auch hier. Aber es ist wenigstens Regen und kein Schnee.

Die Topographie dieser Gegend ist nicht ganz leicht zu überschauen. Vom Sarsingarpass sind wir ins Schingotal herabgestiegen, das wir nur überquerten, um am Rand eines Seitentales zu lagern. Nun folgen wir diesem Seitental und entdecken, dass es sich nach beiden Seiten öffnet, einerseits gegen den Schingofluss, andererseits zum Burzilpass. Nur der Talboden ist in der Mitte etwas erhöht, so dass eine Wasserscheide entsteht. Das ist der Stak Pilapass. Er bildet die Grenze von Baltistan und Kaschmir. Der Bach gen

Norden fliesst zum kleintibetanischen Indus, der gen Süden zum Kischenganga, dann zum Jhelum und mit diesem wieder in den Indus weit draussen in der Ebene des Punjab.

Hier ändert sich auch mit einem Schlag der Charakter der Täler. Üppigste Matten nehmen uns auf, voll blühender Stauden fast in Brusthöhe, Fichten- und Zedernwälder überziehen die Nordhänge, Kalkberge treten an Stelle der Granitschrofen. Wir sind noch in der Höhe von über 3000 m. Unterhalb des Schutzhauses am Fusse des Burzil-lá, der hinüberführt nach Astor und Gilgit, treffen wir auf den ausgezeichnet gehaltenen Weg, den die Engländer hier durchgelegt haben, der schönste überhaupt, den ich in Kaschmir sah. Und doch passiert gerade auf diesem schönen Weg etwas, das auf all den schlechten nicht vorgekommen ist: die Pferde gehen durch. Was geschehen war, habe ich nie erfahren können. Ich war botanisierend etwas zurückgeblieben und traf plötzlich auf den Diener, der mit starrem, blödem Blick auf einem der Körbe sass mitten im Weg. Er erzählte etwas von einem Hund, der zwischen die Pferde gefahren sei. Wo sollte aber ein Hund herkommen, wo es meilenweit keine Menschen gab? Jedenfalls fand ich das Gepäck über zwei Kilometer verstreut, ein Teil war über die Hänge hinabgerollt und lag drunten in den Wiesen. Was zerbrechen konnte, war hin, und das andere verbogen und zerstossen. Doch ich bekam wenigstens alles wieder. Nur ein Pack, der den Treibern gehörte, blieb verloren, so sagte man mir. Vielleicht bezweckte aber diese Nachricht nur ein höheres Trinkgeld.

Eine Stunde tiefer unten traf ich dann die Treiber. Sie hatten die Durchgänger wieder eingefangen und zogen kleinlaut zurück, um das Gepäck zu holen.

Sie erwarteten eine Strafrede, aber ich empfahl ihnen nur, sich zu beeilen. Das wirkte dann auch; sie beeilten sich wirklich, weil sie so glimpflich davon gekommen waren, und das ist eine ausserordentliche Leistung von seiten eines Kaschmiris.

Etwas weiter unten standen zwei Kamele bei einem einsamen Haus. Sie wirkten seltsam in dieser alpinen Umgebung. Es wurde mir gesagt, dass sie vielfach zum Transport verwendet werden über die Pässe nach Astor, denn von hier zweigt ein zweiter Übergang dorthin ab, der Kamri-lá.

Burzil- und Kischengangatal nähern sich in ihrer Art am meisten unseren Alpentälern. Sie sind reich bewaldet, haben schöne Felspartien, klare Bergströme und grüne, blumige Wiesen. Diese sind manchmal ganz bedeckt von mannshohem, tiefblauem Rittersporn und rosa Malven mit grossen Blüten.

Der Hauptort am Kischenganga ist Gures. Eine schöne, regelmässige Bergpyramide schliesst das Tal gen Norden ab. Etwas erhöht thront ein altes Fort mit vier Ecktürmen. Der Ort ist aufgelöst in einzelne Weiler, die Häuser wieder äusserst malerisch, aus entrindeten Baumstämmen gefügt, mit steinbeladenen Brettern gedeckt, wie ich sie schon im Wardwantal vorfand. Hier beginnt sich in den Sommermonaten ein Zeltlager zu entwickeln ähnlich dem von Pahalgam, wenn auch noch lange nicht so stark wie dort. Die Schattenseite des Aufenthaltes hier ist der viele Regen, dem das Tal andererseits sein frisches Grün verdankt.

Unterhalb von Gures tauchten wieder Rosskastanien auf, dann auch ein vereinzelter Apfelbaum, freilich mit ungeniessbaren Früchten. Gleich darauf zogen wir durch eine hübsche, malerische Schlucht, wo der Weg hoch in den Felsen hängt. Dann überraschte

ich ein seltsames Geschöpf. Es schien ein Kaninchen mit einem Rattenkopf. Es hockte auf einem Felsen und knabberte an einer Haselnuss, die es in den Vorderpfoten hielt wie ein Eichhörnchen. Eine Weile sahen wir uns erstaunt an, dann huschte es unter einen Stein.

Bald überschreitet man den Kischenganga auf einer anständigen Holzbrücke und steigt in engem Seitental empor durch schöne Nadelwälder. Nach kurzer Zeit kommt das hübsche Rasthaus von Goré in Sicht, in vollkommener Wald- und Bergeinsamkeit. Hier genoss ich mein letztes Zeltlager, denn am andern Tag wollte ich doppelten Marsch erzwingen, um noch abends den Wularsee zu erreichen, wo mich mein Hausboot erwartete. Dazwischen liegt der letzte Pass, der Rajdianga, der nochmals 3600 m erreicht. Der Anstieg dahin ist sanft, der Weg immer ausgezeichnet. Auf dem rasigen Gipfel ist die letzte grossartige Aussicht. Wer überhaupt nach Kaschmir geht, sollte unter keinen Umständen versäumen, vom Wularsee aus diesen Abstecher zu machen. Man braucht keine Karawane dazu, denn auf der Kaschmirseite des Passes liegt nochmals ein Rasthaus, Tragbal genannt, in dem auch Mahlzeiten zu haben sind. Es ist bequem in sechs Stunden zu erreichen von Bandipur am Ufer des Sees. Von Tragbal sind es höchstens noch drei Stunden hinauf. Von keinem einzigen Punkt im eigentlichen Kaschmir ist ein solcher Blick zu erlangen wie von hier aus. Die Masse der Berge um das Erintal her mit dem Haramuk als Mittelpunkt, das weite Tal von Srinagar und die ferne Kette des Pir Ponjal lohnten allein schon die Mühe. Aber gen Norden ragt aus blauen Tälern in einsamer Grösse der Nanga Parbat gen Himmel, der Riese des Nordwesthimalayas, der vierthöchste Berg der Erde überhaupt. Er bildet eine kolos-

sale Mauer von ungeheurer Länge, die dachartig von beiden Seiten her zum höchsten Punkt aufsteigt. Die oberen zwei Drittel sind vollständig vergletschert in blendender Reinheit. Er ist fast 80 km entfernt in der Luftlinie, doch er scheint so nahe, als ob man ihn greifen könnte.

Beim Abstieg glaubte ich etwas abseits vom Weg eine Schafherde zu sehen. Doch ein Hirte war nicht dabei und das wunderte mich. Ich zeigte sie dem Schikari. Der lachte, nahm einen Stein und warf ihn hinüber. Die Schafherde stob auseinander und erhob sich in die Lüfte: es waren über dreissig Aasgeier, um ein totes Pony versammelt.

Bald gelangt man durch dünnen Wald nach Tragbal und dann hinaus auf den letzten steilen Berghang, in dem der Weg schattenlos hinunterführt zur Talsohle. Hier liegt plötzlich der Wularsee zu Füssen mit seinen Buchten und den Sümpfen, die sich gegen Srinagar hin daran schliessen. Weit im Hintergrund hebt sich der Burgfelsen der Hauptstadt ab. Heiss und mühsam geht es hinab auf schlechten Abkürzungswegchen, durch lange Hänge voll Indigosträucher. Hier und da schlingt sich eine reichblühende Clematis hindurch. Dann erscheinen die ersten Maisfelder und Obstbäume, Pfirsiche, Birnen und Äpfel, deren Früchte denen von Europa an Güte gleichkommen. Sie locken um diese Jahreszeit die schwarzen Bären herunter von ihren Bergen — es soll ein erbitterter Kampf geführt werden zwischen den Tieren und den Bauern um den Besitz des Obstes. Der schwarze Bär gilt unter den Europäern nicht als sehr begehrenswertes Wild, weil sein struppiges Fell zu nichts zu verwenden ist.

Mit einem lebhaften Gefühl des Bedauerns erreichte ich gegen Abend die Dunga, die mich bei Ban-

dipur erwartete. Der feste Vorsatz, dass diese Zeltreise nicht die letzte sein sollte, war schon reif in mir. Wer einmal Blut geleckt hat, wird die Sehnsucht nach mehr nicht los. Die Unannehmlichkeiten sind bei einer Wiederholung leicht zu vermeiden oder wenigstens bedeutend zu vermindern. Die Genüsse des Alleinseins mit dieser grossartigen Natur übersteigen alles, was Europa zu bieten hat — die Bequemlichkeiten vermisst man nicht mehr.

In Srinagar beim Agenten brach das wohlverdiente Strafgericht über den Schikari herein. Aber der Mann setzte allem nur ein Achselzucken entgegen; es war ihm nicht beizukommen. Nur das eine traf ihn empfindlich, dass ich ihm ein Zeugnis verweigerte.

Ich hätte ja nun auch den Diener wegschicken können, aber hatte ich ihn so lange ertragen müssen, so wollte ich ihn vollends in Lahore abliefern, wo er ja beheimatet war. Man fühlt doch wieder Mitleid mit den Leuten. Es war nicht meine Schuld, dass es in Baramula doch noch zur Katastrophe kam. Bis dorthin reiste ich im Boot. Bei Sopor wurden wir von einem furchtbaren Gewitter überrascht, das meine ganze Häuslichkeit unter Wasser setzte, so dass das Bett für die Nacht am Feuer getrocknet werden musste. Das wäre nicht schlimm gewesen, doch beim Eintreffen in Baramula erwartete uns die Hiobspost, dass vier Brücken der Strasse weggerissen worden waren, drei gegen Mari zu, eine gegen Srinagar. Vom oberen Jhelum her wurde Hochwasser gemeldet, das schon einen Tag später die Hauptstadt überschwemmte. Ich sass also fest und konnte nach keiner Seite hin entkommen. Fünf Tage dauerte dieser Belagerungszustand und in dieser Zeit wurde der Diener, der nichts zu tun hatte und noch weniger tun wollte, so frech,

dass eine Trennung nicht mehr zu vermeiden war.

Als ich endlich nach Mari abreisen konnte, erwies sich die Reise als sehr mühsam und unsicher. Der erste brückenlose Fluss wurde in der Tonga durchquert unter Beihilfe von einem Heer von Kulis, nachdem die Ponies ausgespannt waren. Quer über die Felder ging es zum Ufer, steil hinunter, im Wasser über grosse Steine, drüben wieder steil hinauf. Ein Notweg war nicht hergestellt worden. Wo die zweite Brücke fehlte, fand ich's noch schlimmer. Dort wurde alles Gepäck abgenommen und auf zwei Balken über den tief eingeschnittenen Wildbach befördert. Denselben Weg ging ich selbst, nachdem ich die Schuhe ausgezogen hatte. Die Tonga stiessen und zogen sie weiter unten die Abhänge hinab und hinauf unter grossem Geschrei. Nach einer Stunde Aufenthalt konnte ich weiterfahren. Aber an der dritten verunglückten Brücke hörte alles auf. Es war gerade vor Uri. Dort musste man in eine tiefe Schlucht hinabsteigen, wo man in einer Sänfte über den Fluss befördert wurde. Dann wohl eine halbe Stunde hinauf zum Dâk Bungalow von Uri. Zwei Stunden später war auch das Gepäck dort. Von hier ab ging alles glatt.

Dr. Duke vermerkt in seinem Buch einen Eintrag aus dem Jahr 1899 im Fremdenbuch von Kohala, den ich selbst gesehen habe. Ein englischer Oberst schreibt da: „Ich habe nur zu sagen, dass ich dankbar dafür bin, wieder ausserhalb Kaschmirs zu sein, und ich möchte niemand raten, dahin zu gehen."

Ich kann durchaus die Stimmung dieses Herrn begreifen, denn ich habe die Unannehmlichkeiten selbst durchmachen müssen, denen sie offenbar entsprang.

Aber er hat wohl zwei Fehler gemacht. Zunächst blieb er nicht lange genug im Land. Wenn man sich auch nie an Unredlichkeit und Unzuverlässigkeit gewöhnt, so gelingt es doch nach einiger Zeit, damit zu rechnen, und so ihre fatalen Folgen bedeutend zu mildern. Und dann sollte man, um das Land voll zu geniessen, dahin gehen, wo man es ohne die Leute hat, nämlich in die inneren Ketten und Täler. Dann gelingt es wohl, das Urteil über Kaschmir von dem über den Kaschmiri zu trennen. Für diesen soll der Herr Oberst Recht haben, aber trotzdem kann ich nur jedem raten, nach Kaschmir zu reisen. Grösseres gibt es nicht an Hochgebirge. Wer freilich in und um Srinagar sitzen bleibt, der lernt es nicht kennen.

Namen- und Sachregister.*)

A.

B.

*) Das Register macht keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit, sondern will nur das Nachschlagen durch Aufführung der wichtigeren Namen und Schlagworte erleichtern.

C.

D.

E.

F.

G.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.



Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.